



Joachim Fest
Bernd Eichinger

Der Untergang

Das Filmbuch

Hitler im Führerbunker, die Russen in Berlin, die Stadt im Überlebenskampf – die letzten Tage des Dritten Reiches sind das Thema von Joachim Fests Sachbuch-Bestseller, nun verfilmt von Bernd Eichinger.

Die Besetzung vereint alles, was im deutschen Film Rang und Namen hat: Bruno Ganz spielt Hitler, Alexandra Maria Lara seine Sekretärin Traudl Junge. Juliane Köhler ist Eva Braun, Ulrich Matthes Propagandaminister Joseph Goebbels, Corinna Harfouch seine Frau Magda. In weiteren Rollen: Ulrich Noethen als Heinrich Himmler, Heino Ferch als Albert Speer. Regie führte Oliver Hirschbiegel.



Ein großer epischer Film fürs Kino, der sich streng an den historischen Dokumenten orientiert. «Der Untergang Berlins ist eines der dramatischsten Ereignisse der Geschichte überhaupt.» (Joachim Fest)

Das Buch zum Kinoereignis des Jahres enthält Joachim Fests Vorlage sowie das Drehbuch von Bernd Eichinger – ein Stück historische Literatur und seine Übertragung in den Film –, dazu ausführliche Hintergrundberichte zur Entstehung der Großproduktion und mehr als 200 Fotos.

www.rororo.de

ISBN 3-499-61923-7 € 10.90 (D)



9 783499 619236

Zu DIESEM BUCH

Hitler und das Ende des Dritten Reiches: Die neuere Geschichte kennt nichts, was den Ereignissen des Frühjahrs 1945 vergleichbar wäre. Niemals zuvor sind im Untergang eines Reiches so viele Menschenleben vernichtet, so viele Städte ausgelöscht und Landstriche verwüstet worden. Die Herrschaft des Hitler-Regimes endete nicht einfach – das Land im Ganzen ging buchstäblich unter.

Joachim Fest schildert die Schlussphase des Krieges, von der im gespenstischen Scheinwerferlicht eröffneten Schlacht um Berlin bis hin zum Selbstmord Hitlers im Bunker unter der Reichskanzlei. Er versucht darüber hinaus, einige Fragen neu zu stellen sowie an ein Geschehen zu erinnern, das nicht nur politisch-historisch, sondern vor allem menschlich nichts anderes als ein Weltuntergang war.

Bernd Eichinger hat, auf der Basis des Buches von Joachim Fest sowie der von Melissa Müller herausgegebenen Aufzeichnungen von Hitlers Privatsekretärin Traudl Junge, die letzten zehn Tage des Dritten Reiches zu einem historischen Spielfilm verarbeitet. Das Budget betrug 13,5 Millionen Euro, Regie führte Oliver Hirschbiegel, Bruno Ganz spielt Hitler. Drehbuchautor und Produzent Eichinger: «Ich finde, es ist an der Zeit, dass wir unsere Geschichte selber beleuchten – ein solches Projekt muss aus Deutschland heraus gemacht werden.»

JOACHIM FEST

Der Untergang

Eine historische Skizze

BERND EICHINGER

Der Untergang

Ein Film

Herausgegeben von Michael Töteberg

Rowohlt Taschenbuch Verlag

2. Auflage September 2004

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei
Hamburg, September 2004

Copyright © 2002 by Alexander Fest Verlag, Berlin;

2004 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Karten Peter Palm, Berlin

Register Carolina Lehmkuhl, Berlin

Umschlaggestaltung any.way, Andreas Pufal

(Fotos Constantin Film)

Satz und Gestaltung des Filmbuchs Ulrike Theilig/
Das Herstellungsbüro

Druck und Bindung Druckerei Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3 499 61923 7

[Eingelesen mit ABBY Fine Reader](#)

INHALT

JOACHIM FEST

Der Untergang. Hitler und das Ende des Dritten Reiches

Vorwort 7

Die Eröffnung der Schlacht 15

Konsequenz oder Katastrophe: Hitler in der
deutschen Geschichte 47

«Der Krieg ist verloren!» 59

Schlussstriche 87

Bankett des Todes 101

Der Wille zum Untergang 147

Kapitulationen 161

Untergang einer Welt 189

Bibliographie 199

Register 206

BERND EICHINGER

Der Untergang

Der Film in Bildern 209

Drehbuch 236

Anhang

MICHAEL TÖTEBERG

Hitler – eine Filmkarriere. «Der letzte Akt» und
andere Filme über das Ende des Führers 405

CHRISTIANE PEITZ

Gespenster der Geschichte.
Ein Bericht von den Dreharbeiten zum Film
«Der Untergang» in St. Petersburg 427

MAKING OF:

DIE SCHAUSPIELER ÜBER IHRE ROLLE, REGISSEUR,
DREHBUCHAUTOR UND PRODUZENT ÜBER DEN FILM

Bruno Ganz 437

Alexandra Maria Lara 439

Corinna Harfouch 441

Ulrich Matthes 444

Heino Ferch 446

Juliane Köhler 449

Christian Berkel 451

Oliver Hirschbiegel 453

Bernd Eichinger 455

Besetzung und Stab 459

Joachim Fest 462

VORWORT

Die neuere Geschichte kennt kein katastrophisches Ereignis, das dem Untergang von 1945 vergleichbar wäre. Niemals zuvor sind im Zusammenbruch eines Reiches so viele Menschenleben ausgelöscht, so viele Städte vernichtet und ganze Landstriche verwüstet worden. Mit Recht hat Harry L. Hopkins, Berater der beiden amerikanischen Kriegspräsidenten, beim Anblick der Ruinenfelder von Berlin ein Bild aus dem Halbdämmer der Geschichte herangezogen und an das zerstörte Karthago erinnert.

Was von den Mitlebenden durchgemacht und erlitten wurde, waren nicht nur die unvermeidlichen Schrecknisse einer von der Vernichtungsmacht moderner Kriege noch gesteigerten Niederlage. Vielmehr schien in der Agonie, mit der das Hitlerreich erlosch, eine steuernde Kraft am Werk. Sie setzte alles daran, dass seine Herrschaft nicht nur endete, sondern das Land im Ganzen buchstäblich unterging. Schon bei seinem Machtantritt und dann immer wieder hatte Hitler erklärt, dass er niemals kapitulieren werde, und zu Beginn des Jahres 1945 seinem Luftwaffenadjutanten Nicolaus von Below versichert: «Wir können untergehen. Aber wir werden eine Welt mitnehmen.»

Hitler wusste seit Langem, dass der Krieg verloren war. Die ersten Äusserungen darüber fallen bereits im November 1941. Aber eine hinreichend ruinierende Kraft besass er noch immer.

Auf dem Grund aller Durchhalteappelle und Verteidigungsaufrufe der letzten Monate ist eine Art Jubelton unüberhörbar, wie er in Robert Leys Ausbruch anlässlich der Zerstörung Dresdens durchschlägt: «Wir atmen fast auf! Nun ist es vorbei! Wir werden jetzt durch die ... Denkmäler deutscher Kultur nicht mehr abgelenkt!» Und Goebbels sprach von den «zerschmetterten Gefängnismauern», die nun «in Klump geschlagen» seien. Hitler selber hatte schon im Herbst 1944 und dann noch einmal durch den sogenannten «Nerobefehl» vom 19. März 1945 angeordnet, sämtliche Voraussetzungen zur Aufrechterhaltung des Lebens zu demolieren: die Industriewerke und die Versorgungsanlagen, die Strassen, Brücken und Kanalisationssysteme, so dass dem Gegner nichts als eine «Zivilisationswüste» in die Hände fiel.

Die Monate des endenden Kriegs verbrachte Hitler in dem Bunker, den er Anfang der vierziger Jahre hatte anlegen lassen. Von hier, fast zehn Meter unter der Erde, kommandierte er Armeen, die längst zerschlagen waren, und eröffnete Entscheidungsschlachten, die niemals stattfinden würden. Von Claus Schenk von Stauffenberg, dem Attentäter des 20. Juli 1944, ist die aus dem Anblick der betonierten Führerhauptquartiere gewonnene Beobachtung überliefert: «Hitler im Bunker – das ist der wahre Hitler!» Tatsächlich verrät die Verbindung von Kälte, weltfernem Vernichtungswillen und opernhafem Pathos, die Hitlers Entscheidungen der letzten Zeit bestimmen, viel von seinen auffälligsten Wesenszügen, und genauer als aus dem Verhalten dieser Wochen, in denen er sich mehr denn je von der Welt wegspernte, kann man dem, was ihn sein Leben lang trieb, kaum auf den Grund kommen. Alles ist noch einmal verdichtet und gesteigert zusammen: sein Hass auf die Welt,

die Erstarrung in früh gewonnenen Denkmustern, die Neigung zum Unausdenkbaren, die ihm so lange von Erfolg zu Erfolg verholfen hatte, ehe jetzt alles endete. Aber eines der grossen Spektakel, auf die er zeitlebens aus gewesen war, liess sich noch immer und nun womöglich grossartiger denn je veranstalten.

Zu Bild und Verständnis des Geschehens gehört die unbestrittene Autorität, die Hitler trotz der von allen Beobachtern übereinstimmend beschriebenen Hinfälligkeit der Person nach wie vor ausübte. Mitunter scheint es sogar, als habe die Greisenhaftigkeit der Erscheinung und die sichtbare Anstrengung, mit der er sich durch die Räume schleppte, die Suggestivität seiner Auftritte noch verstärkt. Kaum einer jedenfalls wagte ihm zu widersprechen. Bewährte Generäle und hochdekorierte Offiziere standen während der täglichen Lagekonferenzen stumm und mit bemüht ausdrucksleeren Mienen um ihn herum. Unbewegt führten sie die ergangenen Weisungen aus, deren Irrwitz oder Sinnlosigkeit ihnen nicht verborgen geblieben war.

Für alle diese und manche weiteren Bewandnisse liefert die folgende Darstellung zahlreiche, nicht selten bestürzende Beispiele. Sie haben den Ereignissen eine einzigartige Dramatik verschafft. Umso erstaunlicher ist das «ungewisse Licht», das zumal über den Vorgängen im Führerbunker liegt. Die Wendung stammt von dem britischen Historiker Hugh R. Trevor-Roper, dem Verfasser der ersten verlässlichen Darstellung von «Hitlers letzten Tagen», wie der Titel seiner bereits 1946 erschienenen Bestandsaufnahme lautet. Bis heute ist dieses Licht kaum schärfer geworden. Allein zu der Frage, wie Hitler sich umgebracht hat, liegen mindestens vier widersprüchliche Zeugenaussagen aus engster Umgebung vor. Ähnliches gilt für den

Verbleib der Leiche des Diktators und der seiner ihm in der Nacht zuvor angetrauten Ehefrau, desgleichen für den von sowjetrussischer Seite behaupteten «Sturm» auf die Reichskanzlei und anderes mehr.

Die Unsicherheit in den Befunden geht zum Teil darauf zurück, dass die kritischen Untersuchungen, einschliesslich derjenigen Trevor-Ropers, erst Monate nach den Ereignissen einsetzten, als viele wichtige Zeugen entweder in den Kriegswirren verschwunden oder in sowjetische Gefangenschaft geraten und mithin unerreichbar waren. Nicht nur zahlreiche SS-Ränge, die zur Besetzung der Reichskanzlei gehörten, auch Wehrmachtsoffiziere aus dem Kampfgebiet Berlins sowie Bunkerpersonal und selbst noch die Zahnärzte Hitlers kehrten erst 1955, im Anschluss an Adenauers Moskau-Reise, nach Deutschland zurück.

Damit stand unversehens eine Anzahl erster Auskunftgeber über eines der unstreitig erregendsten und folgenreichsten Ereignisse der deutschen Geschichte zur Verfügung. Doch die Gelegenheit ihrer Befragung wurde vertan. Weder das Geschehen selbst noch die auf die eine oder andere Weise unmittelbar Beteiligten vermochten ein stärkeres Interesse zu wecken. Das hatte mancherlei Gründe.

Dazu zählte gewiss, dass der Untergang des Reiches zwar als nationale Katastrophe empfunden wurde. Doch die Nation gab es nicht mehr, und der Begriff der Katastrophe fiel mit wachsendem zeitlichem Abstand einer der deutschen Spitzfindigkeitsdebatten zum Opfer. Vielen klang er zu sehr nach «Schicksal» und Schuldverleugnung, als sei, was geschehen war, aus einer gleichsam unvermittelt auftauchenden historischen Gewitterwolke niedergefahren. Zudem umfasste er die Idee der Befreiung nicht, die bei jedem Blick auf das Jahr 1945 inzwischen mitgedacht werden sollte.

Das war ein erster Motivstrang für die sonderbare Gleichgültigkeit bei der Erforschung und Quellensicherung dieser Ereignisse. Einzig etliche historisch bewanderte Reporter meist angelsächsischer Herkunft haben sich seit den sechziger Jahren dem Thema zugewandt und die Dabeigewesenen befragt. Eine Rolle spielte auch, dass die Geschichtswissenschaft gerade zu jener Zeit die Bedeutung der Strukturen im historischen Prozess zu entdecken und, vereinfacht gesprochen, die gesellschaftlichen Verhältnisse für weitaus gewichtiger zu halten begann als die Ereignisse. Das elementare Vergewärtigungsbedürfnis, das am Anfang aller historischen Betrachtung steht, wurde seither als «unwissenschaftlich» verpönt; die erzählerische Technik auch. Zugleich damit sah sich jeder geschichtliche Stoff von einigem dramatischen Zuschnitt unter Verruf gestellt, als laufe dessen Darstellung zwangsläufig auf eine Art «yellow history» hinaus. Überhaupt scheut das vom Kleinteiligen angezogene Temperament der herrschenden Historikergeneration die grösseren, noch dazu spannungsgeladenen Abläufe. Aber mitunter tut der Chronist gut daran, das Vergrösserungsglas aus der Hand zu legen. Denn auch der Zusammenhang, in dem alles jederzeit mit allem steht, hat seine Bedeutung und leistet Erkenntnisgewinne, die keine Detailbetrachtung erbringen kann.

Mit dieser Absicht ist die vorliegende Darstellung geschrieben. Den Anstoss gab der Beitrag, den ich vor etwa anderthalb Jahren für das von Etienne François und Hagen Schulze herausgegebene Sammelwerk «Deutsche Erinnerungsorte» über den «Führerbunker» verfasst hatte. Der notgedrungen kurze, zugleich die Geschichte des Reichskanzlerpalais an der Wilhelmstrasse beschreibende Essay schilderte lediglich den letz-

ten Tag im Leben Hitlers sowie in wenigen eher offenen Strichen das darauffolgende Geschehen.

Nach dem Erscheinen des Bandes gingen mehrere Anfragen ein, die wissen wollten, anhand welcher Veröffentlichungen ein halbwegs umfassendes Bild vom Zusammenbruch des Reiches zu gewinnen sei. Erst dabei ging mir auf, dass ausser einigen wenigen, in mancher Einzelheit inzwischen überholten Darstellungen kaum ein Werk zugänglich ist, das dem ungeheuerlichen Geschehen jener Wochen auf dem neuesten Kenntnisstand gerecht würde. Das gleiche gilt für die Nachgeschichte, als der Vorhang schon gefallen war und das blutige Stück, den Launen der Geschichte folgend, auf der Vorderbühne noch ein paar Auftritte lang weitergespielt wurde.

Die Autoren, die am Ende dieses Buches mit ihren Arbeiten aufgeführt und teilweise kurz gewürdigt sind, haben die Einsicht in den Ereignisverlauf oftmals beträchtlich erweitert. Doch ein Gesamtbild, das sowohl den Gang der Dinge als auch wichtige Aspekte des dazugehörigen Hintergrunds vermerkt, steht offenbar aus. Auch die vorliegende Beschreibung will und kann nicht mehr als einen Anstoss geben. Sie nennt sich eine «historische Skizze». In vier erzählenden Kapiteln schildert sie die turbulenten, vom Druck des unausweichlich heranrückenden Verhängnisses aufgeladenen Vorgänge sowohl in der Bunkerwelt als auch in der zusehends hoffnungsloser in den Strudeln der Zerstörung versinkenden Hauptstadt. Dazwischengeschaltet sind vier kürzere, reflektierende Einschübe, die ein vom Fortgang des Geschehens in den Blick gerücktes Stichwort aufgreifen.

Das eine wie das andere ist zum Verständnis jener vierzehn Schreckenstage unentbehrlich. Wenn es eine der Aufgaben der Geschichtsschreibung ist, einen Ausschnitt gelebten Lebens

zur Anschauung zu bringen, muss sie sich für den von Hitler geschäftig in Gang gesetzten und von allzu vielen bereitwillig betriebenen Untergang um eine denkbar weite Perspektive bemühen. Weder sollte sie die von aller Vernunft verlassenem Entscheidungen der Führung übersehen – und wie es dazu kam – noch die Angst und das Entsetzen, die daraus folgten. Auch hätte sie die gedanklichen und emotionalen Wirrnisse nachzeichnen, in die sich die meisten Akteure verlaufen hatten, und die Einschlüge schriller Komik nicht zu vernachlässigen, die gelegentlich auftreten und das Grauen erst auf eine Art Gefrierpunkt bringen. Insonderheit aber sollte sie, wie andeutungsweise auch immer, die Trauer über soviel Sinnlosigkeit spürbar machen, die sich bei aller Betrachtung des unaufhörlichen Vernichtungstreibens einstellt, aus dem die Geschichte besteht.

Ein Land «in extremis»: davon ist auf den folgenden Seiten die Rede. Von den Umständen, die dahin führten und das Begreifen erst erschliessen, notwendigerweise auch.

ERSTES KAPITEL

Die Eröffnung der Schlacht

Um drei Uhr stiegen ein paar Leuchtkugeln in den Nachthimmel und tauchten den Brückenkopf bei Küstrin in bengalisches Rot. Nach einem Augenblick beklemmender Stille brach der Donner los, der die Oderniederungen weit hinaus über Frankfurt erbeben liess. Wie von Geisterhand in Gang gesetzt, heulten mancherorts bis hin nach Berlin die Sirenen los, schrillten Telefone und fielen Bücher aus den Regalen. Mit zwanzig Armeen und zweieinhalb Millionen Soldaten, mehr als vierzigtausend Granatwerfern und Feldgeschützen sowie Hunderten von Stalinorgeln, dreihundert Rohren auf den Kilometer, eröffnete die Rote Armee an diesem 16. April 1945 die Schlacht. Überall um die Ortschaften Letschin, Seelow, Friedersdorf und Dolgelin schossen gewaltige Feuersäulen hoch und bildeten eine Wand aus Blitzen, aufspritzenden Erdbrocken und herumfliegenden Trümmern. Ganze Wälder gingen in Flammen auf, und einige der Überlebenden erinnerten sich später an die heissen Orkane, die über das Land hingefahren waren und alles in Brand, Staub und Asche verwandelt hatten.

Nach einer halben Stunde setzte der Höllenlärm unvermittelt aus, und für Sekunden fiel eine atemnehmende, nur vom Prasseln des Feuers und den heulenden Winden belebte Stille ein. Dann flammte über den sowjetischen Linien der Lichtstrahl eines Scheinwerfers senkrecht gegen den Himmel und

gab das Einsatzzeichen für hundertdreiundvierzig, im Abstand von zweihundert Metern aufgestellte und flach über das Gefechtsfeld gerichtete Scheinwerfer. Die blendenden Lichtbahnen enthüllten eine tief zerpfügte Landschaft und brachen sich erst einige Kilometer weiter an den Seelower Höhen, die das operative Tagesziel des Oberbefehlshabers der 1. Weissrussischen Front, Marschall Georgi K. Schukow, waren. Der Befehl, mit dem er die Schlacht eröffnet hatte, lautete: «Der Gegner ist auf dem kürzesten Weg nach Berlin zu zerschlagen. Die Hauptstadt des faschistischen Deutschland ist einzunehmen und über ihr das Banner des Sieges zu hissen!»

Das theatralische Lichterspektakel, das in den sowjetischen Planungsstäben als Schukows «Wunderwaffe» beredet worden war, erwies sich als opferreicher Fehlschlag. Gegen manchen Widerspruch hatte der Marschall an der Absicht festgehalten, den vom voraufgegangenen Dauerfeuer verwirrten und entmutigten Gegner bis zur Kampfunfähigkeit zu «blenden», so dass die dahinterliegenden, annähernd dreissig Meter aufsteigenden, von Mulden und Abhängen durchsetzten Höhen im ersten Ansturm überrannt werden konnten. Doch der dichte Vorhang aus Rauch und Schlachtendunst, den das Trommelfeuer über die Ebene gelegt hatte, fing nicht nur das Licht der Scheinwerfer auf, sondern liess die Angreifer zunehmend ratlos in dem milchig dunklen Dämmer umherirren. Zudem stellte sich heraus, dass das sowjetische Oberkommando die Unwegsamkeit des schwierigen, von Kanälen, wässrigen Morasten und Abzugsgräben durchzogenen Geländes, das zu dieser Jahreszeit überdies im Frühjahrshochwasser stand, gänzlich falsch beurteilt hatte. Mannschaftswagen, Zugmaschinen und schweres Gerät aller Art fuhren sich in dem moorigen Terrain fest,



Marschall Georgi K. Schukow, der sowjetische Oberbefehlshaber, auf seinem Kommandostand bei Eröffnung der Schlacht um Berlin.

rutschten in die Tiefe weg und mussten schliesslich aufgegeben werden.

Am folgenreichsten war jedoch, dass der mit der Taktik russischer Truppenführer vertraute Befehlshaber der Heeresgruppe Weichsel, Generaloberst Gotthard Heinrici, kurz vor Beginn der Schlacht die vorderen Verteidigungsstellungen zurückgenommen hatte, so dass der Feuerschlag überwiegend ins Leere ging. Als daher die gegnerischen Infanterieeinheiten, angeführt und begleitet von massierten Panzeraufgeboten, mit wehenden Fahnen und gellenden Schreien aus den Schwaden hervorgestürzt kamen, warteten die weit schwächeren, aus vielfach aufgeriebenen Verbänden zusammengestellten Verteidiger nur ab, bis sie nah genug heran waren und schossen dann nahezu ziellos in die wimmelnden Schattenhaufen hinein. Gleichzeitig eröffneten Hunderte von Flakgeschützen aus heruntergelassenen Rohren das Feuer, sobald die in dichten

Rudeln anrollenden Panzer im diffusen Licht Umriss gewannen. Als der Tag anbrach, war der Ansturm unter schwersten Verlusten für die Angreifer abgeschlagen.

Dem ersten Fehlgriff liess Schukow einen zweiten folgen. Enttäuscht und verzweifelt über seinen Misserfolg, auch bedrängt von einem erkennbar verärgerten Stalin, befahl er in Abänderung des verabredeten Offensivplans, den Einsatz der zwei Panzerarmeen vorzuziehen, die in rückwärtigen Stellungen warteten. Ursprünglich für den Augenblick bereitgestellt, in dem eine grössere Bresche in den deutschen Verteidigungsriegel geschlagen war, stiessen sie jetzt auf das Schlachtfeld vor und vermehrten das ohnehin herrschende Durcheinander im Rücken der kämpfenden Truppe. Auf den verstopften Strassen drängten sie sich zwischen die orientierungslosen Verbände, hinderten die Artillerie am Stellungswechsel und schnitten die Zufahrtswege für Nachschub und Versorgung ab. Da sie überdies ohne jede Koordination in das Kampfgeschehen eingriffen, richteten sie ein heilloses Chaos an, das bald zur gänzlichen Lähmung der sowjetischen Operationen führte. Einer der Armeeführer Schukows, Generaloberst Wassili I. Tschukow, notierte am Abend des 16. April, die sowjetischen Verbände hätten ihre Aufträge nicht erfüllt und seien stellenweise «keinen einzigen Schritt» vorwärtsgekommen. Die Absicht, Berlin am fünften Tag nach Eröffnung der Offensive einzunehmen, war gescheitert.

Im Hauptquartier Hitlers, dem Tiefbunker auf dem Gelände der Reichskanzlei, war der Angriff seit Tagen mit einer Mischung aus Ungeduld, Fieber und narkotischer Ergebung er-

wartet worden. Bereits die Meldungen von den ersten flüchtigen Abwehrerfolgen hatten noch einmal wirre, alsbald ins Chimerische hochgeredete Siegeshoffnungen aufflackern lassen. Immerhin ordnete Hitler an, das Regierungsviertel und vor allem das Gelände um die Reichskanzlei zur Verteidigung bereitzumachen, Panzerabwehrgeschütze sowie Granatwerfer in Aufstellung zu bringen und überall Schiessscharten vorzusehen. Am Nachmittag gab er einen «Tagesbefehl an die Kämpfer der Ostfront» aus, der die Ausrottungswut des «jüdisch-bolschewistischen Todfeindes» beschwor und der Gewissheit Ausdruck gab, dass der Ansturm Asiens auch «dieses Mal ... vor der Hauptstadt des Deutschen Reiches verbluten» werde. «Ihr Soldaten aus dem Osten wisst», hiess es weiter, «welches Schicksal vor allem den deutschen Frauen und Kindern droht. Während die Alten, Männer und Kinder ermordet werden, werden Frauen und Mädchen zu Kasernenhuren erniedrigt. Der Rest marschiert nach Sibirien.»

Bereits im Verlauf ihrer Januar-Offensive hatte die Rote Armee die Oder erreicht und bei Küstrin, einige dreissig Kilometer nördlich von Frankfurt, an mehreren Stellen den Fluss überquert. Im Fortgang der Kämpfe war es ihr gelungen, einen annähernd vierzig Kilometer langen und streckenweise bis zu zehn Kilometer tiefen Brückenkopf zu bilden, der die gesamte «Nibelungenstellung» bis hin zur Neisse gefährdete. Erst Anfang März hatte die deutsche Seite daraufhin begonnen, in und um Berlin Gräben auszuheben sowie Panzersperren und befestigte Stellungen zu errichten. Doch als die sowjetischen Armeen zunächst verhielten, war der Bau eines wie behelfsmässig auch immer angelegten Verteidigungssystems unbegreiflicherweise zum Erliegen gekommen. Die Einstellung der Arbeiten ging nicht zuletzt auf Hitler selber zurück, der sich zu-



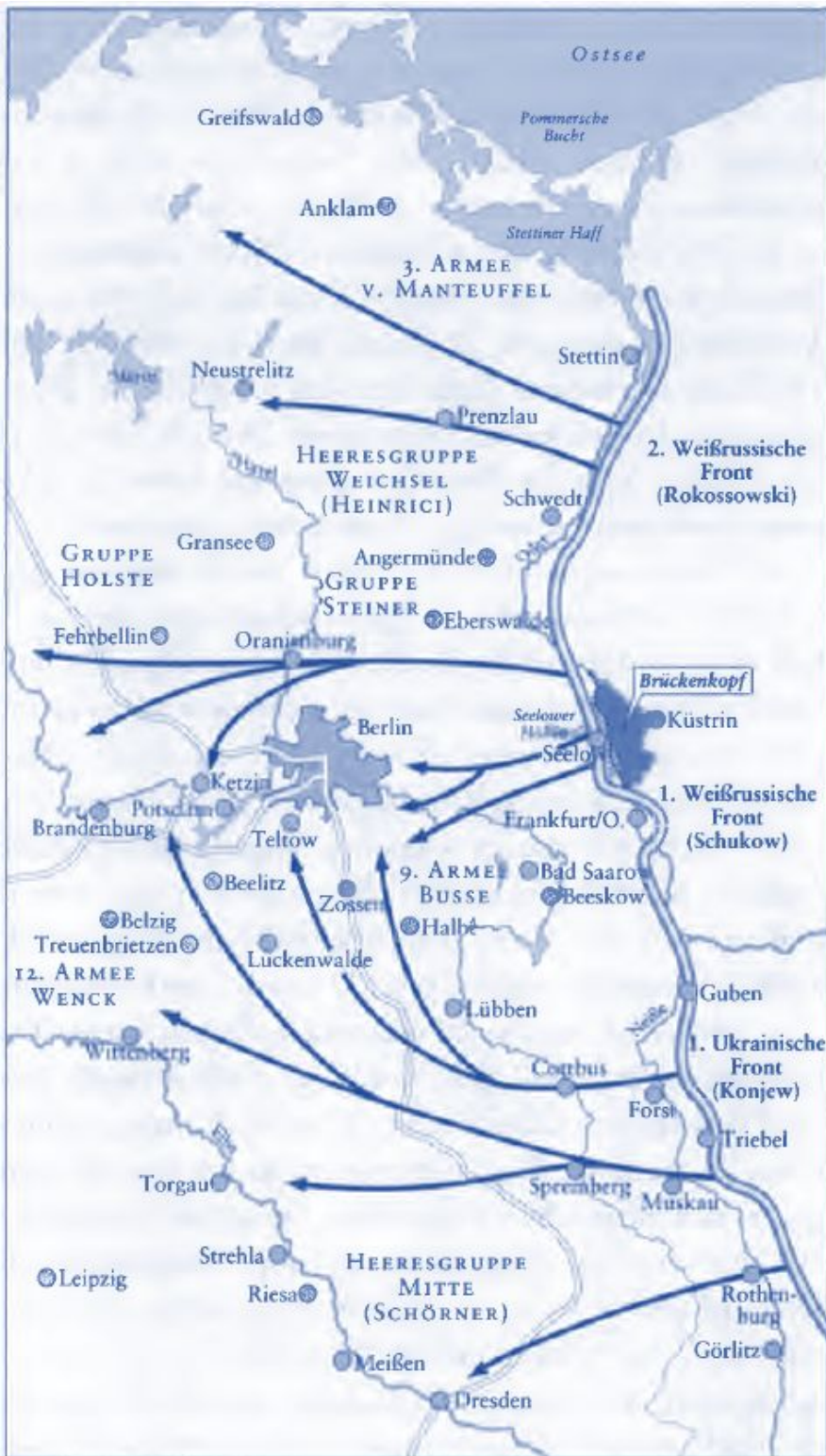
Von links nach rechts: Generaloberst Wassili Iwanowitsch Tschuikow, Generaloberst Gotthard Heinrici und General Theodor Busse, die bei der Schlacht operativ eine Hauptrolle spielten.

nehmend darauf versteifte, dass die Hauptstadt an der Oder verteidigt werden müsse und kein Verband den zugewiesenen Frontabschnitt verlassen dürfe. «Halten oder untergehen!» lautete die in zahllosen Befehlen und Durchhalteappellen wiederholte Parole.

Der sowjetischen Streitmacht gegenüber lagen das LVI. Panzerkorps General Helmuth Weidlings und, etwas nach Süden versetzt, vor allem die 9. Armee unter General Theodor Busse. Vergebens hatte General Heinrici, zu dessen Heeresgruppe die beiden Verbände gehörten, auf die Einschließungsgefahr hingewiesen, die bei einem erfolgreichen Durchbruch Schukows drohte, und mehrfach auch die Warnung wiederholt, dass der Widerstand nur kurze Zeit durchzuhalten sei; dann müsse der Mangel an infanteristisch bewährten Kräften, an Munition und Nachschub aller Art sowie vor allem die grenzenlose Erschöpfung der Truppen das Ende herbeiführen. Aber Hitlers unbeirrbarer Glaube, dass der Wille jede materielle Unterlegenheit wettmache, brachte im Verein mit irgendwelchen grossspurigen, niemals eingehaltenen Zusicherungen

von Göring, Dönitz oder Himmler – wenigstens augenblicks-
weise – die lange begrabene und nur von Hitler selber künst-
lich aufrechterhaltene Zuversicht zurück. Am Ende wurden ei-
nige Volkssturmataillone mit Omnibussen an die Front ge-
schafft, um Schukows Armeen und motorisierte Korps aufzu-
halten. Noch während der Rundfunk meldete, dass «Tausende
von Berlinern mit ihren Verbänden an die Front» abgerückt
seien, war für einen Teil von ihnen der Einsatz schon beendet.
Russische Jagdflugzeuge, die den gesamten Luftraum um die
Stadt beherrschten, hatten einige der Wagenkolonnen auf hal-
ber Strecke ausgemacht und mit wenigen Tiefangriffen ver-
nichtet.

Die Vorhersagen Heinrichs trafen nur allzu genau ein. Nach-
dem Schukow seine Verbände wieder formiert hatte, liess er
sie bei Eintritt der Dunkelheit erneut angreifen und setzte sie
umso rücksichtsloser ein, als inzwischen bekannt geworden
war, dass sein Rivale im Süden der Front, Marschall Iwan S.
Konjew, offenbar erfolgreicher manövriert hatte. Nicht nur
war es Konjew gelungen, die Lausitzer Neisse an mehr als ein-
hundertdreissig Stellen zu überqueren und der Offensive damit
den entscheidenden Durchbruch zu öffnen; vielmehr glaubte
er seither auch, gute Gründe für seine wiederholt erhobene
Forderung zu haben, an der Eroberung Berlins beteiligt zu wer-
den und Schukow die verheissene Siegestrophäe im letzten
Augenblick streitig zu machen. Ein stummer, von Stalin mit
arglistigen Andeutungen gegen den inzwischen ungeliebten
Schukow beförderter Wettlauf setzte ein. Als in einem der Ge-
spräche Konjew den Diktator um die Genehmigung ersuchte,
mit seinem rechten Flügel über Lübben und Luckenwalde nach
Norden zu schwenken, wo er innerhalb weniger Tage bei Zos-
sen an die Stadtgrenze Berlins gelangen werde, hatte Stalin



eingeworfen, ob dem Marschall bekannt sei, dass sich in Zossen «das Hauptquartier der Wehrmacht» befinde. Auf Konjews knapps «Ja!» war von Stalin die Antwort gekommen: «Gut. Ich bin einverstanden. Lassen Sie die beiden Panzerarmeen auf Berlin vorstossen.»

Weiter nördlich, im Mittelabschnitt der Oderfront, hatten Schukows Truppen gegen Mitternacht endlich die ersten Häuser von Seelow erreicht. Eine Zeitlang wogte der Kampf um die hufeisenförmigen Höhen hin und her. Dann waren die streckenweise zehnfach unterlegenen, nicht selten aus Reserven von hier und da zusammengerafften Einheiten der Wehrmacht hoffnungslos zermürbt und gingen zusehends in Auflösung über. Darüber hinaus war Heinrici von der wachsenden Sorge erfüllt, dass Konjews stürmisch vorstossende Verbände plötzlich in seinem Rücken auftauchen und die 9. Armee einschliessen könnten. Als ihn am folgenden Tag die Nachricht erreichte, dass eine seiner Eliteeinheiten, die auf den Kämmen der Seelower Höhen eingesetzte Fallschirmjäger-Division, panikartig die Flucht ergriffen hatte, liess er sich mit dem Führerbunker verbinden.

Doch wie verschiedentlich schon stiessen seine dringlich erhobenen Vorstellungen auf völliges Unverständnis. Der Vorschlag, die Truppen aus der Festung Frankfurt/Oder abzuziehen und in eine der kilometerweit aufgerissenen Abwehrlücken zu werfen, begegnete kalter Ablehnung. Und auch als er später von General Krebs, dem erst kürzlich ernannten Generalstabschef, die Genehmigung verlangte, die eigenen Verbände zurückzu-

Ausgangslage bei Beginn der russischen Offensive gegen Berlin am 16. April 1945. Bereits im Januar hatte die Rote Armee die Oder erreicht und bei Küstrin einen annähernd vierzig Kilometer langen und vereinzelt bis zu zehn Kilometer tiefen Brückenkopf gebildet.

nehmen, kam vom anderen Ende nur ein hörbar bestürztes Atemringen. Dann sagte Krebs: «Damit wird sich Hitler nie einverstanden erklären. Halten Sie sämtliche Stellungen!»

Am 19. April war die gesamte Hügelkette von Seelow bis hinauf nach Wriezen in russischer Hand und der Landstrich dazwischen, der einen Reisenden, kaum hundert Jahre zurück, an «ferne Wunderländer» erinnert hatte, «alles Friede, Farbe, Duft», wie er schrieb, in eine gesichtslose Kraterwelt verwandelt. Stück für Stück zerbrochen von nun an, in verlustreichen Stellungskämpfen, die Reste der deutschen Abwehrfront. Nach sowjetischen Angaben hatte die Schlacht auf Seiten der Angreifer über dreissigtausend Tote gefordert, glaubwürdigere Berechnungen kommen auf siebzigtausend Gefallene, denen zwölftausend Verluste auf deutscher Seite gegenüberstehen. Aber Berlin lag seither kaum siebzig Kilometer entfernt, und auf dem Weg in die Hauptstadt gab es keine zusammenhängende Front mehr, sondern nur noch mehrere Stützpunkte sowie von einzelnen Einheiten verteidigte Dörfer, Waldstücke oder kleine Anhöhen. Schon zwei Tage darauf schlugen, von eilig vorgezogenen Ferngeschützen abgefeuert, die ersten Granaten auf dem Berliner Hermannplatz ein. Sie richteten unter den ahnungslosen Passanten und den Käuferschlangen vor dem Kaufhaus Karstadt ein grauenhaftes Blutbad an.

Fast eine Woche zuvor hatten amerikanische Truppen bei Barby die Elbe erreicht und dort verhalten. «Berlin ist kein militärisches Ziel mehr», hatte der amerikanische Oberkommandierende, General Eisenhower, seinen entgeisterten Truppenführern erklärt; die Stadt gehöre den Russen, so sei es vereinbart worden, und der Krieg im nördlichen Teil des Reiches somit für sie zu Ende. Zur gleichen Zeit hatte Feldmarschall Wal-

ter Model nach mehreren, durchweg von ihm zurückgewiesenen Kapitulationsangeboten den Kampf um den Ruhrkessel eingestellt und seine Heeresgruppe aufgelöst. Über dreihunderttausend Soldaten und dreissig Generale gerieten in Gefangenschaft. «Haben wir alles getan», wandte Model sich an seinen Chef des Stabes, «um unser Verhalten vor der Geschichte zu rechtfertigen? Bleibt noch etwas zu tun?» Und nach einem kurzen Blick ins Leere hatte er hinzugefügt: «Früher nahmen die besiegten Feldherren Gift.» Wenig später folgte Model ihrem Beispiel.

Seit Wochen fühlte Hitler sich vom Unheil verfolgt, eine Verteidigungslinie nach der anderen war ihm weggebrochen, angefangen von der Grossoffensive der Roten Armee in Ungarn, der Erhebung der Partisanenverbände Titos, dem Fall der Festungen Kolberg und Königsberg bis hin zu den tausend geringeren Schreckensmeldungen, die täglich einliefen. Hinzugekommen waren die Streitigkeiten mit dem inzwischen abgelösten Generalstabschef Guderian sowie mit dem störrischen Speer, der sich Ende März sogar geweigert hatte, auf eine «erfolgreiche Weiterführung des Krieges» zu hoffen. «In allem Verrat ringsum», hatte Hitler daraufhin gesagt, «ist mir nur das Unglück treu geblieben – das Unglück und mein Schäferhund Blondi.»

Die Kette der Hiobsbotschaften schien nur einmal zu zerreißen, als Goebbels am Abend des 13. April angerufen und atemlos, mit sich überschlagender Stimme in den Apparat gerufen hatte: «Mein Führer, ich gratuliere Ihnen! In den Sternen steht geschrieben, dass die zweite Aprilhälfte für uns den Wendepunkt bringen wird. Heute ist Freitag, der 13. April!» Dann hatte er mitgeteilt, dass der amerikanische Präsident Roosevelt

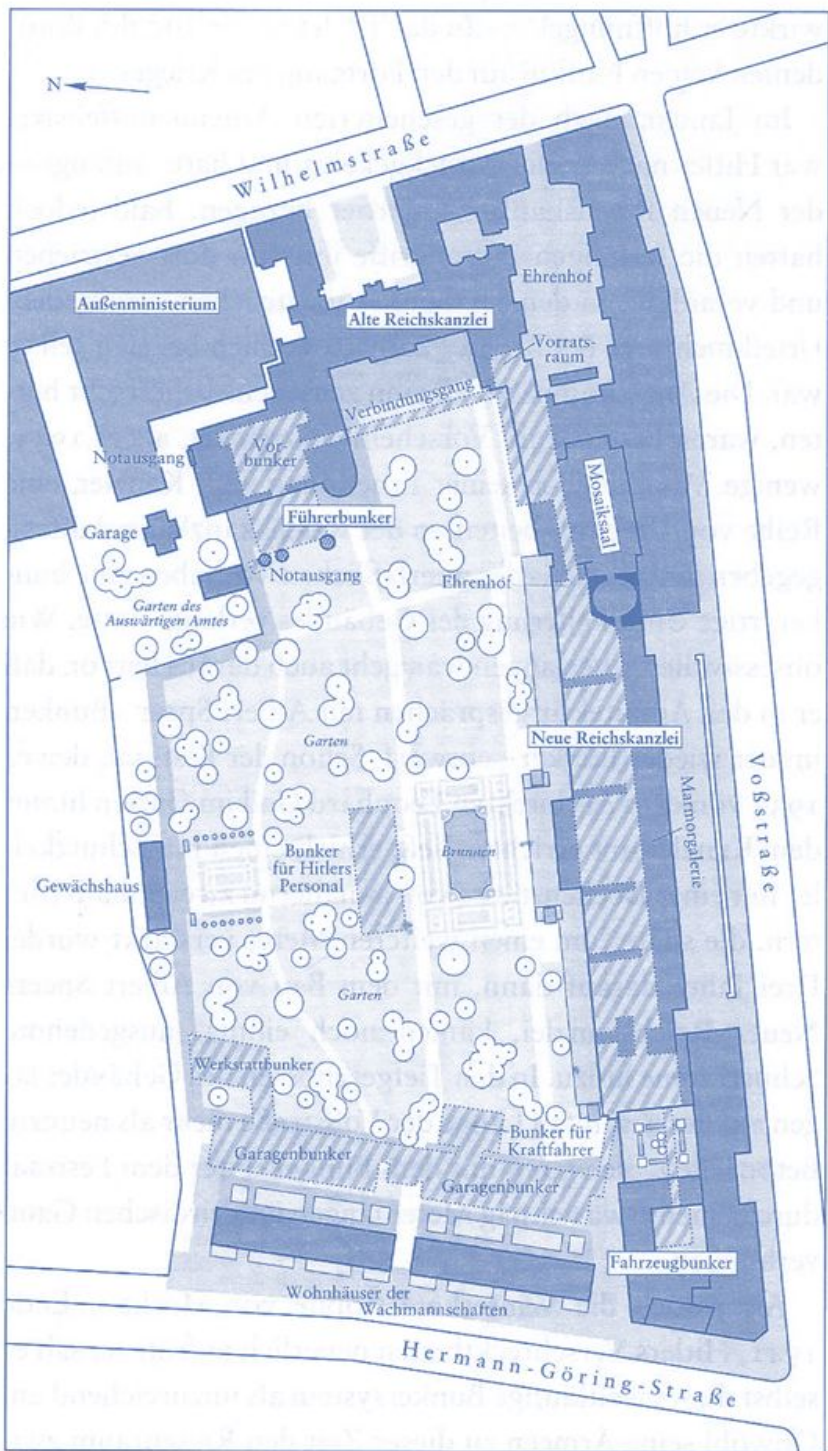
gestorben sei, und in der unverzüglich einberufenen Zusammenkunft mit Generalen, Ministern und Parteioberen schlugen aus Planetenkonjunktionen, Aszendenzen und Transiten im Quadrat noch einmal längst entschwundene Hoffnungen hoch. Ein Bündel Papiere in der zitternden Hand, lief Hitler von einem zum anderen und hielt ihm in leicht entrückter Greisenemphase die Meldungen hin: «Hier! Sie wollten es nie glauben! Wer hat nun recht?» Er verwies auf das Mirakel des Hauses Brandenburg, das den grossen Friedrich 1762 rettete: Das Wunder, sagte er, kehre noch einmal wieder! «Der Krieg ist nicht verloren! Lesen Sie! Roosevelt ist tot!»

Wie so oft in seinem Leben schien auch diesmal wieder die Vorsehung ein Einsehen zu haben und sich in buchstäblich letzter Sekunde auf seine Seite zu stellen. Seit Jahr und Tag hatte er seine Umgebung davon zu überzeugen versucht, dass das «widerwärtige Konkubinat» der Feindmächte in naher Zukunft zerbrechen und England wie die Vereinigten Staaten ihn, bevor es zum Äussersten komme, doch noch als Vorkämpfer der gemeinsamen Kultur gegen die Barbaren des Ostens anerkennen würden. Der Tod Roosevelts, versicherte er nun, sei das ersehnte Signal zur Umkehrung der Allianzen, der Krieg im Westen so gut wie beendet, und für ein paar Stunden herrschte im Bunker eine Hochstimmung, in der sich die Empfindung des Davongekommenseins mit Zuversicht und bald schon wieder Siegeserwartung mischte. Aber im Laufe der Nacht, als alle Gaukelspiele durchgerechnet waren, brachen die ausgeblendeten Bedrückungen aufs Neue durch, zumal die Meldung eingegangen war, dass die Rote Armee Wien erobert habe. Am Ende sass Hitler, dem Bericht eines Beteiligten zufolge, «erschöpft, wie befreit und zugleich benommen in sei-

nem Sessel; dennoch wirkte er hoffnungslos.» In der Tat hatte der Tod des Präsidenten keinen Einfluss auf den Fortgang des Krieges.

Im Januar, nach der gescheiterten Ardennenoffensive, war Hitler nach Berlin zurückgekehrt und hatte anfangs in der Neuen Reichskanzlei Quartier bezogen. Bald jedoch hatten die ständigen Luftangriffe ihn von dort vertrieben und veranlasst, in den Tiefbunker umzuziehen, wo er, dem Urteil mehrerer Beobachter zufolge, endlich bei sich selber war. Die Angstkomplexe, die ihn zeitlebens beherrscht hatten, waren bereits zum Vorschein gekommen, als er 1933, wenige Monate nach seiner Ernennung zum Kanzler, eine Reihe von Umbauarbeiten an der Reichskanzlei in Auftrag gegeben und als eines der unerlässlichen Vorhaben eine bunkerartige Unterkellerung des Gebäudes verlangt hatte. Wie obsessiv dieses Verlangen war, geht auch daraus hervor, dass er in den Architekturgesprächen mit Albert Speer «Bunker, immer wieder Bunker» entwarf. Schon der Festsaal, den er 1935 von dem Architekten Leonhard Gall im Garten hinter dem Kanzleramt errichten liess, erhielt einen Luftschutzkeller mit einer Deckenstärke von annähernd zweieinhalb Metern, die später um einen weiteren Meter verstärkt wurde. Drei Jahre darauf dann, mit dem Bau von Albert Speers Neuer Reichskanzlei, kamen noch einmal ausgedehnte Schutzräume hinzu. In den Tiefgeschossen des Gebäudes lagen auf der gesamten Länge der Vossstrasse mehr als neunzig Betonzellen. Sie waren mit dem Bunker unter dem Festsaal durch einen etwa achtzig Meter langen unterirdischen Gang verbunden.

Als jedoch die Winterkatastrophe vor Moskau, Ende 1941, Hitlers Verschrecktheiten neuerlich aufrührte, sah er selbst dieses weitläufige Bunkersystem als unzureichend an. Obwohl seine Armeen zu dieser Zeit den Riesenraum zwischen Stalin-



grad und Hammerfest bis hin nach Tripolis besetzt hielten, beauftragte er 1942 das Büro Speer mit der Planung für einen weiteren Katakombenbau, der nochmals einige Meter tiefer lag. Er schloss an den Schutzraum unter dem Festsaal an, der seither als «Vorbunker» bezeichnet wurde und eine Kantine für die engeren Mitarbeiter Hitlers enthielt, einige Aufenthalts- und Schlafräume, ferner die Küche sowie Dienstbotenzimmer, sechzehn Räume insgesamt. Im Garten hinter der Reichskanzlei mit seinem alten Baumbestand und den stillen Parkwegen, von dem aus nur wenige Generationen zuvor Bettina von Arnim an Goethe geschrieben hatte, sie wohne «hier in einem Paradies», fielen jetzt noch einmal die Arbeitskolonnen ein, fällten die Bäume, schafften Baumaterialien, Zementmischmaschinen, Armierungen sowie Stapel von Schalbrettern heran und machten sich ans Werk. Anfang 1945 war der Betonklotz des Führerbunkers weitgehend fertiggestellt, doch gingen die Arbeiten vor allem an Unterständen und Wachtürmen noch geraume Zeit weiter und waren selbst im April 1945 nicht beendet.

In der Kelleranlage unter der Neuen Reichskanzlei befanden sich die Quartiere der Entourage Hitlers: seines mächtigen Sekretärs Martin Bormann und des letzten Generalstabschefs Hans Krebs mitsamt seiner Adjutantur, des Generals Burgdorf und des Chefpiloten Hitlers, General Hans Baur, des SS-Gruppenführers Hermann Fegelein, der als Himmlers Vertreter im Führerhauptquartier diente, und ungezählter anderer Offiziere bis hin zu Hitlers Sekretärinnen, den Wachmannschaften, Ordonnanzen, Funkern, Kartenzeichnern und weiterem Personal.

Lageplan des weitläufigen Bunkersystems auf dem Gelände der Reichskanzlei.



Hitler mit seinem allmächtigen Sekretär Martin Bormann
im Jahre 1943.

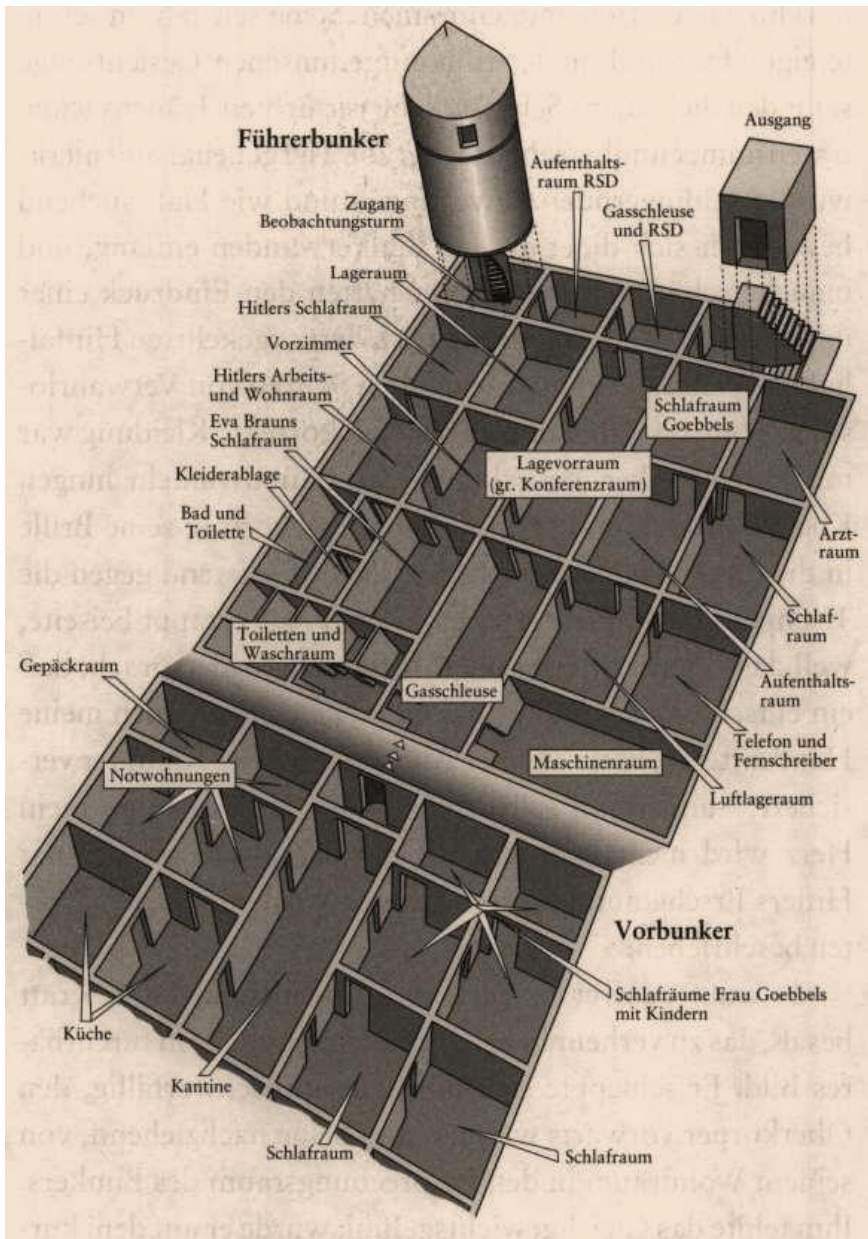
Ein Teil der Räume war als Notlazarett eingerichtet, ein anderer als Zufluchtsstätte für Bombengeschädigte, Schwangere und rund zweihundert Kinder; ihre Zahl stieg Tag für Tag und führte bald zu einer unerträglichen Überfüllung.

Mit dem «Führerbunker» war der sogenannte «Vorbunker» durch eine in die Tiefe führende Wendeltreppe verbunden. Die Abmessungen zumal der Betondecke sind nicht überliefert. Doch da die Sohle mit der zwei Meter starken Fundamentplatte rund zwölf Meter unter dem Gartenplateau lag und die nahezu drei Meter hohen Zwischentrakte mit den Versorgungsvorrichtungen zu berücksichtigen sind, dürfte die verschiedentlich genannte Deckenstärke von knapp vier Metern zutreffen. In einem unvergesslichen Wort hat Konrad Heiden, der erste Hitlerbiograph, bereits Anfang der dreissiger Jahre das innerste Wesen des «Führers» samt seiner Bewegung, die Mischung aus Pathos, Grosstuererei und Aggressivität, als «Prahlerien auf der Flucht» beschrieben. Jetzt, mit dem Rückzug Hitlers in den Tiefbunker und den Siegesparolen, die er von dort ausgab, kam die vielfach als widersinnig empfundene Beobachtung zur Deckung mit der Wirklichkeit.

Der Führerbunker umfasste annähernd zwanzig kleine, karg möblierte Räume, eine Ausnahme bildete lediglich der Korridor vor der privaten Zimmerfolge Hitlers, der mit einigen Gemälden, einer Polsterbank und ein paar alten Sesseln ausgestattet war. Daneben befand sich der Konferenzraum, in dem die Lagebesprechungen stattfanden, und es vermittelt einen Eindruck von der herrschenden Enge, dass sich in dem etwa vierzehn Quadratmeter grossen Geviert mehrmals täglich und über viele Stunden bis zu zwanzig Personen um den Kartentisch drängten.

Auch die beiden Wohnräume Hitlers waren spärlich eingerichtet. Über dem Sofa hing ein Stilleben holländischer Herkunft und über dem Schreibtisch, in ovalem Rahmen, ein Porträt Friedrichs des Grossen von Anton Graff, vor dem er mitunter in brütender Absence sass, als halte er stumme Zwiesprache mit dem König. Am Fussende des Bettes stand der Tresor, in dem Hitler seine persönlichen Papiere aufbewahrte, und in einem Winkel, wie schon im Hauptquartier von Rastenburg, eine Sauerstoff-Flasche, die ihm die unablässig quälende Sorge nahm, er könne irgendwann nicht genug Luft bekommen, zumal bei einem Versagen der Dieselmotoren, die den Bunker mit Licht, Wärme und frischer Luft versorgten.

An der Decke jedes Raumes waren nackte Glühbirnen angebracht, die ein kaltes Licht auf die Gesichter warfen und die Gespensterwelt noch spürbarer machten, in der sie alle sich bewegten. Als in den Tagen des nahenden Endes gelegentlich das Wasser ausfiel, verbreitete sich insbesondere vom Vorbunker her ein kaum erträglicher Gestank, in dem sich die Dämpfe der unausgesetzt surrenden Dieselaggregate, beissender Uringesuch und menschliche Ausdünstungen peinigend mischten. Auf manchen Verbindungsgängen zum Tiefbunker hin standen ölige Pfützen, und eine Zeitlang musste das Trinkwasser rationiert werden. Mehrere Zeugen haben berichtet, wie sich die Atmosphäre aus Enge, Beton und künstlichem Licht bedrückend auf die Gemüter legte, und Goebbels vertraute seinem Tagebuch an, er meide die Räume nach Möglichkeit, um nicht der «desolaten Stimmung» anheimzufallen. Nicht ohne triftige Gründe ist folglich auch die Überlegung, dass die unterweltlich entrückte Szenerie ihren Teil zu den irrationalen Entscheidungen beigetragen hat, in denen sich Geisterarmeen zu An-



Plan des sogenannten Vorbunkers und des etwas tiefer gelegenen Führerbunkers im Garten der Reichskanzlei.

griffsoperationen formierten, die niemals stattfanden, und Umfangsschlachten eröffneten, die einzig der Phantasie entstammten.

Am auffälligsten schien Hitler selber vom Höhlendasein in zehn Meter Tiefe mitgenommen. Seine seit Jahren schon teigige Haut und die letztthin aufgedunsenen Gesichtszüge samt den dicken, ins Schwärzliche verfärbten Tränensäcken traten immer unübersehbarer hervor. Tief gebeugt, mit merkwürdig schlingernden Bewegungen und wie Halt suchend bewegte er sich dicht an den Bunkerwänden entlang, und manche schärferen Beobachter hatten den Eindruck einer um des Effektes willen dramatisch hervorgekehrten Hinfälligkeit. Erstmals offenbarte er auch Spuren von Verwahrlosung. Seine bis dahin immer peinlich korrekte Kleidung war mit Essensflecken bedeckt, an den Mundwinkeln hingen Kuchenkrümel, und sooft er beim Lagevortrag seine Brille in die linke Hand nahm, schlug sie leise klirrend gegen die Tischplatte. Mitunter legte er sie dann wie ertappt beiseite, weil das Gliederzittern seiner Auffassung widersprach, dass ein entschlossener Wille alles vermöge. «Wenn auch meine Hand zittert», hatte er einer Abordnung Alter Kämpfer versichert, «und wenn selbst mein Kopf zittern sollte, mein Herz wird niemals zittern.» Ein Generalstabsoffizier hat Hitlers Erscheinung während dieser Wochen mit den Worten beschrieben:

«Er wusste, dass er verspielt hatte und nicht mehr die Kraft besass, das zu verheimlichen. Er bot körperlich ein furchtbares Bild. Er schleppte sich mühsam und schwerfällig, den Oberkörper vorwärts werfend, die Beine nachziehend, von seinem Wohnraum in den Besprechungsraum des Bunkers. Ihm fehlte das Gleichgewichtsgefühl; wurde er auf dem kurzen Weg (zwanzig bis dreissig Meter) aufgehalten, musste er sich auf eine der hierfür an beiden Wänden bereitstehenden Bänke set-

zen oder sich an seinem Gesprächspartner festhalten ... Die Augen waren blutunterlaufen; obgleich alle für ihn bestimmten Schriftstücke mit dreimal vergrößerten Buchstaben auf besonderen ‚Führerschreibmaschinen‘ geschrieben waren, konnte er sie nur mit einer scharfen Brille lesen. Aus den Mundwinkeln troff häufig der Speichel...»

Auch geistig verfiel Hitler, wie manche wahrzunehmen meinten, mit nahezu jedem Tag. Wenn er meist gegen sechs Uhr morgens von der nächtlichen Lagebesprechung zurückkehrte, sank er auf das Sofa, um einer seiner Sekretärinnen die Anweisungen für den folgenden Tag zu diktieren. Sobald sie den Raum betrat, erhob er sich schwerfällig, hat eine von ihnen berichtet, «und liess sich dann erschöpft wieder auf dem Sofa nieder, wobei ihm der Diener die Füsse hochbettete. Völlig apathisch lag er da, erfüllt nur von dem Gedanken: ... Schokolade und Kuchen. Sein Heisshunger auf Kuchen war geradezu krankhaft geworden. Während er früher höchstens drei Stücke Kuchen ass, liess er sich jetzt den Teller dreimal hochgefüllt reichen.» Und eine andere Sekretärin hat die oftmals auffällige Monotonie seiner Äusserungen beklagt: «Er, der früher über alle Themen leidenschaftlich gesprochen hatte, sprach in den letzten Wochen nur noch über Hunde und Hundedressur, Ernährungsfragen und die Dummheit und Schlechtigkeit der Welt.»

Nur vor Besuchern fand er aus den Verdüsterungen des Gefühls heraus und gewann dann seine suggestive Macht und Überredungsgewalt zurück. Oft nutzte er eine Erinnerung, den Namen eines bewährten Truppenführers oder eine andere klangvolle Unerheblichkeit, um sich und dem Gast neuen Mut zu machen, und phantasierte sich aus beiläufigen Stichworten gewaltig wachsende Streitmachten zusammen, die schon auf dem Weg waren, um vor den Toren der Hauptstadt zur kriegs-

entscheidenden Schlacht anzutreten. Die Russen kämpften ohnehin nur mit «Beutesoldaten», liess er sich dann vernehmen, ihre behauptete Überlegenheit sei «der grösste Bluff seit Dschingis-Khan», und kam Mal um Mal auf die «Wunderwaffen» zurück, die die Wende bringen und alle Kleinmütigen beschämen würden.

Trotz seiner rasch voranschreitenden Entkräftung gab Hitler die Führung der Operationen auch jetzt nicht aus der Hand. Eine Mischung von Sendungsbewusstsein und Willensanspannung trieb ihn immer wieder hoch, bestärkt noch von einem fressenden Misstrauen, das ihn vermuten liess, seine Generale wollten ihn blossstellen oder sogar durch seinen Leibarzt Dr. Morell einschläfern und aus Berlin fortschaffen lassen. Obwohl er sich im Ganzen in der Gewalt hatte, brach mitunter der Zorn aus ihm heraus, und einmal hatte er wutschnaubend, mit erhobenen Fäusten und am ganzen Leibe zitternd, vor seinem Generalstabschef Guderian gestanden, den er in den letzten Märztagen denn auch entliess.

Es wurde nun zusehends einsamer um ihn. Das eine oder andere Mal beobachtete einer der Bunkerbewohner, wie er sich die schmale Treppe zum Gartenausgang des Baus hinaufmühte, doch auf halber Strecke überanstrengt kehrtmachte und, wie des Öfteren, zum Waschraum neben dem Mittelkorridor hinüberging, in dem sich der Verschlag für die Hunde befand. Lange und mit seltsam entleertem Ausdruck habe er dort mit seiner Schäferhündin und den fünf Welpen gespielt, die sie Anfang April geworfen hatte.

Draussen, jenseits der meterdicken Betonmauern, herrschte die Willkür des in Erschöpfung, Not und Vergeltungsangst en-

denden Krieges. Seiner Wirklichkeit mitsamt den immerwährenden Todesschrecken wurde keine der klirrenden Phrasen mehr gerecht, die der Propagandaapparat des Regimes unablässig auswarf. Zwar taten die Requisiten aus dem Fundus von Glauben, Ehre, Treue bei einer Minderheit noch immer ihre Wirkung. Aber der breiten Masse war das Pathos solcher Formeln längst nicht mehr geheuer. Wer immer seine Sinne bewahrt oder angesichts des nahenden Endes zurückgewonnen hatte, wollte nichts mehr wissen von Durchhalteparolen und Bollwerkzitatzen, in denen sich das Reich zum einsamen Helden gegen die neue apokalyptische Reiterei aus Weltjudentum, Bolschewismus und Plutokratie erhoben sah, das Glück oder die Ehre des verlorenen Postens beschworen und noch einmal jene idealisierte Lebensverachtung gefeiert wurde, die in der Vergangenheit so viel dunkle Anziehungskraft auf das deutsche Gemüt geübt hatte. Die auf allen Seiten brechenden Fronten, die Unzulänglichkeit der Verteidigungsmittel sowie das nicht endende Alltagsgrauen machten den hohlen Ton unüberhörbar, der solchen Verlautbarungen eigen war. «Rache unsere Tugend! Hass unsere Pflicht!» hiess es in einem dieser Verteidigungsappelle. «Tapfer und treu, stolz und trotzig werden wir unsere Festungen in Massengräber der Sowjethorden verwandeln ... Wir wissen mit Euch, dass die Stunde vor Sonnenaufgang immer die dunkelste ist. Daran denkt, wenn Euch das Blut beim Kampfe in die Augen rinnt und Finsternis um Euch wird. Was auch immer komme, der Sieg wird unser sein. Tod den Bolschewisten! Es lebe der Führer!»

Seit Hitler bald nach Beginn der sowjetischen Grossoffensive befohlen hatte, alle verfügbaren Kräfte nach Osten zu werfen und Berlin an der Oder zu verteidigen, gab es vor und



Das letzte Aufgebot: ein Fünfzehnjähriger und ein älterer Soldat, die in den Strassen Berlins den Angriff der übermächtigen sowjetischen Eliteverbände aufhalten sollten.

in der Stadt kaum noch erfahrene und zureichend ausgerüstete Truppen. Der Kampfkommandant der bereits am 1. Februar zur Festung erklärten Stadt, Generalleutnant Hellmuth Reyman, wiederholte ein ums andere Mal, er benötige mindestens zweihunderttausend kampferprobte Soldaten. Stattdessen verfügte er über nicht einmal die Hälfte davon, zusammen-

den Resten eines Panzerkorps, dem Wachregiment, einigen Zufallseinheiten verschiedener Waffengattungen sowie rund vierzig Volkssturmbataillonen, die überwiegend aus Pensionären und an die viertausend halbwüchsigen Hitler jungen bestanden. Hinzu kamen einige Pioniereinheiten sowie die im Stadtbereich eingesetzten Flakmannschaften, während die in Berlin zusammengezogenen SS- und Polizei-Einheiten nicht seinem Kommando unterstanden. Alle Forderungen Reymanns nach Verstärkung beschied Hitler mit dem Hinweis, dass hinreichend Truppen, Panzer und Munition zur Verfügung stünden, falls es zu einer Schlacht um Berlin kommen sollte.

Schwerer wog, dass zu keinem Zeitpunkt ein abgestimmter Verteidigungsplan bestand. Was langen und erprobten Zusammenwirkens bedurft hätte, musste von Fall zu Fall hastig improvisiert werden. Zudem sah sich Reymann unausgesetzt in Streitigkeiten über die Befehlsbefugnisse verstrickt. Mal kamen die Anweisungen vom Oberkommando der Wehrmacht unter Generalfeldmarschall Keitel, dann wieder von Generalstabschef Krebs sowie zeitweilig auch von Heinrici. Zu allem hin unterbrach Hitler ständig und mit vielfach launenhaften Eingebungen die Befehlskette, so dass der Kommandeur des Verteidigungsbereichs Berlin niemals völlige Klarheit darüber besass, woran er war.

Das organisatorische Chaos wurde noch durch Goebbels verstärkt, der als Gauleiter von Berlin zugleich das Amt eines Reichsverteidigungskommissars innehatte. Seit er als Anwalt des «totalen Krieges» Mal um Mal an den zahllosen Widerständen von allen Seiten gescheitert war, sah er jetzt die Gelegenheit gekommen, seine Absichten doch noch durchzusetzen, und hatte unlängst erst Hitlers Zustimmung erwirkt, Frauenba-

taillone aufzustellen. In allen Erörterungen über die Fragen von Stellungsbau und Einsatz bestand er zudem eifersüchtig darauf, dass er allein für die Verteidigung der Stadt verantwortlich sei. Bezeichnenderweise betrachtete er denn auch Reymann als seinen Untergebenen und legte bei allen Besprechungen Wert darauf, dass der Kommandant in seinem Büro erscheine. Aus dem ganzen Galimathias von widersprüchlichen Zuständigkeiten, den steten Personalveränderungen, dem Durcheinanderreden im Befehlsbereich sowie der Unübersichtlichkeit der vorhandenen Kräfte und Mittel ergab sich ein Wirrwarr, der die Verteidigung der Stadt weit mehr behinderte als ermöglichte.

Hinzu kam, dass Goebbels ohne Rücksicht auf die Anordnungen der Militärs eigene «Verteidigungsbefehle» erliess und beispielsweise jeden Montag einen «Grossen Kriegsrat» einberief, der sämtliche Kommandeure, die höheren SS- und SA-Führer, ferner den Oberbürgermeister sowie den Polizeipräsidenten der Reichshauptstadt bis hin zu den einflussreichen Vertretern der Industrie vereinte. Tag für Tag schickte er zudem seine «Greiftrupps» mit dem Auftrag los, die Betriebe und Behörden der Stadt nach fronttauglichen Personen zu durchkämmen. Aber die Zahlen, mit denen er aufwartete, machten keinen Eindruck mehr, auch wenn er die Häufchen bedrückter Zivilisten, die schliesslich zusammengetrieben wurden, zu Regimentern ungeduldiger, auf den Einsatz brennender Kämpfer «für Führer und Vaterland» umformte.

Es fehlte indes zugleich an allem anderen: an Panzern, Geschützen und Einzelwaffen, an Treibstoff und Schanzgerät jeder Art. Im Tiergarten übten Volkssturmeinheiten den Feindeinsatz, indem sie durch das Gelände robbten, während seitab,

verborgen im Buschwerk, ihre Mitkämpfer mit Stöcken auf leere Blechbüchsen schlugen, um das Maschinengewehrfeuer zu imitieren. Anderswo verwandte man Papprollen zur Ausbildung an der Panzerfaust oder errichtete aus Pflastersteinen, vom Luftkrieg zertrümmerten Kraftfahrzeugen, Bettgestellen und Gerümpel aller Art Strassensperren. Jedem Volkssturmann standen schliesslich, sofern er überhaupt ein Gewehr erhielt, fünf Schuss Munition zur Verfügung. Aber vielfach geriet er damit nur in neue Verlegenheit. Während die Waffen zumeist aus deutscher oder tschechischer Produktion stammten, kamen die Patronen aus Italien, Frankreich oder anderen Ländern, die mit oder gegen Deutschland Krieg geführt hatten. Insgesamt gab es neben den Jagd- oder Sportflinten, die der Ablieferungspflicht unterlagen, mehr als fünfzehn verschiedene Gewehrtypen sowie eine nahezu unübersehbare Zahl von Munitionsfabrikaten. Nichts passte mehr zusammen. Es war wie ein Abbild der Desorganisation, die auf deutscher Seite um sich griff.

Tatsächlich zogen auf manchen der grossen Ausfallstrassen Einheiten des Volkssturms oder der Wehrmacht zur Verteidigung in einen der Vororte aus, während ihnen auf der gegenüberliegenden Strassenseite andere Verbände mit dem Auftrag entgegenkamen, den Flugplatz Tempelhof oder den Westhafen nahe der Innenstadt zu sichern. Von General Reymann verlautete, dass die Stadt verlassen könne, wer immer zum Waffen dienst untauglich sei. Doch zur gleichen Zeit liess Goebbels an jeder Haustür eine Bekanntmachung anschlagen, wonach «auf Befehl des Führers ... alle Männer vom 15. bis zum 70. Lebensjahr» ihrer Gestellungspflicht nachzukommen hätten, Ausnahmen würden nicht gemacht. «Wer sich feige in den

Luftschutzräumen verdrückt», hiess es am Ende, «ist vor ein Kriegsgericht zu stellen und wird mit dem Tode bestraft.»

Unverdrossen gaben sich einzig die Propagandatechniker. Tag für Tag trieben sie, wie Goebbels mit kaltem Zynismus erklärte, ihr «bestes Pferd im Stall» vor die verängstigten Menschen: das detailreich ausgemalte Grauen vor der «Bolschewisierung Gesamteuropas» mit den Bergen von Erschlagenen, den vergewaltigten Frauen sowie hingeschlachteten Kindern. Und Bormann ergänzte, diese «Walze» könne man «in immer neuer Spiegelung ablaufen lassen», die einprägsamen Schreckensbilder würden die äusserste Kampfentschlossenheit wecken und womöglich sogar die gegnerische Koalition auseinanderbringen.

Seit zu Beginn der zweiten Aprilhälfte die Berliner Zeitungen ihr Erscheinen eingestellt hatten, übernahmen gezielt platzierte Gerüchte die Aufgaben der Stimmungssteigerung. Die Erfolge der Alliierten, hiess es einmal aus angeblich «zuverlässiger Quelle», seien nichts als eine Kriegslist des Führers, der die Gegner absichtsvoll so weit wie möglich ins Land gelockt habe, um sie im letzten Augenblick umso wirksamer «mit Mann und Ross und Wagen» zu vernichten. Oder es wurden Hinweise gestreut, dass General Krebs Verbindung mit den Russen aufgenommen und den sowjetischen Diktator an seine Zeit als deutscher Militärattaché in Moskau erinnert habe, als er von ihm öffentlich umarmt und sogar geküsst worden sei, woraufhin Stalin «bewegt» geantwortet und den Geist der «Waffenbrüderschaft» von einst beschworen habe. Dann wiederum machte die Auffassung eines angeblich «sachverständigen Militärs» «die Runde, wonach sich der jahrelang mit so viel ohnmächtiger Verzweiflung hingenommene Bombenkrieg in dieser Stunde der Entscheidung als Glück und Chance darbie-

te, weil er Berlin geradezu auf seine «Nahkampffrolle» vorbereitet habe; im Häuserkampf sei der Verteidiger, wie die Militärgeschichte aller Zeiten beweise, dem Angreifer durchweg überlegen. Auch von Unterseebooten mit «stratosphärischen Geschossen» war die Rede, die New York in Grund und Boden schiessen würden, sowie von «Eisgranaten» mit alles verätzenden Nebeln. Die Bevölkerung begegnete dem bizarren Gerede mit wachsender, nicht selten schneidender Skepsis. Die Propaganda, lautete eine verbreitete Redensart, sei wie die Bordkapelle auf einem sinkenden Schiff, das noch unterm Sog in die Tiefe aufmunternde Weisen spiele – weil alles andere Notenmaterial der Bewirtschaftung unterliege.

Die wirkliche Lage und die herrschende Stimmung beschrieben weit genauer die motorisierten Feldgerichte, die unterdessen durch die Strassen jagten und Wohnungen, Betriebe sowie Ruinenfelder unablässig nach Deserteuren absuchten. Wo immer der geringste Verdacht aufkam, erschossen oder erhängten sie die «Verräter» auf der Stelle. Am 15. Februar 1945 waren auf Befehl Hitlers zudem Sondergerichte mit der Zuständigkeit für alle Straftaten gebildet worden, «die die deutsche Kampfkraft oder Kampfesgeschlossenheit gefährdeten» und aus einem Strafrichter, einem Vertreter der Partei sowie einem Offizier der Wehrmacht oder Waffen-SS bestanden. Zehn Tage später hatte Himmler ein zusätzliches Korps von «Sonderstandgerichten» aufgestellt, und wiederum kurze Zeit darauf, am 9. März, war ein «Fliegendes Standgericht» unter Generalleutnant Rudolf Hübner eingesetzt worden, das seine Anweisungen von Hitler persönlich erhielt. Es schien, als sei ein Rest von Zuversicht nur noch mit Hilfe von Strafandrohungen aufrechtzuerhalten.

Die Informanten des Sicherheitsdienstes meldeten denn auch Mitte April, dass das Vertrauen breiter Kreise in die Führung «lawinenartig» wegrutsche. Immer mehr Amtswalter, musste Goebbels ärgerlich vermerken, verschwänden einfach und «lösten sich in Luft auf», die Partei habe «ziemlich ausgespielt». Umso empörter nahmen die Menschen wahr, dass seit Mitte März in manchen Stadtbezirken Dutzende von Hingetrichteten an Bäumen, Laternenmasten und mitunter auch, zur verstärkten Abschreckung, an Barrikaden und Panzersperren hingen. Genauere Zahlen gibt es begreiflicherweise nicht. Umsichtige Schätzungen sprechen von annähernd tausend Exekutierten im Verlauf der letzten drei Monate. Einige Kommandeure waren über das wilde Treiben so empört, dass sie, wie der Generalmajor Hans Mummert, Befehlshaber der Panzerdivision «Müncheberg», ihre Truppe anwies, den Sondergerichteten notfalls mit der gezogenen Waffe entgegenzutreten.

Die Niederlage war erkennbar besiegelt, und was weiterging, war ein Krieg über das Ende hinaus. Weitab irrlichterten abwegige Hoffnungen. Die Lage erinnere sie an die «Götterdämmerung» aus der «Edda», schrieb Gerda Bormann, die Frau Martin Bormanns, an ihren Mann: «Die Riesen und die Zwerge, der Fenriswolf und die Mitgardschlange, alle die Mächte des Bösen ... stürmen über die Brücke der Götter ... Die Burg der Götter wankt, und alles scheint verloren. Doch dann erhebt sich plötzlich eine neue Burg, schöner als je zuvor, und Baldur lebt wieder.» Es war einer der vertrauten Fluchtwege, weg von der Wirklichkeit in die mythischen Gemeinplätze, den sie einschlug. Sie endeten aber bald. An den Ruinenkulissen ausgebrannter Städte, den Flüchtlingstrecks auf den Strassen und dem wachsenden Chaos überall führten sie nicht vorbei. Auch nicht an der beharrlichen Unaufhaltsam-

keit, mit der die Alliierten von Osten wie von Westen her immer grössere Teile des Landes eroberten. Der Widerstand zerbrach sichtlich. In irgendwelchen Nirgendwas schlugen sich ermüdete, in Auflösung begriffene Einheiten herum, die kein Führerbefehl mehr erreichte. Hitler gebot inzwischen nur noch über ein paar fanatisch ergebene Aussenposten sowie über ein Areal, das sich zunehmend enger um die Hauptstadt schloss.

Und doch schien in allem, was in den Tagen des endenden Krieges geschah, eine verzweifelte Energie am Werk, die erkennbar darauf aus war, die Niederlage zur Katastrophe auszuweiten. Sollten wir nicht siegen, hatte Hitler schon Anfang der dreissiger Jahre in einer seiner Phantasien über den kommenden Krieg erklärt, «so werden wir selbst untergehend noch die halbe Welt mit uns in den Untergang reissen». Jetzt war er dabei, seine Vorhersage wahr zu machen.

ZWEITES KAPITEL

Konsequenz oder Katastrophe: Hitler in der deutschen Geschichte

Die Frage ist seither nicht zur Ruhe gekommen, ob dieses Ende absehbar und hinter dem altpreussischen Fassadencharme der historischen Palais an der Wilhelmstrasse nicht gleichsam schon die verwüstete Ödlandschaft mit den Betonquadern des Führerbunkers erkennbar gewesen sei; das heisst, ob Hitler als das nahezu zwangsläufige Ergebnis der Geschichte des Landes angesehen werden müsse, so dass er weit eher eine deutsche Konsequenz als, dem berühmten Wort des Historikers Friedrich Meinecke entsprechend, eine deutsche Katastrophe war.

Die enthusiastische, wenn auch von einer trickreichen Regie erzeugte und unablässig hochgetriebene Druckwelle der Begeisterung im Verlauf der Machtergreifung entkräftet auf den ersten Blick alle Behauptungen, die darin einen historischen Unfall erkennen wollen. Zwar waren in allem Jubel, den Fackelzügen, Massenaufmärschen und Kundgebungen mit nächtlichen Höhenfeuern, die zum Bild des Frühjahrs 1933 gehören, Gefühle der Unsicherheit wahrnehmbar, und noch geraume Zeit ging in der Bevölkerung die Frage um, ob sich das Land unter den neuen Männern nicht auf ein verrücktes oder jedenfalls wenig geheures Abenteuer einlasse. Aber die überrennende Gewalt, mit der sie in die politischen Schlüsselstellungen eindringen, hatte ihre eigene, verwirrende Überredungsmacht. Die Republik von Weimar erschien vielen bald

nur noch als eine Episode, und keine Erinnerung, kein Anflug von Pietät machte den Abschied davon schwer. Wie auf ein Stichwort hin trat nach so vielen Jahren einer fehlgegangenen Staatlichkeit der Wille hervor, einen neuen Anlauf zu wagen, und spülte bei einer rasch anwachsenden Mehrheit alle Bedenken hinweg. Zugleich gewann die neue Ordnung, die alsbald Umriss annahm, nicht nur Anhänger und, trotz aller inferioren Geistlosigkeit, Gründe, sondern sogar, wie ihre Wortführer unablässig ausschrien, die Zukunft für sich.

Es waren diese Begleitumstände der Machtergreifung, die dem Eindruck vorgearbeitet haben, die Deutschen seien damals, nach Jahren einer erzwungenen Anpassung an Demokratie, Rechtsstaat und «westliche» Werte, gewissermassen zu sich selber und damit zu der anstössigen Rolle zurückgekehrt, die sie angeblich seit Menschengedenken in Europa gespielt hatten. Die ersten zeitgenössischen Deutungen der Ereignisse haben oftmals lange Ahnenreihen bis hin zu Arminius dem Cherusker, den mittelalterlichen Kaisern und weiter über Friedrich den Grossen bis hin zu Bismarck konstruiert, in denen sie auf Schritt und Tritt einem latenten Hitlertum lange vor Hitler begegneten. Das Ergebnis war, wie immer man die Dinge ansah, dass es keine «unschuldigen» Ereignisse oder Gestalten der deutschen Geschichte gab. Selbst durch die bieder-männische Idylle des Vormärz geisterten die Gespenster der Unterwürfigkeit und Enge, und keinem kundigen Blick konnte der insgeheime Wille dieser Nation verborgen bleiben, in der Welt und notfalls auch gegen sie eine besondere Berufung zu haben. Die deutsche Romantik war danach nichts anderes als eine unter trügerisch zarten Bildern verheimlichte Neigung zu Grausamkeit und Welthass, eine Sehnsucht zurück

«in die Wälder», die diesem seltsamen Volk, wie es nunmehr schien, immer vertrauter gewesen war als Zivilisation, Verfassung und Menschenrecht. Der violinspielende, vom Zauber einer Schubert-Sonate ergriffene SS-Führer Reinhard Heydrich ist eine Zeitlang geradezu eine Art Vorzeigeklischee des Deutschen schlechthin geworden.

Diese meist summarischen Darlegungen zu Charakter und Geschichte der Deutschen haben sich im Ganzen überwiegend selbst erledigt. Denn im Grunde setzten sie noch nachträglich die nationalsozialistische These ins Recht, wonach Hitler nicht nur der legitime Erbe Preussens und des Bismarckreiches, sondern auch der Vollender der deutschen Geschichte sei. Geblieben und in unterdessen ungezählten Untersuchungen erörtert ist hingegen die Frage nach den Verbindungslinien, die sich aus der Vergangenheit zu Hitler und dem Ideologienwerk ziehen lassen, das seinen Aufstieg ermöglicht oder doch begünstigt hat.

Man hat in der Begründung dieser Zusammenhänge Spuren verfolgt, die weit zurückgehen, bis sie sich irgendwo im Sand der Geschichte verlieren. Da war die Wirklichkeitsabgewandtheit des deutschen Denkens mitsamt einem hochfahrenden Kulturbegriff, der das Politische verachtet und jedenfalls nicht in sich aufgenommen hatte. Es gab ferner die illiberalen Einsprengsel in den gesellschaftlichen Strukturen, die obrigkeitsstaatlichen Reflexe sowie das nicht selten grimmig herausgekehrte Reaktionärswesen der gebietenden Machteliten, deren Vorrang umso unangefochtener geblieben war, als das deutsche Bürgertum zu keiner Zeit ein bürgerliches Selbstbewusstsein entwickelt hatte. Diese und manche weiteren Eigenheiten, hiess es auch, hätten zu einer Tradition sozialer Disziplin geführt, die sich immer schon in einer Art prätotalitärem Warte-

stand befunden habe. Rechnet man die hergebrachte Schwäche der politischen Institutionen des Landes hinzu, wurde auch die Anfälligkeit gerade der Deutschen für charismatische Führerfiguren begreiflich. Die Voraussetzung dafür sei freilich immer gewesen, dass die Kommandos, die von dorthor kamen, der Vorzugsbewegung des deutschen Denkens folgten: der von aktuellen Nöten und mancherlei Einkreisungskomplexen genährten Zeitstimmung einerseits sowie der prinzipiellen Neigung andererseits, jede Tagesfrage zu einer Entscheidung über letzte Dinge zu erheben und alle Politik mit mythologischen Gehalten aufzuladen.

Zweifellos lässt sich ein Gutteil dieser und weiterer Überlegungen, die vor allem in der Debatte über den sogenannten deutschen Sonderweg zu anhaltenden Auseinandersetzungen geführt haben, mit der Erscheinung Hitlers in Verbindung bringen. Bedacht werden muss dabei aber, dass alle Geschichte weit offener ist, als es dem stets im Nachhinein urteilenden Spurenleser erscheint. Zwangsläufig werden seine Einsichten nicht zuletzt von den Fragen bestimmt, die er ohne die Kenntnis des Ausgangs niemals stellen würde. Zuletzt bleibt zu berücksichtigen, dass vergleichbare Bewandnisse, wenn auch mit sehr unterschiedlichem Gewicht, bei nahezu jeder Nation, zumindest des europäischen Kontinents, ausfindig zu machen wären. Ein tauglicher, ohne allen spekulativen Witz hergestellter Zusammenhang mit Hitler ist aus den deutschen Zuständen sicherlich nicht ableitbar, und allenfalls liesse sich sagen, dass die Widerstandskräfte gegen seinen Aufstieg durch die besondere Entwicklung des Landes gelähmt worden sind. Und unbeantwortet bleibt auch die daran anschliessende Frage, warum der Nationalsozialismus soviel mehr an Härte und konzentrierter Inhumanität aufwies als die Mehrzahl der ihm ver-

wandten extremistischen Bewegungen während der zwanziger und dreissiger Jahre.

Geht man der Sache genauer und diesseits aller allzu plausiblen Deutungsbefunde nach, zählt zu den deutschen Besonderheiten im engeren Sinne zweifellos der ganz und gar unvermutete Wirklichkeitssturz in die Niederlage vom Herbst 1918. Die Nation, die buchstäblich bis in die Tage des Waffenstillstands den Grossmachttraum von 1870/71 mitsamt den «herrlichen Zeiten» geträumt hatte, denen sie entgegengehe, sah sich plötzlich einem Umbruch jedweder Lebensumstände gegenüber: einer Revolution, die von der breitesten Mehrheit nur als «Pöbelaufstand» wahrgenommen wurde und behaftet war mit einem «Ludergeruch», der alle vertrauten, seit alters herrschenden Massstäbe durcheinanderwarf; ferner dem Chaos auf den Strassen, anhaltenden Hungersnöten, nie gekannter Massenarbeitslosigkeit und sozialen Unruhen über ganze Provinzen hin. Hinzu kam der mit pompösem Friedensgerede in Szene gesetzte, tatsächlich aber von Heuchelei, Rachsucht und schikanöser Kurzsichtigkeit diktierte Friedensvertrag von Versailles mit der gewollten und auch so verstandenen Demütigung durch die Kriegsschuldthese des Artikels 231. Mehr als alle materiellen Beschwerden, die dem Land von den Siegermächten aufgebürdet waren, hat es die Verstossung aus dem Kreis der geachteten Völker in seelischen Aufruhr versetzt, und ein Beobachter hat dazu bemerkt, schon damals habe sich eine «Volksgemeinschaft der Erbitterten» gebildet, die nur noch auf einen Führer und Stichwortgeber wartete. Die Inflation mit der Verarmung breiter Schichten sowie die wenige Jahre später ausbrechende Weltwirtschaftskrise haben solche Aufgebrachtheiten weiter verschärft, und jedes dieser sowie der zahllosen weiteren, unaufhörlich hereinbrechenden Deba-

kel wurde der von allen Seiten bedrängten Weimarer Republik zur Last gelegt.

Die Affekte und mit unablässig anschwellendem Zorn vermerkten Empörungssachen an der Wende zu den dreissiger Jahren hat Hitler sich zunutze gemacht, indem er landauf, landab die Krise beklagte, die er zugleich mit allen Mitteln vorantrieb. Sie war sein sicherstes Versprechen der Macht. Man kann der ungezählte Male aufgeworfenen und bis heute kaum befriedigend beantworteten Frage nach den Ursachen für seinen Aufstieg nicht auf den Grund kommen, sofern man ausser Rechnung stellt, dass er in einer seelisch gebrochenen Nation nach oben kam. Zugleich war der Zulauf, den er und seine Bewegung fanden, mehr als alles andere ein kopfloses Weglaufen von der glücklosen Republik von Weimar, dem «Staat mit der Narrenkappe», wie einer seiner verzweifelten Verteidiger ihn genannt hat: herungestossen von aussen und zum Gespött gemacht von allzu vielen, nur in der Verachtung und dem Hass auf das Bestehende geeinten Gegnern im Innern.

Das war das eine, was die Einsicht in den tiefen moralischen Bruch verdunkelt hat, den zahlreiche heutige Betrachter in Kenntnis der späteren Greuel des Regimes 1933 wahrnehmen. Die Zeitgenossen haben ihn nicht oder nur selten empfunden. Zum genaueren Verständnis der Vorgänge gehört aber auch, dass kaum einer der Mitlebenden einen halbwegs zutreffenden Begriff von der totalitären Diktatur hatte, die da heraufkam, und bis zu welchem Punkt Entrechtung, Willkür und Gewalt selbst in einem Land getrieben werden konnten, das zu den führenden Kulturnationen rechnete. Die Phantasie selbst der Gegner der neuen Machthaber reichte nicht weit. Die grosse Mehrheit stellte sich allenfalls ein autoritäres Regime wie im

Italien Mussolinis vor, wo, wie jeder wusste, die Züge wieder pünktlich fuhren. Nach den Weimarer Wirren wünschte nahezu jedermann sich sozusagen die vielen deutschen «Pünktlichkeiten» zurück, die er fast vierzehn unerträglich lange Jahre vermisst hatte.

Als wesentliches, kaum zu überschätzendes Element zählt zu den deutschen Besonderheiten aber Hitler selber. Alle aufwendigen, mit soviel Überblick wie Unterscheidungskunst verfolgte Herleitungen aus Geschichte und Gesellschaft müssen am Ende auf seine Person zurück und können von der individuellen Biographie nicht absehen, die den Ereignissen die entscheidenden Impulse gegeben hat. Nirgends sonst jedenfalls in den von ähnlichen Turbulenzen heimgesuchten Ländern der Zwischenkriegsepoche gab es eine Führerfigur von vergleichbar rhetorischer Gewalt wie Hitler, nirgends einen Mann von annähernder organisatorischer Fähigkeit und taktischem Ingenium. Auch nicht von ebenbürtiger Radikalität.

Dann erst ist zu sagen, dass Hitler zudem machtpolitisch an manche Vermächtnisse anknüpfen konnte, die ihre ältere oder jüngere Herkunft hatten: an die Vorstellung beispielsweise, dass der Osten des Kontinents der natürliche, zur Kolonisierung gleichsam bereitliegende Lebensraum des Reiches sei, und tatsächlich hatte die Kriegszieldebatte während des Ersten Weltkriegs bereits «völkische Flurbereinigungen» mit Umsiedlungsaktionen für ausgedehnte Landstriche gefordert. Dergleichen war Hitlers «idealer» Bündnisgedanke, der die engste Verbindung mit dem britischen Empire vorsah, um gemeinsam mit dem germanischen «Vetternvolk» von jenseits des Kanals als die «Lenkungsmächte der Welt» aufzutreten, zumindest umrisshaft, schon vorgedacht wie manches Weitere auch.

Die vordringlichste Aufgabe, die sich der deutschen Politik freilich stellte, war die Überwindung des Versailler Diktats, und dieses Vorhaben gab zugleich die Einbruchsstelle beim Werben Hitlers um die alten, vom unverwundenen Schmerz über den gescheiterten Grossmachtehrgeiz erfüllten Führungsschichten ab. Eine Denkschrift der Reichswehr für das Auswärtige Amt aus dem Jahre 1926 formulierte als eine Art mittelfristige Leitlinie der deutschen Aussenpolitik: zunächst die Befreiung des Rheinlands und des Saargebiets, dann die Beseitigung des polnischen Korridors zwischen dem Reich und Ostpreussen, die Wiedergewinnung Polnisch-Oberschlesiens, den Anschluss Österreichs sowie schliesslich die Besetzung der entmilitarisierten Zone: Es war, von der Reihenfolge abgesehen, das aussenpolitische Programm Hitlers während der dreissiger Jahre. Im Führer der NSDAP erkannten diese Gruppen, ungeachtet aller Bedenken gegen seine Vabanquelaunen und sein Brigantenwesen, doch den Mann, der in der Lage schien, ihre revisionistischen Absichten zu verwirklichen. Wie kein anderer jedenfalls verstand er es, den Versailler Vertrag mitsamt den verbreiteten Gefühlen der Kränkung über alle Schranken hinweg als integrierendes Mittel zur Mobilisierung der Nation zu nutzen.

Was seine Förderer und Helfershelfer nicht bedachten und vermutlich nicht einmal ahnten, war Hitlers Entschlossenheit, seine aus Phantastik und «eiskalter» Berechnung sonderbar gemischten Visionen buchstäblich zu verstehen. Seine Tiraden von Krieg, Neuordnung der Welt sowie einem Riesenreich bis zum Ural und darüber hinaus gingen gerade nicht, wie sie vermeinten, auf die augenblicksweisen Eingebungen eines durchgängigerischen Temperaments zurück. Während sie die von den Siegermächten angetane «Schmach» überwinden und die alten

Grenzen, wenn auch samt manchen Zugaben, wiederhaben wollten, zielte er mit seiner Politik weder auf alte noch neue Grenzen. Was er gewinnen wollte, waren neue Räume, Millionen von Quadratkilometern erobert und, wie er bei Gelegenheit bemerkt hat, in einem «Teufelswerk» entvölkert Flächen. Dahinter stand ein Raumburger, der nie genug bekam und jeden Erwerb lediglich als Aufmarschglacis weiterer Vorstöße betrachtete.

Verschiedentlich wird die Auffassung vertreten, dass selbst diese Vorstellungen die Kontinuität noch nicht zerbrachen. Denn im Grundsatz seien sie etwa von den Alldeutschen oder in Ludendorffs Ostkonzepten von 1918 bereits entwickelt worden. Was aber den Zusammenhang tatsächlich abreißen liess, war das ideologische Ferment, mit dem Hitler sie auflud: das wilde Ideengemenge von Weltkrankheit, Rassenvergiftung, Ausmerzungen und Bluterneuerung zur «Rettung des Erdballs». Damit brach etwas herein, was alle bis dahin sozusagen naive imperialistische Gier im Grundsatz überstieg: eine rassische Utopie, die ein neues Weltzeitalter heraufzuführen versprach. Getragen und erkämpft werden sollte sie von einigen hundert Millionen genetisch bewusster und geeinter Menschen, die unbewegt ihrer historischen Mission folgten, Räume eroberten, alle «Niederrassigen» ausrotteten oder in gestuften Abhängigkeitsverhältnissen hielten: der «Neue Mensch», der unablässig plante, zerstörte, umsiedelte und in den KdF-Massenhäusern auf den Kanalinseln, an den Fjorden Norwegens oder auf der Krim bei fröhlicher Gemeinschaftsfolklore Entspannung vom Auftrag der Geschichte suchte. Es war der Bruch mit allem, was die Welt je ausgemacht hatte, und man fällt der Propaganda des Regimes noch nachträglich zum Opfer, wenn man

dieser Revolution eine Herkunft andichtet, die sie nicht besass. Der monströse Prospekt hatte einzig in sich selber seinen Ursprung. So weit jedenfalls und so wahnwitzig hatte nie jemand gedacht, und es gab von daher keine Verbindungslinie irgendwohin, gewiss nicht zu Bismarck, Friedrich dem Grossen oder gar zu den mittelalterlichen Kaisern.

Es war namentlich der gänzliche Mangel an überpersönlichem Verantwortungsbewusstsein, an nüchtern selbstlosem Dienstethos und an historischer Moral, der Hitler von jedem denkbaren Vorgänger unterschied. Mit einer in aller Geschichte beispiellosen Egozentrik hat er die Existenz des Landes mit der eigenen Lebenszeit gleichgesetzt, wie Albert Speer es ihm in einem Brief vom 28. März 1945 vorgehalten hat. Mehr als in den Waghalsigkeiten zu Beginn, von der Rheinlandbesetzung des Jahres 1936, als er vierundzwanzig Stunden lang um sein Schicksal zitterte, bis zur Besetzung Prags im Frühjahr 1939, gab er am Ende zu erkennen, dass er nur ein in die Politik verschlagener Spieler war, der um «alles» gespielt – und verloren hatte. Dahinter tat sich das Nichts auf.

Einer der radikalen Parteigenerale, Hitlers Chefadjutant Wilhelm Burgdorf, der sich selber seinen «grenzenlosen Idealismus» für «Führer und Volk» zugute gehalten hat, war an einem der letzten Tage im Bunker mit Hitlers Sekretär Martin Bormann aneinandergeraten. Im Verlauf der lautstark geführten Auseinandersetzung hatte Burgdorf den allmächtigen Vorzimmermann des «Führers» angeschrien, er habe sich wegen seiner bedingungslosen Hingabe an die gemeinsame Sache die Verachtung seiner Offizierskameraden zugezogen und den Vorwurf hinnehmen müssen, ein «Verräter» zu sein. Heute müsse er einsehen, dass seine Gegner recht gehabt hätten, dass



Hitlers Chefadjutant Wilhelm Burgdorf, der Ende April 1945, im Verlauf einer lautstark geführten Auseinandersetzung, Bormann entgegengehalten hatte, er habe sich wegen seiner bedingungslosen Hingabe an die gemeinsame Sache die Verachtung seiner Offizierskameraden zugezogen.

sein «Idealismus falsch» und er selber «naiv und dumm» gewesen sei. Als der führergläubige General Krebs, der Zeuge des Ausbruchs war, dazwischengehen wollte, wehrte Burgdorf ab: «Lass mich man, Hans, einmal muss das doch alles gesagt werden!» Die jungen Offiziere, fuhr Burgdorf fort, seien «zu Hunderttausenden in den Tod gegangen», doch frage er sich, wofür. Die Antwort laute: weder für das Vaterland noch für die Zukunft. Jetzt erst sei ihm aufgegangen: «Für Euch sind sie gestorben ... Millionen unschuldiger Menschen (sind) geopfert worden, während Ihr, die Führer der Partei, Euch am Volks-

vermögen bereichert habt. Geprasst habt Ihr, ungeheure Reichtümer zusammengerafft, Rittergüter gestohlen, Schlösser gebaut, im Überfluss geschwelgt, das Volk betrogen und unterdrückt. Unsere Ideale, unsere Moral, unseren Glauben, unsere Seele habt Ihr in den Schmutz getreten. Der Mensch war für Euch nur noch das Werkzeug Eurer unersättlichen Machtgier. Unsere jahrhundertealte Kultur, das deutsche Volk habt Ihr vernichtet. Das ist Eure furchtbare Schuld.»

Es sei nach diesen Worten, geht der Bericht weiter, ganz still im Bunker geworden. Dann habe sich Bormann «kühl, überlegt und ölig» vernehmen lassen: «Aber mein Lieber, Du musst doch nicht persönlich werden! Wenn sich die andern auch alle bereichert haben, ich bin doch frei von Schuld ... Prost, mein Lieber!»

Bevor Wilhelm Burgdorf wenige Tage später seinem Leben ein Ende machte, wurde er von Hitler noch gleichsam ins Recht gesetzt. Nach einer der letzten Lagekonferenzen, am 27. April 1945, sprach er in Anspielung auf eine Äusserung Richelieus von alledem, was er mit dem Tod hergeben müsse, die grossen Vorhaben und «teuerste Erinnerungen». Aber dann war wieder der Spieler zum Vorschein gekommen, als der er sich zeitlebens aufgeführt hatte, der gescheiterte Hasardeur und nicht zuletzt der Mann aus dem Nirgendwo, der dabei war, unter Hinterlassung einer Riesenspur von Trümmern jeglicher Art ins Nichts zu entschwinden. «Was heisst das alles!» sagte er mit einer wegwerfenden Geste zu den versammelten Offizieren: «Einmal muss man doch den ganzen Zinnober zurücklassen!»

DRITTES KAPITEL

«Der Krieg ist verloren!»

Der 20. April, Hitlers sechsfundfünfzigster Geburtstag, brachte die Führung des Regimes zum letzten Mal zusammen: Goebbels, Himmler und Bormann, Speer, Ley, Ribbentrop und einige Gauleiter sowie die Spitzen der Wehrmacht. Von seinem Jagdsitz Karinhall war Göring gekommen, nachdem er noch am frühen Morgen vierundzwanzig Lastwagen mit den in Jahren angehäuften Antiquitäten, Bildern und Möbeln nach Süddeutschland vorausgeschickt hatte. Kaum war die Kolonne abgezogen, hatte er sich zur Strasse nahe der Einfahrt begeben und auf dem Weg dorthin ohne erkennbare Regung, mit einem nahezu geschäftsmässigen Gleichmut, die Vorrichtungen überprüft, die zur Sprengung von Karinhall angebracht worden waren. Mit einem Blick auf das Gewirr der Zündschnüre hatte er zu dem Begleitoffizier an seiner Seite gesagt: «So etwas muss man eben manchmal tun, wenn man Kronprinz ist.» Dann war er zur Geburtstagsfeier aufgebrochen. Einige Tage zuvor hatte sich unerwartet Eva Braun im Bunker eingefunden und in den hinteren Räumen des Führertrakts Quartier bezogen.

Die Gratulationscour war in die grösseren und festlicheren Räume der Neuen Reichskanzlei verlegt worden, wie unansehnlich sie infolge der zahlreichen Bombenschäden, der abgehängten Bilder und weggeräumten Möbel auch wirkten.

Aber die Zusammenkunft so vieler uniformierter Würdenträger hatte noch einmal zumindest eine Erinnerung an die lange entbehrten Empfindungen von Glanz und Gala zurückgebracht, auch wenn die unaufhörlich heulenden Sirenen die ohnehin trübe Stimmung weiter herabdrückten. Nach ein paar kurzen Worten war Hitler von Gruppe zu Gruppe gegangen, hatte ernst und mitunter fast abwehrend die Glückwünsche entgegengenommen, hatte beschworen und ermutigt. Obwohl er anfangs einen zutiefst erschöpften Eindruck gemacht und, wie einer der Anwesenden meinte, mühsamer als an anderen Tagen versucht hatte, das Zittern seines linken Arms zu verbergen, schien ihn die Zuversicht, die er jedem der Umstehenden aufdrängte, selber zu beleben, so dass er zeitweise «wie galvanisiert» wirkte. Draussen, auf der Wilhelm-strasse, fand unterdessen ein parademässiger Vorbeimarsch der «Leibstandarte» an dem SS-Gruppenführer Wilhelm Mohnke statt.

Im Lauf des Vormittags war das Code wort «Clausewitz» ausgegeben worden, das den Alarmfall verfügte und auf die Verkündung des Ausnahmezustands hinauslief. Gleichzeitig wurde bekannt, dass Hitler sich bereit gefunden hatte, den schon vor Tagen vorsorglich gefassten Beschluss in Kraft zu setzen, wonach die in deutscher Hand verbliebenen Gebiete für den Fall einer Spaltung durch die vorrückenden Feindmächte in einen «Nordraum» unter Grossadmiral Karl Dönitz und einen «Südraum» unter Generalfeldmarschall Albert Kesselring aufzuteilen seien. Der verzweifelte Schritt gab dem Aufgebot der Gratulanten noch einmal die Gelegenheit, das «militärische Genie» des Führers zu rühmen, der es wieder und wieder fertigbringe, aus defensiven Lagen in die weit vorteilhaftere Position des Angreifers überzuwechseln. Erläuternd beschrieb

Goebbels die beiden «Führungsräume» als die Flügel einer «strategischen Zange», die den noch ahnungslosen Alliierten ein «zweites Cannae» bereiten werde.

Ingeheim hingegen, hinter all dem verdrehten Gerede über militärtechnische «Geniestücke» oder den gegen jeden Augenschein unmittelbar bevorstehenden Sieg, wartete die Mehrzahl der Versammelten in zunehmender Nervosität auf das Ende der Veranstaltung. Jeder hatte verfolgt, dass die Rote Armee dabei war, den Ring um die Stadt zu schliessen. Nach Norden wie nach Süden war lediglich ein ständig schmaler werdender Fluchtkorridor verblieben, und einmal liess Göring durch eine Ordonnanz Erkundigungen darüber einholen, wie lange nach kritischem Ermessen noch ein Durchkommen sei.

Als ahne er die verächtliche Ungeduld der meisten Anwesenden und wolle sie hinhalten, schien Hitler den Empfang zumindest minutenweise in die Länge zu ziehen. Während der anschliessenden Lagebesprechung im Konferenzkorridor befahl er, die im Norden und Osten bis an den äusseren Verteidigungsring vorgestossenen Sowjetverbände in einem rücksichtslosen, mit aller Kraft geführten Gewaltschlag zurückzuwerfen. Wiederum setzte er dabei Truppen ein, die einzig durch die Irrwelt seiner Vorstellung marschierten, und verlor sich, wie immer, wenn er ins Reden kam, in taktischen Einzelheiten, sei es über die Einsatzstelle eines Sturmgeschützes oder den günstigsten Standort einer Maschinengewehr-Stellung. Stumm und mit unbewegten Mienen folgten die Offiziere seinen Ausführungen. Lediglich Göring, der breit und massig Hitler gegenüber Platz genommen hatte, konnte seine Unruhe kaum verbergen und schien die sinnlos verrinnenden Minuten zu zählen.

Am Abend zuvor hatte Hitler die Frage aufgeworfen, ob es

nicht zweckmässiger sei, die von Truppen nahezu entblösste, weitgehend verteidigungsunfähige Hauptstadt aufzugeben. Zugleich hatte er die Absicht durchblicken lassen, die Führung im «Südraum» zu übernehmen und vom Obersalzberg aus, im Angesicht des sagenumwobenen Untersbergs, den Kampf fortzuführen. In Anspielung womöglich auf sein eigenes Nachleben hatte er dabei noch einmal die Überlieferung erwähnt, wonach im Innern des Berges Kaiser Barbarossa den Jahrhundert-schlaf schlief. Doch Goebbels hatte ihn leidenschaftlich bedrängt, in Berlin zu bleiben und, wenn ihm der Tod denn bestimmt sein sollte, in den Trümmern der Stadt das Ende zu suchen: Nichts anderes sei er der Treue zu seiner weltgeschichtlichen Aufgabe, den Schwüren von einst und seinem historischen Rang schuldig. Der Führer, hatte er wie schon verschiedentlich erklärt, dürfe sein Leben nicht in seinem «Sommerhaus» beschliessen, und vieles spricht dafür, dass gerade dieses Argument auf Hitler, der sich stets in grossen Kulissen gesehen hatte, den Eindruck nicht verfehlte. Allein in Berlin, hatte Goebbels zudem vorgebracht, lasse sich noch ein «moralischer Welterfolg» erzielen.

Jetzt versicherte Hitler, er sei über Nacht mit sich ins reine gekommen und werde in der Hauptstadt bleiben. Nach einem kurzen, verblüfften Schweigen bestürmten fast alle Lageteilnehmer ihn, Berlin zu verlassen, schon in Stunden könne der letzte Fluchtweg verschlossen sein. Aber Hitler blieb unzugänglich. «Wie soll ich», beharrte er, «die Truppen zum entscheidenden Kampf um Berlin bewegen, wenn ich mich im gleichen Augenblick in Sicherheit bringe!» Um dem Hin und Her ein Ende zu machen, sagte er schliesslich, er wolle die Entscheidung, was ihn selber angehe, dem «Schicksal» überlas-

sen; doch werde er niemanden am Weggehen hindern. Er unterstrich seine Entschlossenheit, indem er über den Kopf der zuständigen Befehlshaber Heinrici und Busse hinweg anordnete, das LVL Panzerkorps unter General Weidling, das seit der Schlacht um die Seelower Höhen in schwere Abwehrkämpfe verwickelt war, nach Berlin zu verlegen.

Unmittelbar nachdem Hitler die Konferenz aufgehoben hatte, verabschiedete sich Göring. Bleich und schwitzend sprach er von «dringendsten Aufgaben in Süddeutschland». Aber Hitler starrte wortlos an ihm vorbei, als durchschaue er, wie seit Langem schon, die unwürdigen Rechnereien des Mannes, der sein Stellvertreter war. Anschliessend begab er sich in Begleitung von Goebbels, Himmler, Speer und Bormann in den Garten hinter der Reichskanzlei.

Nahe dem Ausgang, vor dem kraterübersäten Gelände mit den umgestürzten oder in halber Höhe weggebrochenen Baumstümpfen, hatte eine späte Gratulantschar Aufstellung genommen: eine Abordnung der abgekämpften SS-Division «Frundsberg» und der Kurland-Armee sowie eine Anzahl von Hitlerjungen aus einer «Panzer-Vernichtungseinheit». Mit gebeugtem Rücken und wie verkrochen in seinen Mantel schritt Hitler die Reihen ab und gab jedem der angetretenen Soldaten die Hand. Dann ging er zu den Hitlerjungen hinüber, tätschelte den einen oder anderen und dekorierte sie. Unter Aufbietung seiner ganzen Kraft brachte er schliesslich ein paar Sätze hervor und dass die Schlacht um Berlin unter allen Umständen gewonnen werden müsse. Am Ende rief er mit müder Stimme: «Heil euch!» Doch niemand antwortete. «Nur in der Ferne», vermerkt der Bericht des Reichsjugendführers Artur Axmann, «hörte man das Grollen der Front, kaum noch dreissig Kilometer entfernt.»



Im Verlauf seines sechsfundfingsten Geburtstags am 20. April 1945 begrüßte Hitler in Berlin eingesetzte Hitler jungen und dekorierte einige von ihnen. Nach kurzer Ansprache rief er unter dem Donnerrollen der Geschütze mit müder Stimme: «Heil euch!» Doch niemand antwortete.

Als Hitler in den Bunker zurückkam, begann der grosse Exodus. In langer Reihe drängten Minister und Parteiobere herzu, sagten ein paar verlegene oder gepresste Abschiedsworte und machten sich, gefolgt von endlosen Lastwagenkolonnen, davon. Hitler habe «tief enttäuscht, ja erschüttert lediglich mit dem Kopf genickt», hat einer seiner Adjutanten berichtet, und «wortlos» die Männer ziehen lassen, «die er einst mächtig gemacht hatte».

Während die einen das Weite suchten, rückten andere, begleitet von den «heissen Wünschen» der Bevölkerung, wie es hiess, an die Front. Gegen zehn Uhr abends eröffnete Hitler seinen engeren Mitarbeitern, dass er seinen Stab «aufzulockern» gedenke, und schickte zwei seiner Sekretärinnen, mehrere Adjutanten, die Stenografen sowie seinen Leibarzt Dr. Morell nach Süddeutschland. Vielleicht werde er nachkommen, setzte er beim Auseinandergehen hinzu. Und zu Morell sagte er: «Mir können keine Drogen mehr helfen.» Dann zog er sich, früher als üblich, in seine Räume zurück. Einige der Verbliebenen gingen daraufhin zusammen mit Eva Braun und Bormann in die halbwegs leergeräumte Führerwohnung in der Neuen Reichskanzlei zu einer kleinen Nachfeier hinüber. Sie liessen Getränke kommen, versuchten die Gespensterwelt des Bunkers zu vergessen und tanzten ein ums andere Mal nach der Melodie der einzig aufgefundenen Schallplatte, die von «Blutroten Rosen» erzählte und vom kommenden Glück. Dann trieben nahe Artillerieeinschläge sie in den Bunker zurück.

Kaum hatte sich herumgesprochen, dass der Weggang für die Regimespitzen freigegeben sei, belagerten Antragsteller von überall her das Kommandantenhaus nahe dem Berliner Schloss, das für die Passierscheine zuständig war. Über zweitausend Reisepapiere wurden innerhalb weniger Stunden ausgegeben, obwohl Goebbels angeordnet hatte, dass kein Mann, der eine Waffe tragen kann, die Stadt verlassen dürfe. Schon am Vormittag hatte sich der Staatssekretär Otto Meissner, der Chef der Präsidialkanzlei, telefonisch mit der Erklärung gemeldet, er habe sich im Interesse der Handlungsfreiheit seines Amtes nach Mecklenburg begeben, und Goebbels hatte geantwortet, er bedauere, sich nun seinen Wunsch aus zwölf langen Jahren nicht mehr erfüllen zu können und ihm ins Gesicht zu

spucken. In seiner am Vorabend über den Rundfunk verbreiteten Geburtstagsrede auf Hitler hatte er versichert:

«Deutschland ist noch immer das Land der Treue. Sie soll in der Gefahr ihren schönsten Triumph feiern. Niemals wird die Geschichte über diese Zeit berichten können, dass ein Volk seinen Führer oder dass ein Führer sein Volk verliess. Das aber ist der Sieg!» Gott werde «Luzifer, wie so oft schon, wenn er vor den Toren der Macht über alle Völker stand, wieder in den Abgrund zurückschleudern, aus dem er gekommen ist». Nicht die Unterwelt werde diesen Erdteil beherrschen, war er fortgefahren, «sondern Ordnung, Frieden und Wohlstand». Niemand anders als der Führer sei «der Kern des Widerstandes gegen den Weltzerfall». Und mit der aufputschenden Vehemenz, über die er gebot, forderte er zwei Tage später in seinem letzten Leitartikel für die Wochenzeitung «Das Reich» den «Widerstand um jeden Preis», auch, wie er schrieb, «von Knaben und Mädchen», die den Ansturm Asiens «mit Handgranaten und Tellerminen bewerfen ..., aus Fenstern und Kellerlöchern schiessen und dabei die Gefahr, unter der sie kämpfen, für nichts achten».

Am folgenden Morgen wurde Hitler bereits gegen halb zehn Uhr, annähernd zwei Stunden früher als üblich, aus dem Schlaf geholt. Russische Artillerie, teilte man ihm mit, schiesse in die Innenstadt, und etwas später stellte sich heraus, dass Granaten in dichter Folge am Brandenburger Tor, am Reichstag und bis hin zum Bahnhof Friedrichstrasse eingeschlagen waren. Als Hitler kurz darauf unrasiert und sichtlich verstört ins Vorzimmer kam, war seine erste Frage: «Was ist los? Woher kommt diese Schiesserei?» Auf die Erklärung Burgdorfs hin, dass das Zentrum offenbar aus einer Stellung nordöstlich von Zossen

unter Beschuss genommen werde, wurde Hitler bleich: «Sind die Russen schon so nah?» Dann liess er sich mit General Koller, dem Stabschef der Luftwaffe, verbinden. In einer Aufzeichnung Kollers heisst es:

«Am frühen Morgen ruft Hitler an. ‚Wissen Sie, dass Berlin unter Artilleriefeuer liegt? Das Stadtzentrum – ‚Nein!‘ – ‚Hören Sie das nicht?‘ – ‚Nein! Ich bin in Wildpark-Werders Hitler: «Starke Aufregung in der Stadt über Artillerie-Fernfeuer. Es soll eine Eisenbahnatterie schweren Kalibers sein. Die Russen sollen eine Eisenbahnbrücke über die Oder haben. Die Luftwaffe hat die Batterie sofort auszumachen und zu bekämpfen Ich: «Der Feind hat keine Eisenbahnbrücke über die Oder. Vielleicht hat er eine schwere deutsche Batterie nehmen und herumschwenken können. Wahrscheinlich aber handelt es sich um mittlere Kanonen des russischen Feldheers, mit denen der Feind bereits in die Stadtmitte reichen muss Längere Debatte, ob Eisenbahnbrücke über die Oder, ob nicht und ob die Artillerie des russischen Feldheers bis zum Zentrum von Berlin schiessen kann ... Hitler bleibt dabei, dass ich die Batterie sofort festzustellen und zu bekämpfen habe. In zehn Minuten will er sicher wissen, wo die Batterie steht...»

«Ich rufe», fährt Kollers Aufzeichnung fort, «den Divisionsgefechtsstand der Flak auf dem Zoobunker an. Meine Anfrage ergibt, dass es sich nur um ein Kaliber von 10 bis 12 Zentimetern handelt. Die feuernde russische Batterie ist am Morgen bei Marzahn, von der Flak beobachtet, in Stellung gegangen, Entfernung bis zum Stadtkern etwa 12 Kilometer ... Hitler nimmt meine fernmündliche Meldung dieses Tatbestandes ungläubig auf.»

Nicht ohne Grund ist Kollers Gesprächsnotiz als charakte-

ristisch für Hitlers Voreingenommenheit im Umgang mit der Generalität sowie mit der Wirklichkeit überhaupt angesehen worden, für die illusionäre Laune, mit der er, ohne Kenntnis der Einzelheiten, von einem «Fernfeuer» spricht und aus dem Stegreif Eisenbahnbatterien oder Brücken über die Oder erfindet. Mehr noch als seinen unzureichenden oder nach Gutdünken verbogenen Informationsstand offenbaren seine Äußerungen jedoch das Führungsdurcheinander im Hauptquartier. Kollers Niederschrift vom 21. April fährt fort:

«Bald darauf wieder Hitler persönlich am Apparat. Er will genaue Zahlen über den laufenden Flugzeugeinsatz südlich Berlin. Ich erwidere, derartige Anfragen könnten, weil die Nachrichtenverbindungen zur Truppe nicht mehr so einwandfrei funktionierten, nicht auf Anhieb erledigt werden. Man müsse sich mit den laufenden Morgen- und Abendmeldungen, die automatisch eingingen, begnügen; darauf ist er sehr erbost.»

Wenig später sei Hitler neuerlich am Telefon gewesen, heisst es dann mehrfach. Einmal habe er etwas über die bei Prag stationierten Strahlflugzeuge wissen wollen, dann über die «Privatarmee», die Göring angeblich unterhält, oder er verweist auf ein Schreiben des Industriellen Hermann Röchling und schreit, wie Koller festhält, unvermittelt los: «Man müsste die ganze Luftwaffenführung sofort aufhängen!» Und so unausgesetzt weiter: Anfragen, Befehle, Widerrufe und zwischendurch kurze Lagevorträge: «Da kann der Satan draus schlau werden», machte sich der verwirrte General in einem Seufzer Luft.

Um einigen Überblick zurückzugewinnen, versuchte Koller, mit Krebs Verbindung aufzunehmen. Als er den General nach langen, vergeblichen Bemühungen nachts um halb elf

Uhr erreicht und vor allem um Aufklärung über einen von Hitler erwähnten, ihm aber bis dahin nicht bekannten Entlastungsangriff des SS-Generals Steiner bittet, schaltet sich überraschend Hitler ein. «Plötzlich», vermerkt Koller, «tönt am Apparat seine erregte Stimme: ‚Haben Sie noch Zweifel an meinem Befehl? Ich glaube, ich habe mich klar genug ausgedrückt. Alle Kräfte der Luftwaffe im Nordraum, die für den Einsatz auf der Erde verfügbar gemacht werden können, müssen sofort Steiner zugeführt werden. Jeder, der Kräfte zurückhält, hat binnen fünf Stunden sein Leben verwirkt. Sie selbst haften mir mit Ihrem Kopf..»

Etwas später empört sich Hitler, dass zum Lagevortrag eines Offiziers keiner der erst Stunden zuvor von ihm selber freigestellten Stenografen erschienen ist, und wie stets in den Entzauberungsschlägen seines Lebens entschlüsselt sich für ihn, was immer geschieht, in dem einen Wort: «Verrat!» Als zu noch weiter vorgerückter Nachtzeit Walter Hewel, der «Ständige Beauftragte des Aussenministers beim Führer», den Hitler auch persönlich überaus schätzte, nach letzten Anweisungen fragt und daran erinnert, dass dies der sichtlich äusserste Augenblick für eine politische Initiative sei, erhebt sich Hitler und sagt «mit leiser, völlig veränderter Stimme, während er langsam, müde und schleppend den Raum verliess: ‚Politik? Ich mache keine Politik mehr. Das widert mich so an. Wenn ich tot bin, werdet ihr noch genug Politik machen müssen.‘

Die Nerven hielten nun nicht länger stand, und zusehends häufiger brach der Damm aus Unnachgiebigkeit und falscher Siegeszuversicht. Im Verlauf der letzten Pressekonferenz, die Goebbels in seiner Residenz hinter mit Pappe vernagelten Fenstern und bei Kerzenlicht abhielt, häufte er alle Schuld für das Scheitern der grossen Vorhaben auf das Offizierskorps und die



Marschall Iwan Stepanowitsch Konjew,
Schukows Rivale bei der Eroberung Berlins.

«Reaktion», mit der sie sich notgedrungen hätten verbünden müssen. Ein ums andere Mal, erklärte er in langwierigen Ausführungen, von der schon im Frieden vernachlässigten Rüstung und den Fehlentscheidungen während der Feldzüge gegen Frankreich und gegen die Sowjetunion, über das Versagen während der alliierten Invasion bis hin zum 20. Juli, habe die alte Kaste immer nur «Verrat» geübt.

Als einer seiner Beamten, der Ministerialdirigent Hans Fritzsche, einwarf, man dürfe aber die Treue, den Glauben und die Opferbereitschaft des Volkes nicht ausser acht lassen,

brach es aus dem sonst immer berechnend formulierenden Minister heraus, dass auch das Volk versagt habe. «Was fange ich mit einem Volk an», empörte er sich, «dessen Männer nicht einmal mehr kämpfen, wenn ihre Frauen vergewaltigt werden!?» Im Osten, rief er mit «zornrotem Gesicht», laufe es davon, und im Westen empfangen es den Feind mit weissen Fahnen. Er könne kein Mitgefühl empfinden, zumal das Volk dieses Schicksal selbst gewählt habe. Bei der Abstimmung über Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund 1933 habe es sich in freier Wahl gegen eine Politik der Unterwerfung und für eine Politik des Wagnisses entschieden. Dieses Wagnis sei eben missglückt. Und sich von seinem Platz erhebend, fügte er hinzu: «Ja, das mag für manche Leute eine Überraschung sein ... Geben Sie sich keinen Illusionen hin! Ich habe ja niemanden gezwungen, mein Mitarbeiter zu sein, so, wie wir auch das deutsche Volk nicht gezwungen haben. Es hat uns selbst beauftragt... Jetzt wird Ihnen das Hälschen durchgeschnitten!» Und im Abgehen, schon fast an der Tür, drehte er sich noch einmal um und schrie in den Saal: «Aber wenn wir abtreten, dann soll der Erdkreis erzittern!»

Inzwischen war im Bunker die Nachricht eingetroffen, dass neben Marschall Schukow im Mittelabschnitt und Marschall Konjew im Süden auch die 2. Weissrussische Front unter Marschall Konstantin K. Rokossowski bei Stettin die deutschen Linien durchbrochen habe und auf Berlin vorstosse. Bezeichnenderweise entschloss sich Hitler daraufhin nicht, alle verfügbaren Kräfte auf den Verteidigungsring um die Hauptstadt zurückzunehmen. Vielmehr erfasste er auch diesen Durchbruch als Gelegenheit zu einem mit aller Wucht geführten Gegenan-

griff. Die Truppen dafür entnahm er einem Fähnchen auf der Lagekarte, das in der Gegend von Eberswalde steckte und den Vermerk «Gruppe Steiner» trug. Zusammen mit der 9. Armee General Busses sollte sich in aller Eile ein Verband unter dem SS-General Felix Steiner neu formieren, die sowjetische Angriffsflanke im Südosten durchbrechen und die vor der Hauptstadt verlaufende, brüchig gewordene Front bis hin nach Cottbus wiederherstellen. «Ein Ausweichen nach Westen», mahnte Hitler, «ist für alle ausdrücklich verboten. Offiziere, die sich dieser Anordnung nicht bedingungslos fügen, sind festzunehmen und augenblicklich zu erschiessen. Sie selbst», sagte er zu Steiner, «mache ich mit Ihrem Kopf für die Durchführung dieses Befehls verantwortlich.»

Die Schwierigkeit war, dass Busses Armee nur noch aus versprengten Haufen bestand, die sich verzweifelt gegen die unmittelbar drohende Einschliessung wehrten, während eine Gruppe Steiner überhaupt nicht existierte. Zwar lagen für die Aufstellung des Verbandes alle möglichen, mit äusserstem Nachdruck erteilten Befehle vor, doch waren sie teils widersprüchlich, teils angesichts des herrschenden Durcheinanders im Frontgebiet unausführbar. Zudem hatte man es versäumt, den zuständigen Oberbefehlshaber, General Heinrici, darüber zu unterrichten, der sich, als er jetzt davon erfuhr, mit Krebs verbinden liess.

Die Operation Steiner, trug Heinrici vor, sei ganz und gar aussichtslos und gefährde seine Einheiten; er bestehe darauf, dass zumindest die von der Einkesselung bedrohte 9. Armee zurückgenommen werde, und bot für den Fall, dass seiner Forderung nicht entsprochen werden könne, seinen Rücktritt an: Lieber, sagte er, kämpfe er als einfacher Volkssturmmann, als dass er einen Befehl befolge, der nur auf die sinnlose Opferung

von Menschenleben hinauslaufe. Aber Krebs blieb uneinsichtig, und selbst der Hinweis auf die Verantwortung, die sie beide für die Truppe trügen, richtete nichts aus. «Diese Verantwortung», belehrte Krebs den Anrufer, «trägt der Führer.»

Wieviel zutreffender Heinrici die Lage überblickte, zeigte sich bereits am folgenden Tag, als er zusammen mit dem Chef des Wehrmachtführungsstabs, Generaloberst Alfred Jodl, im Gefechtsstand Steiners erschien. Noch vor Beginn der Erörterungen, was allenfalls zu tun sei, stellte der SS-General seinen Besuchern die Frage: «Hat einer von Ihnen meine Einheiten gesehen?» Am Ende der Unterredung erwähnte Heinrici Hitlers Angriffsbefehl mit dem an Steiner persönlich gerichteten Schlusssatz: «Von dem Erfolg Ihres Auftrags hängt das Schicksal der Reichshauptstadt ab!» Als Heinrici, offenbar unter Anspielung auf den hohen SS-Rang seines Gegenübers, hinzufügte: «Sie müssen angreifen, Steiner – Ihrem Führer zuliebe!», starrte dieser ihn einen Augenblick lang fassungslos an und brauste dann auf: «Er ist doch auch Ihr Führer!»

Die Konfusion wuchs mit jeder Stunde. Am Morgen des 22. April sah sich der erst Ende Februar ernannte Stadtkommandant Generalleutnant Hellmuth Reymann, dem Hitler und vor allem Goebbels mehrfach mangelnde Entschiedenheit vorgeworfen hatten, abgelöst. Zu seinem Nachfolger wurde der bis dahin als NS-Führungsoffizier zur Schulung und ideologischen Überwachung der Truppe eingesetzte Oberst Ernst Kaether ernannt und ausserplanmässig um gleich zwei Rangstufen zum Generalleutnant befördert. Als Kaether den Rest des Tages damit zubrachte, aller Welt die ehrenvolle Berufung mitzuteilen, und jedenfalls den hohen Erwartungen nicht gerecht wurde, die in ihn gesetzt worden waren, sah er sich bereits am



General Helmuth Weidling hatte schon an der Schlacht um die Seelower Höhen teilgenommen. Am 22. April ordnete Hitler an, ihn wegen einer Eigenmächtigkeit erschiessen zu lassen, ernannte ihn aber schon tags darauf zum Kommandanten des Verteidigungsbereichs Berlin.

Am Ende seines Postens enthoben und zum Oberst zurückgestuft.

Zur gleichen Zeit machte das Gerücht die Runde, dass General Weidling seinen Gefechtsstand vom Südosten Berlins nach Döberitz im Westen der Stadt verlegt habe. Als Busse und Hitler von der Eigenmächtigkeit des Generals erfuhren, ordneten sie unabhängig voneinander an, Weidling auf der Stelle abzulösen, vor das nächstgelegene Kriegsgericht zu stellen und zu erschiessen. Statt aber klein beizugeben, hatte sich der General kurzerhand zum Bunker unter der Reichskanzlei begeben. Schon auf einem der unterirdischen Gänge

war er Krebs und Burgdorf begegnet und hatte sie zur Rede gestellt, warum er erschossen werden solle. Nachdem er die Lage in seinem Frontabschnitt beschrieben und vor allem nachgewiesen hatte, dass sich sein Gefechtsstand nach wie vor im Südosten Berlins, «nur ein bis zwei Kilometer von der vordersten Kampflinie entfernt», befinde, wurden beide Generale «bedeutend liebenswürdiger» und geleiteten ihn kurz darauf zu Hitler in den Tiefbunker.

Mit «aufgedunsenem Gesicht» und den «Augen eines Fieberkranken» habe Hitler ihn empfangen, hat Weidling sich erinnert und, als sie Platz genommen hatten, entsetzt beobachtet, dass das linke Bein des Führers sogar beim Sitzen «in unaufhörlicher Bewegung (war) wie ein Uhrpendel, nur etwas schneller». Kaum hatte Weidling die Kräfteverhältnisse in seinem Abwehrbereich geschildert, habe Hitler zu reden begonnen, geht der Bericht weiter. Mit zunehmend «grösserem Erstaunen» sei er den Ausführungen über die Verteidigung Berlins gefolgt, darüber, wie die russischen Kräfte zunächst im Süden der Stadt «zerschlagen» und anschliessend von Steiner, Busse und weiteren inzwischen frei gewordenen Einheiten zum Kampf gestellt und «vernichtet» würden. Gleichzeitig würden «andere Kräfte» die Rote Armee im Norden binden und am Ende die einen im Zusammenwirken mit den anderen zur Entscheidungsschlacht antreten. Noch vom Bunker aus unterrichtete Weidling seinen Stab über den Verlauf der Unterredung und gab einige taktische Anweisungen durch. Aber am folgenden Tag richtete Krebs dem bestürzten General aus, dass Hitler ihn «zum Kommandanten des Verteidigungsbereichs Berlin» ernannt habe. «Es wäre besser, wenn Sie befohlen hätten, mich zu erschiessen», entgegnete Weidling trocken, «dann ginge dieser Kelch an mir vorüber.»

Die Überraschungen hatten damit kein Ende. In den Gesprächen der zurückliegenden Tage war verschiedentlich ein Name aufgetaucht, der im Gerede zunehmend an Gewicht gewonnen und alsbald die verstiegensten Hoffnungen geweckt hatte. Am frühen Nachmittag meldete sich General Krebs bei Heinrici und unterrichtete ihn, dass die bei Magdeburg stationierte 12. Armee unter General Walter Wenck eine Kehrtwende vornehmen und unverzüglich auf Berlin marschieren werde; der Entschluss, hatte Krebs hinzugefügt, habe umso nähergelegen, als die amerikanischen Truppen die Elbe offenbar als Demarkationslinie betrachteten und keine Anstalten machten, den Fluss zu überqueren.

Da die 12. Armee zu einem erheblichen Teil aus fronterprobten, zudem durch frische Kräfte ergänzten Einheiten bestand, war die Zuversicht, die sich an ihren Einsatz knüpfte, nicht ganz grundlos. Doch in Rechnung zu stellen war auch, dass der noch in Aufstellung begriffene Verband über keinerlei Erfahrung im operativen Zusammenwirken verfügte. Bedenklicher noch und in der Fähnchenwelt des Bunkers unberücksichtigt oder gar verdrängt blieb, dass Wenck nicht einen einzigen Panzer zur Verfügung hatte, fast keine Flakabwehr gegen die feindliche Luftüberlegenheit besass und dass zwei fest zugesagte Divisionen bislang nicht eingetroffen waren und niemals bei ihm auftauchen würden. Hinzu kam, dass sich das Gebiet der 12. Armee binnen weniger Tage in eine riesige Karawanserei mit über einer halben Million Flüchtlingen verwandelt hatte, die von der Roten Armee bis an die Elbe getrieben, dann jedoch von den amerikanischen Truppen am anderen Flussufer aufgehalten worden waren. Sie bildeten, Tag für Tag durch endlos neu hinzuströmende Trecks vermehrt, eine Art Vorhut der Millionen, die in den folgenden Monaten vertrie-

ben, in Lager verbracht oder zur Zwangsarbeit nach Osten verschleppt wurden.

Aber Heinrici dachte nicht daran, Krebs auf die ungezählten Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die jede operative Planung lähmten oder sogar verhinderten. Seine unter zunehmender Missachtung der Bunkerbefehle verfolgte Absicht ging seit einigen Tagen dahin, die Heeresgruppe im Norden wie im Süden an Berlin vorbeizuführen und der Stadt ein längst sinnlos gewordenes Schlachtendrama zu ersparen. Stattdessen sollten die Verbände so weit wie möglich zu den Linien von Engländern und Amerikanern durchstossen. Infolgedessen nutzte er die Nachricht, um General Busse anzuweisen, mit allen einsatzfähigen Kräften nach Westen durchzubrechen und Wenck entgegenzumarschieren. Als der führerfolgsame Busse Einwendungen erhob, erklärte Heinrici knapp, dies sei ein Befehl, und brach das Gespräch ab.

Nur der Wille hielt noch stand und die selbstbetrügerische Hoffnung auf das stündlich erwartete Zusammenbrechen der, wie Goebbels unablässig wiederholte, «perversen Koalition zwischen Plutokratie und Bolschewismus». Aller militärische Widerstand zielt auf einen Zeitgewinn von wenigen Tagen, wurde er nicht müde zu behaupten und sprach mit dem dreisten Schneid, auf den er sich soviel zugute hielt, von der unmittelbar bevorstehenden Gelegenheit, mit der russischen Seite gegen die Westalliierten «Kippe» zu machen. Doch in der Lagebesprechung vom 22. April zerstoben auf einen Schlag die unausgesetzt verfertigten und zusehends mühsamer aufrechterhaltenen Trugbilder.

Die dramatische Konferenz begann am Nachmittag kurz

nach drei Uhr und zog sich bei ständigem Kommen und Gehen bis gegen acht Uhr abends hin. Noch die eröffnende Mitteilung, dass den Sowjets der Durchbruch auch im Norden der Oderfront gelungen sei, nahm Hitler mit scheinbar stoischem Gleichmut hin. Anschliessend trugen die Berichterstatter vor, dass der Gegner im Süden Zossen genommen habe und auf Stahnsdorf vorstosse, am nördlichen Stadtrand zwischen Frohnau und Pankow operiere und im Osten bis zur Linie Lichtenberg, Mahlsdorf, Karlshorst gelangt sei. In die entstandene Stille hinein fragte Hitler sodann nach der Gruppe Steiner. Als ihm nur inhaltende oder widersprüchliche Auskünfte zuteil wurden und Krebs zuletzt eingestehen musste, dass der zur Schicksalswende erhobene Steiner-Angriff überhaupt nicht stattgefunden hatte, brach nach kurzem, benommenem Brüten der Sturm los.

In einem Ausbruch, wie ihn keiner der Anwesenden je erlebt hatte, fuhr Hitler plötzlich aus seinem Sessel hoch, warf die farbigen Stifte, die er während der Lagebesprechungen stets bei sich trug, mit einer zornigen Bewegung über den Tisch und begann zu schreien. Seine seit Wochen matte und tonlose Stimme gewann noch einmal etwas von ihrer einstigen Kraft. Nach Worten ringend, erhob er eine Art Generalanklage gegen die Welt, die Feigheit, Niedertracht und Treulosigkeit auf allen Seiten. Er schmähte die Generalität, die unausgesetzten Widerstände, mit denen er sich habe herumschlagen müssen, seit Jahren sei er von Verrätern und Versagern umgeben. Während alle betroffen vor sich hin starrten, machte er sich mit fahrigen Bewegungen Platz und begann mit taumeligem Schritt den engen Raum auf- und abzulaufen. Zwar versuchte er mehrfach, seine Fassung zurückzugewinnen, doch gleich darauf brach es wieder aus ihm heraus, ausser sich schlug er mit der Faust in

die offene Hand, während ihm Tränen über die Wangen liefen: Unter diesen Umständen, wiederholte er viele Male, könne er nicht länger führen, seine Befehle seien in den Wind gesprochen, er wisse nicht mehr weiter. «Der Krieg ist verloren!» rief er. «Aber wenn Sie, meine Herren, glauben, dass ich Berlin verlasse, irren Sie sich gewaltig! Eher jage ich mir eine Kugel durch den Kopf!» Als Jodl ans Telefon gerufen wurde, schickte Hitler die Konferenzteilnehmer aus dem Raum und bat nur Keitel, Krebs und Burgdorf zu bleiben.

Von dem Lärm aufgeschreckt, waren draussen, in den Räumen bis hin zum Fuss der Treppe, die Bunkerinsassen zusammengelaufen. Während sie noch herumstanden, ihre Beobachtungen austauschten und dann und wann, wenn der Raum unter einem nahen Granateneinschlag erzitterte, besorgt verstummten, kam plötzlich Hitler aus dem Konferenzzimmer und bahnte sich ohne einen Blick nach rechts oder links, gebückt und bleich, wie es in dem Bericht eines Augenzeugen heisst, den Weg in seine privaten Räume. Im entstandenen Durcheinander lief Bormann von einem zum anderen und wiederholte fassungslos: «Das kann der Führer nicht im Ernst gesagt haben, dass er sich erschiessen will!», während Keitel jeden Anwesenden aufforderte: «Wir müssen den Führer davon abhalten!»

Als sich der Sturm gelegt hatte, bat Hitler einige der Beteiligten zu Einzelgesprächen, Keitel, Dönitz, Krebs und Burgdorf sowie Hermann Fegelein. Gegen fünf Uhr liess er Goebbels rufen, dem Bormann gerade noch die Bitte mitgeben konnte, den Führer unter allen Umständen zum Rückzug in die Alpenfestung zu bewegen. Doch Goebbels tat, als überhöre er das Ansinnen der «GPU-Type». Einiges spricht sogar dafür, dass sein Angebot, gemeinsam mit dem Führer in den Tod zu gehen, jetzt erst den noch immer wankelmütigen Hitler end-



«Die Armee Wenck kommt!» war die von den Propagandafachleuten des Regimes ausgestreute Hoffnungsparole der letzten Kriegstage. Doch misslang Generalleutnant Walter Wenck schon die Aufstellung einer schlagkräftigen Streitmacht, und die Verbände, mit denen er zum Entsatz der Hauptstadt vorstieß, blieben Ende April bei Ferch im Südwesten Berlins stecken.

gültig dazu brachte, in Berlin zu bleiben. Jedenfalls begab sich Goebbels unmittelbar nach der Unterredung in das gegenüberliegende Büro und teilte der Sekretärin Frau Junge mit, dass seine Frau und seine sechs Kinder noch am gleichen Tag in den Bunker umziehen würden. Kälter und nüchterner als in seinen Siegesparolen, liess er zugleich ausrichten, dass jedes Kind nur ein Spielzeug mitnehmen dürfe und ohne viel Nachtkleidung herüberkommen solle, da dergleichen jetzt «nicht mehr nötig»

sei. Einige Zeit darauf kehrte Hitler mit augenscheinlich wiedergewonnener Fassung in das Konferenzzimmer zurück. Das Ende sei jetzt da, erklärte er, er habe keine Hoffnung mehr. Und als nahezu alle Anwesenden widersprachen und auf die noch immer verfügbaren Einheiten hinwiesen, auf die bereits anrückende Armee Wenck, auf Busse und nicht zuletzt auf die im Raum Dresden operierende Heeresgruppe unter dem treuen Feldmarschall Ferdinand Schörner, entgegnete Hitler mit einem Achselzucken: «Tun Sie, was Sie wollen! Ich habe keine Befehle mehr.»

Es entstand eine längere Pause. Dann setzte Hitler hinzu, er werde den Tod in der Reichshauptstadt erwarten, er lasse sich nicht weiterschleppen und hätte bereits das Hauptquartier im ostpreussischen Rastenburg nie verlassen dürfen. Alle Einwendungen wies er zurück, auch ein telefonischer Überredungsversuch Himmlers blieb ohne Erfolg, und Ribbentrops Bitte um Anhörung schlug er ohne viel Aufhebens rundheraus ab. Er werde, entgegen seiner früheren Absicht, den Russen nicht mit der Waffe in der Hand entgegentreten, sagte er, schon um der Gefahr zu entgehen, verwundet in Feindeshand zu fallen. Auch sei er körperlich nicht in der Lage zu kämpfen. Aber erfasst vom Pathos der Stunde, entfuhr ihm die Formulierung, er werde auf den Stufen der Reichskanzlei fallen, und betört von dem ebenso dramatischen wie sakrilegischen Bild wiederholte er die Worte mehrere Male. Um sich selber jeden Rückweg abzuschneiden, diktierte er sogleich eine Verlautbarung, wonach er in Berlin bleiben und persönlich die Verteidigung der Stadt übernehmen werde.

Dann zog er sich mit Keitel, Jodl, Goebbels und wenigen anderen erneut in seine Räume zurück. Er liess seinen Adju-



SS-General Wilhelm Mohnke, am 22. April von Hitler zum Kampfkommandanten des Verteidigungsbereichs «Zitadelle» (Reichskanzlei und Regierungsviertel) ernannt.

tanten Julius Schaub kommen und trug ihm auf, die im Tresor am Fussende seines Bettes oder wo immer sonst verwahrten persönlichen Papiere in den Garten zu schaffen und dort zu verbrennen. Angesichts der beunruhigenden Meldungen über die von allen Seiten zum Angriff auf das Zentrum vorrückenden Sowjettruppen ernannte er den vielfach ausgezeichneten SS-Brigadeführer Wilhelm Mohnke, der seit 1933 zur «Leibstandarte» gehörte, zum Kampfkommandanten des innersten Verteidigungsbezirks «Zitadelle». Er unterstellte Mohnke seinem persönlichen Befehl und übergab ihm das Kommando

über die annähernd viertausend in der Stadt befindlichen SS-Leute sowie einige kleinere Einheiten der drei Wehrmachtsteile und der Hitlerjugend. Anschliessend forderte er Keitel und Jodl auf, mit ihren Stäben nach Berchtesgaden zu gehen und gemeinsam mit Göring die notwendigen Entscheidungen zu treffen. Als einer der Anwesenden einwarf, dass kein Soldat unter dem Reichsmarschall kämpfen werde, entgegnete Hitler: «Was heisst kämpfen! Da ist nicht mehr viel zu kämpfen, und wenn's aufs Verhandeln ankommt – das kann der Reichsmarschall besser als ich.»

Am Ende, als alle erschöpft und ratlos herumsassen, unternahm Keitel noch einmal einen Versuch, Hitler umzustimmen. Er könne zum ersten Mal, sagte er, einen Befehl des Führers nicht befolgen und weigere sich, nach Berchtesgaden zu gehen. Aber Hitler erwiderte nur, er werde Berlin «nie verlassen – nie!» Auf Keitels neuerlichen Widerspruch kam es zu einem kurzen, scharfen Wortwechsel, den Hitler mit dem Bemerkenden beendete, er lehne es ab, den Feldmarschall weiter anzuhören. Doch als Keitel fortfuhr, der Führer dürfe die Wehrmacht nicht im Stich lassen, wies Hitler ihm beleidigt die Tür. Im Abgehen wandte sich Keitel an Jodl und sagte mit halber Stimme: «Das ist der Zusammenbruch!»

Noch in der Nacht begab sich Keitel in den Gefechtsstand der 12. Armee, der in der Oberförsterei «Alte Hölle» bei Wiesenburg, einige sechzig Kilometer östlich von Magdeburg, Quartier bezogen hatte. Schon als der Chef des OKW den Raum betrat, fand Wenck alle Vorbehalte des Truppenführers gegen den Stabsoffizier bestätigt. Denn Keitel war in gleichsam grosser Aufmachung mit Gefolge erschienen und kam, kaum dass er den Marschallstab salutierend an den Mützen-



Das vermutlich letzte Foto Hitlers. Zusammen mit seinem langjährigen SS-Adjutanten Julius Schaub steht er Ende April an einem Ausgang der zerstörten Reichskanzlei.

rand gehoben hatte, sogleich zur Sache: «Befreien Sie Berlin!» sagte er. «Machen Sie mit allen verfügbaren Kräften kehrt! Vereinigen Sie sich mit der 9. Armee. Hauen Sie den Führer raus! Sie, Wenck, haben es in der Hand, Deutschland zu retten!»

Wenck wusste, dass jeder Widerspruch so sinnlos wie zeitvergeudend war, und äusserte zu allen Anweisungen nur, er werde natürlich tun, was der Feldmarschall befehle. Doch als Keitel gegen drei Uhr morgens abgefahren war, rief er seinen

Stab zusammen und erklärte, man werde entgegen den Befehlen nicht mit allen Kräften auf Berlin vorstossen, sondern den Versuch unternehmen, so nah wie möglich an die 9. Armee heranzukommen. Die Aufgabe laute, einen langgestreckten Fluchtweg nach Westen herzustellen und offenzuhalten. Zu Hitler fügte er lediglich den Satz hinzu, «dass das Schicksal eines Einzelnen jetzt nicht mehr von Bedeutung» sei.

Die niederschmetternde Nachricht über die Konferenz vom 22. April verbreitete sich in Windeseile. Hewel unterrichtete Ribbentrop, Jodl General Koller, Generalmajor Christian den Reichsmarschall in Berchtesgaden, und Fegelein liess sich mit Heinrich Himmler in dessen neuem, unweit von Berlin gelegenen Hauptquartier in Hohenlychen verbinden. Der Reichsführer-SS, der seit Langem dabei war, die Ausgangsposition für den erwarteten Machtkampf um die Nachfolge Hitlers zu beziehen, sah die Stunde der Entscheidung herangekommen: Fegeleins Bericht lief auf nichts anderes als die Abdankung des «Führers» hinaus. In seiner dienstbaren Enge zögerte er jedoch trotz allen Drängens der Berater auch jetzt noch, diesen Anspruch öffentlich zu machen, zumal sein Ansehen bei Hitler tief abgestürzt war. Immerhin sah er sich ermutigt, nach verschiedenen Seiten Fühlung zu einem Treffen mit General Eisenhower aufzunehmen. Seine Absicht sei es, liess er verlauten, den amerikanischen Oberkommandierenden davon zu überzeugen, dass er sich mit seiner SS nützlich machen könne; er wolle nicht nur eine Waffenruhe im Westen erreichen, sondern vor allem amerikanisches Kriegsmaterial für den augenblicklich aufzunehmenden Kampf gegen die Rote Armee erhalten: «Dann schaffe ich es noch», erklärte er seiner Umgebung und stellte bereits Überlegungen an, ob eine Verbeugung

oder ein Händedruck angemessen sei, wenn er mit Eisenhower zusammentreffe. Im Bewusstsein des grossen staatsmännischen Spiels, das er begann, setzte er mit kaum verhohlener Geringschätzung hinzu: «In Berlin sind alle verrückt geworden!» Was er nicht zu erkennen vermochte, war, dass für Hohenlychen nichts anderes galt.

VIERTES KAPITEL

Schlussstriche

In der Hauptstadt gingen die Dinge drunter und drüber. Jeden Morgen zogen hastig aufgebotene Notkommandos los und verstärkten die Strassensperren, schaufelten Panzergräben oder errichteten aus Brettern und Zement behelfsmässige Deckungen. Obwohl am Stadtrand überall Schilder aufgestellt waren, «Flüchtlingen ist der Aufenthalt in der Reichshauptstadt verboten!», zogen durch die noch offenen Strassen der Aussenbezirke endlose Trecks mit Pferden, Leiterwagen oder mitgeführtem Vieh und gerieten oftmals mitten in die Kampfzone. Die Bahnhöfe waren verstopft von liegengebliebenen Güterzügen mit Lebensmitteln, Nachschub und Verwundeten. Zwar hatten die Bombenangriffe seit der Annäherung der Roten Armee aufgehört. Aber noch immer lag die Stadt im Feuerschein, und auch das Gestöber von glühendem Staub und der Asche-teilchen, die unablässig durch die Luft rieselten und Fassaden, Bäume, Menschen mit einer kalkigen Schicht bedeckten, hielt weiterhin an. Unausgesetzt waren russische Tiefflieger über der Stadt. Selbst das seit Wochen entnervende Sirenengeheul ging weiter, nur zeigte es unterdessen durch einen schrillen Dauerton «Panzeralarm» an. Überall standen ausgebrannte oder wegen Treibstoffmangels verlassene Militärfahrzeuge herum. Die rings um die Stadt in Stellung gegangene sowjetische Artillerie erreichte seit kurzem alle Stadtteile

und schoss manche Strassenzüge Haus für Haus in Brand, ehe die Infanterie vorwärtsrückte. Sogar Ruinen fingen mitunter wieder Feuer, wie Aufzeichnungen aus jenen Wochen verwundert festhalten.

Mit jedem Tag stellten weitere Fabriken, Werkstätten und Versorgungsbetriebe die Arbeit ein. Oft gab es über Stunden weder Wasser noch Elektrizität, und auf die Verwendung von Kochstrom stand seit dem 22. April die Todesstrafe. Auf dem aufgeweichten Asphalt türmten sich Trümmer und Müll und verbreiteten zusammen mit dem allgegenwärtigen Geruch verbrannten Fleisches einen unerträglichen Gestank. Vor allem in den Bezirken der Innenstadt kamen die Menschen tagelang nicht aus den Kellern und U-Bahn-Schächten heraus. Einzelne, die es gleichwohl wagten, verhüllten die Gesichter gegen die beissenden Brand- und Phosphordämpfe mit angefeuchteten Tüchern. Die Mühen des blossen Überlebens endeten nicht. Die letzten Zeitungen sowie die Bekanntmachungen an den Anschlagssäulen enthielten grelle Mischungen aus Siegespalaver und Drohungen, verbunden mit oftmals bizarren Ratschlägen, wie den unermesslichen Fährnissen des Alltags zu begegnen sei. Zur «Verbesserung der Eiweissgrundlage», lautete eine dieser Empfehlungen, solle die Bevölkerung an den zahlreichen Gewässern der Stadt auf Froschfang gehen, der sich am besten durch «bunte Stofflappen» bewerkstelligen lasse, die «durch das flache Wasser in Ufernähe entlanggezogen» werden müssten.

Es fehlte an allem. Die Volkssturmaufgebote, die sich an den Sammelplätzen einfanden, sahen sich mit Bussen und Strassenbahnen, soweit sie noch verkehrten, an die Front geschafft. Da die Russen bereits ziemlich frühzeitig drei im äusseren Stadtbereich gelegene Waffen- oder Munitionsdepots er-

obert hatten und für die Versorgung aus den innerstädtischen Lagern im Grunewald oder im Tiergarten die Transportmittel fehlten, zog bald mehr als die Hälfte der Verteidiger mit lediglich einer Armbinde und der Anweisung gegen den Feind, sich im Kampfgebiet bei Gefallenen und Verwundeten mit Karabinern oder Panzerfäusten zu versorgen. Ungeachtet aller solcher Mängel hatte Hitler inzwischen auch den Jahrgang 1929 zu den Waffen rufen lassen, die es nicht gab.

In der Gewissheit des Untergangs brach auch das lange hintangehaltene, vom justizförmigen Schein verdeckte Abrechnungsbedürfnis des Regimes offen hervor. Die Gefängnisse waren, zumal seit den grossangelegten Verhaftungsaktionen nach dem 20. Juli 1944, mit politischen Häftlingen überfüllt. In der ersten Aprilhälfte hatte Himmler angeordnet, dass keiner der Inhaftierten überleben dürfe, und damit den Todesapparat in allen noch von den eigenen Verbänden gehaltenen Gebieten in Gang gesetzt. Als bei der Annäherung der sowjetischen Vorhuten das Gefängnis in der Lehrter Strasse aufgelöst wurde, entliess man einige weniger Belastete und versicherte den übrigen, sie würden vom Gestapo-Hauptquartier im Prinz-Albrecht-Palais aus auf freien Fuss gesetzt. Gegen ein Uhr nachts zog eine schwerbewaffnete SS-Begleitmannschaft mit den Häftlingen los, führte sie angeblich zur Abkürzung des Weges über ein nahe gelegenes Trümmergelände und brachte sie auf ein verabredetes Kommando hin durch Genickschuss um. Unter den Ermordeten befanden sich Klaus Bonhoeffer, Rüdiger Schleicher, Friedrich Justus Perels und Albrecht Haushofer.

Zur gleichen Zeit meldeten die Stimmungsberichte der Wehrmacht von überall her wachsende Depressionen und sprachen von einer ansteckenden Neigung zu Gesprächen, wie

dem Leben am sichersten ein Ende zu machen sei. Die Flakhelferin Inge Dombrowski, so wurde berichtet, bat ihren Kompanieführer, sie zu erschiessen. Der junge Oberleutnant entsprach nach hinhaltendem, gequältem Zögern ihrem Verlangen und brachte sich unmittelbar darauf selber um. Die Gerüchte über die grosse, vom «Führer» seit geraumer Zeit vorbereitete Offensive verstummten jetzt. An ihre Stelle trat das immer neu belebte Geraune über die, wie es hiess, dicht vor Potsdam angelangte, schon zum vernichtenden Schlag ausholende Armee Wenck. Zugleich war die Rede davon, dass die Amerikaner hinter der Elbe Luftlandtruppen zusammenzögen, um der Wehrmacht gegen die Rote Armee zu Hilfe zu kommen. Aber diese und andere allzu durchsichtigen Propagandaparolen fanden kaum noch Glauben. Der beissende Fatalismus, mit dem der Berliner Volkswitz sich seit Generationen durch die wiederkehrenden Lebensnöte manövriert hatte, reagierte auf das sichtlich näher rückende Ende mit dem Schlagher «Davon geht die Welt nicht unter ...» Die Nachbarn piffen sich die Melodie auf der Strasse zu. Sie wurde ebenso zu einer Art Kennung wie beim Auseinandergehen die Formel «Bleiben Sie übrig!»

Die Auflösungserscheinungen griffen unterdessen auch auf die engste Umgebung Hitlers über. Als Albert Speer am frühen Abend des 23. April in den Bunker zurückkehrte, um sich, von «widerstreitenden Gefühlen» erfüllt, von Hitler zu verabschieden, nahm er auf Schritt und Tritt die kleinen, aber verräterischen Lockerungen wahr, die sich im Disziplinarischen eingestellt hatten: das Rauchen in den Vorräumen sowie die halbgeleerten Flaschen hier und da. Auch erhob sich, wenn Hitler ei-

nen Raum betrat, nur selten noch einer der Anwesenden, und kaum irgendwer liess sich, während er da vorüberging, im Gespräch unterbrechen.

Hitler selbst wirkte auf melancholische Weise gefasst und sprach vom Tod wie von einer Erlösung. Selbst als Speer mit dem Geständnis herausrückte, dass er seit Monaten gegen die ergangenen Zerstörungsbefehle gehandelt habe, fuhr Hitler wider Erwarten nicht auf. Vielmehr schien er, wie mehrfach im Verlauf ihrer Zusammenkunft, entlegenen Gedanken nachzuhängen, während seine Augen sich mit Tränen füllten. Als habe er damit schon zuviel von seinen Empfindungen erkennen lassen, verabschiedete er seinen späten Gast einige Stunden darauf mit geradezu herabsetzender Gleichgültigkeit und, wie Speer empfand, als gehöre er nun nicht mehr dazu. Auf dem Rückweg durch die ramponierten Hallen der Reichskanzlei, die er sechs Jahre zuvor als «erstes architektonisches Zeugnis des Grossdeutschen Reiches» errichtet hatte, ging ihm unwillkürlich auf, zu einem wieviel angemesseneren Abschluss sein Leben gelangt wäre, wenn Hitler, wie Speer zunächst erwartet hatte, ein Erschiessungskommando für ihn herbeibefohlen hätte.

Weniges konnte deutlicher machen, dass er doch noch dazugehörte. Denn es offenbarte die gleiche Denkart, die, von Hitler angefangen, alle die Goebbels, Krebs, Burgdorf und Mohnke mitsamt den Hundertschaften der «Leibstandarte Adolf Hitler» und den ungezählten weiteren kampfbesessenen Soldaten im eingeschlossenen Berlin dazu brachte, das Leben für nichts zu achten. Der britische Historiker A.J.R Taylor hat es «ein grosses Geheimnis» genannt, dass so viele Deutsche kopflos und gleichsam über die zwölfte Stunde hinaus auf den Trümmern des dahingegangenen Reiches weiterkämpften. Da die Deutschen selber sich nicht erinnerten, fügte er mit einiger-



Die nicht endenden Mühen des blossen Überlebens: Die berühmte Aufnahme, entstanden nach einem alliierten Bombenangriff Ende 1943, hält die Dauertragödie vieler Einwohner Berlins wie in einer photographischen Metapher fest.

massen ratlosem Sarkasmus hinzu, werde die Antwort darauf nie zu haben sein.

Es war aber nicht so, dass die Truppen des inneren Verteidigungsbereichs nur verzweifelt und gehorsam in den Tod liefen.

Vielmehr kann man ziemlich sicher sein, dass nicht wenige von ihnen sich im Schlachtgewühl der letzten Tage auf seltsam verworrene Weise entschädigt fühlten. Was dem Widerstand in ihren Augen über jede Vernunft hinaus zur Rechtfertigung verhalf, war nicht nur die tiefverankerte Vorstellung, dass alles wirklich Grosse in der Welt erst durch Tod und Untergang beglaubigt werde. Vielmehr fühlten sie sich auch zu handelnden Figuren im Schlussakt einer welthistorischen Tragödie berufen oder gar erhoben, und Tragödien solchen Ausmasses, hatten sie gelernt, verliehen selbst dem sinnlos Scheinenden einen höheren Sinn. Das Vernarrtsein in ausweglose Lagen gehörte lange schon zu den charakteristischen Zügen zumindest einer Spur des deutschen Denkens. Eine lange philosophische Tradition, die in zerwühlten Theorien den «weltgeschichtlichen Beruf der Deutschen zum Radikalismus» verkündet sowie einen «heroischen Pessimismus» als Erbeil zumal der germanischen Völker ausgemacht hatte, sah sich hier, von einer unübersehbaren Traktatliteratur zu kleiner Münze verarbeitet, vor hohe Bewährungen gestellt, und noch aus Heideggers «Mut zur Angst vor dem Nichts» liessen sich Gründe für den äussersten Widerstand herleiten.

Aus alledem zogen viele, die an den erbitterten, ungemein verlustreichen Kämpfen in den Ruinen und Kellern der verendenden Stadt beteiligt waren, Befriedigungen, denen nichts gleichkam. «Ein niemals zuvor erlebter nüchterner Elan», erinnerte sich ein deutscher Offizier, «eine unbeschreibbare Härte, Siegeszuversicht und Todesbereitschaft beherrschte unseren Kampf ... Mochte nun Schukow die Stadt selbst mit den Fäusten halten, es sollte ihn teuer zu stehen kommen, selbst wenn wir sie nur mehr mit Pistolen halten müssten.»

Hinzurechnen muss man, zumindest bei den Eliteverbänden nicht nur der SS, die ideologischen Überzeugungen sowie den Glauben an Hitler und seine Sendung. Sie alle waren auf verzweifelte Bewandnisse vorbereitet. Die Vorstellung, in einer Epoche von «Weltenbränden» mit tragischem Ausgang zu leben, gehörte sozusagen zu ihrer Grundausstattung. Zeit seiner Herrschaft hatte das Regime die grossen Stimmungsaufschwünge immer wieder durch willentlich eingeleitete, auf «Leben oder Tod» drängende Krisen herbeigeführt. Schon die Folge von Hitlers «Wochenendcoups» im Verlauf der dreissiger Jahre zählte dazu. Aber zur Übereinstimmung mit sich selber waren er und seine Gefolgsleute erst und insbesondere in den mit allem Pomp veranstalteten Todesfeiern während des Krieges gekommen: nach der Niederlage bei Stalingrad etwa mit der in eine Art Untergangsjubel ausbrechenden Rede Görings über die «Nibelungenhalle aus Feuer und Blut» oder dem von Goebbels inszenierten, «in einem Tohuwabohu von rasender Stimmung» endenden Aufruf zum totalen Krieg. Nirgendwo hatten die Machthaber das Land so heimisch zu machen versucht wie in der Nähe zu imaginierten oder tatsächlich drohenden Abgründen.

Schliesslich darf auch der Hinweis auf den Entzauberungsschock nicht fehlen, der zunehmend um sich griff. Jahr um Jahr, bis in die letzten Wochen, hatte der umsichtig errichtete Propagandatrug des Regimes die Bevölkerung über die Wirklichkeit des Krieges getäuscht und selbst die schwersten Rückschläge als Fallgruben für die lediglich numerisch überlegenen Gegner ausgegeben. Jetzt brach das System der Täuschungen unvermittelt zusammen, und wie immer, wenn die Schleier zerreißen und die Realität die Macht zurückerobert, breitete sich eine Stimmung selbstmörderischer Lebensverachtung aus.

Hinzu kam eine schwer beschreibbare Angst vor dem Racheverlangen der Roten Armee, in der sich althergebrachte Schreckensvorstellungen über den «barbarischen Osten», dunkle Ahnungen über das Wüten zahlreicher deutscher Verbände während des Feldzugs gegen die Sowjetunion sowie die Drohbilder der eigenen Propaganda zu Menetekeln verbanden, die unversehens alle Wände bedeckten.

Antreiber und zugleich Gefangener dieser Politik der äussersten Nervenspannungen war Hitler selber, und mitunter stellt sich der Eindruck ein, er habe das Jonglieren auf des Messers Schneide wie eine Droge benötigt. Die raschen Siege über Polen, Norwegen und Frankreich zu Beginn des Krieges hatten ihm nur flüchtige, alsbald schal schmeckende Befriedigungen gewährt, und womöglich war bei seinem Entschluss zum Feldzug gegen die Sowjetunion, den er noch in den Tagen des Triumphs über Frankreich fasste, auch das Verlangen im Spiel, das Schicksal endlich ernsthaft auf die Probe zu stellen. Jetzt war er gleichsam am Ziel. In den letzten Lagebesprechungen Ende April mit den unausgesetzt wiederholten, lediglich unterschiedlich begründeten Äusserungen, warum er, entgegen allen früheren Absichten, Berlin nicht verlassen und in der Reichskanzlei den Tod finden wolle, tritt dieses Motivgeflecht unübersehbar hervor.

Es waren, trotz oder dank der, wie es einmal heisst, «Tatarenmeldungen», die unablässig über ihn hereinbrachen, komplexe Erfüllungsgefühle, die er empfand: noch einmal das Glück, mit dem Rücken zur Wand zu stehen. Im Verlauf einer der Konferenzen sprach Hitler mit kaum verhohlenen Überschwang von einem «ehrvollen Ende», das jeder Aussicht vorzuziehen sei, «in Schande und Unehre ein paar Monate oder Jahre weiterzuleben», feierte ein andermal das eingeschlosse-

ne Regierungsviertel als die «letzte kleine Insel», die sich «heroisch» zur Wehr setze, oder versicherte der Runde um den Kartentisch, es sei «kein schlechter Abschluss eines Lebens, wenn man im Kampf für die Hauptstadt seines Reiches fällt». Die ganze Skala der Affekte mit dem Nebeneinander von Wahnwitz, Aufbegehren und Ergebung kommt in einer Zusammenfassung verschiedener Einwürfe im Verlauf der Lagebesprechung vom 25. April zum Vorschein:

«Es gibt für mich keinen Zweifel: Die Schlacht hat hier (in Berlin) einen Höhepunkt erreicht. Wenn es wirklich stimmt, dass in San Francisco unter den Alliierten Differenzen entstehen – und sie werden entstehen –, dann kann eine Wende nur eintreten, wenn ich dem bolschewistischen Koloss an einer Stelle einen Schlag versetze. Dann kommen die anderen vielleicht doch zu der Überzeugung, dass es nur einer sein kann, der dem bolschewistischen Koloss Einhalt zu gebieten in der Lage ist, und das bin ich und die Partei und der heutige deutsche Staat.»

«Wenn das Schicksal anders entscheidet», heisst es etwas später, «dann würde ich als rühmloser Flüchtling vom Parkett der Weltgeschichte verschwinden. Ich würde es aber für tausendmal feiger halten, am Obersalzberg einen Selbstmord zu begehen, als hier zu stehen und zu fallen. – Man soll nicht sagen: Sie als der Führer ...»

«Der Führer bin ich, solange ich wirklich führen kann. Führen kann ich nicht dadurch, dass ich mich irgendwo auf einen Berg setze ... Es ist für mich persönlich einfach unerträglich, andere Leute erschiessen zu lassen für Dinge, die ich selbst mache. Nur um einen Berghof allein zu verteidigen, dazu bin ich nicht auf die Welt gekommen.»

Wozu er auf die Welt gekommen und sogar zu einer historischen Mission berufen worden war, hat Hitler in einem Generalrückblick dargelegt, der das eigentlich politische Abschlussdokument seines Lebens ist. Den Berichten der engeren Umgebung zufolge hat er seit der Rückkehr nach Berlin viele Bunkerabende im Februar und später noch einmal im April mit Goebbels und Ley verbracht, mitunter war auch der Wirtschaftsminister Walther Funk hinzugezogen worden. In ausgedehnten Monologen hat er bei diesen Zusammenkünften eine Art Summe seines Daseins gezogen und dabei nicht nur die Voraussetzungen und Chancen seiner Politik überprüft, sondern auch die Irrtümer und Fehler benannt, die ihm unterlaufen waren. Anschliessend hat der eine oder andere aus der Runde der wie stets weitschweifigen und ungeordneten Wortflut Zusammenhang und Form gegeben.

An den Anfang seiner Überlegungen stellte Hitler das nie verwundene Scheitern seines «Königsgedankens» von einem deutsch-englischen Bündnis. Jahr um Jahr habe er das Empire umworben, führte er aus, und damit das gemeinsame Interesse im Sinn gehabt, Russland sowie die Vereinigten Staaten aus den Angelegenheiten der Alten Welt herauszuhalten; insofern sei kein anderer als er «Europas letzte Chance» gewesen. Statt dies zu erkennen, habe alle Welt sich über die Härten aufgehalten, die aus dieser Politik gefolgt seien. «Aber Europa», setzte er hinzu, «konnte nicht mit Charme und Überzeugungskunst erobert werden. Man musste es vergewaltigen, um es zu haben.» Dazu gehörte auch, die falschen, vom geschichtlichen Prozess überholten romanischen Weltmächte Frankreich und Italien zum Verzicht auf ihre unzeitgemässe Politik der Grösse zu zwingen.

Alles hing von England ab, und England, erklärte er, habe

sich ihm, geführt von kurzsichtigen und bornierten Politikern, immer wieder versagt. Wenn das Schicksal doch, klagte er, einem alternden und verkalkten England «einen zweiten Pitt» geschenkt hätte «anstelle dieses verjudeten halbamerikanischen Trunkenboldes» Winston Churchill. Dann hätte sich das Inselreich mit ganzer Kraft der Erhaltung und dem Wohl des Empire widmen können, während Deutschland bei freiem Rücken seiner Bestimmung gefolgt wäre, «meinem Lebensziel und der Ursache für den Aufstieg des Nationalsozialismus: der Ausrottung des Bolschewismus».

Denn der Eroberungszug nach Osten war, wie er es sah, die Bestimmung der deutschen Politik von alters her, und der Verzicht darauf weit schlimmer als das niemals vermeidbare Risiko einer Niederlage: «(Wir) waren zum Krieg verurteilt», legte er dar. Zu seinem Unglück habe er ihn militärisch zu spät, psychologisch dagegen viel zu früh beginnen müssen. Denn das deutsche Volk sei zu dem grossen Schicksalskampf, der ihm aufgetragen war, noch lange nicht bereit gewesen: «Ich hätte zwanzig Jahre dazu gebraucht, eine neue nationalsozialistische Auslese heranreifen zu lassen.» Doch habe ihm dafür die Zeit gefehlt. Seit eh und je sei es die Tragik der Deutschen, «nie genügend Zeit (zu) haben». Alles andere folge daraus, auch der Mangel an innerer Balance. Inzwischen begreife er es als sein persönliches «Verhängnis, ein Volk zu führen, das so unbeständig und beeinflussbar wie kein zweites» sei, so sprunghaft wie das deutsche, das in seiner Vergangenheit mit einer seltsamen Fühllosigkeit «von einem Extrem in das andere verfallen ist».

Gleichzeitig habe er sich aber auch, fuhr er fort, Irrtümer zuschulden kommen lassen und Zugeständnisse gemacht, die durch kein Interesse und keine Notwendigkeit gedeckt gewesen seien. Bei nüchterner Betrachtung müsse er seine Freund-

schaft zum italienischen Duce zu den grossen Irrtümern zählen, die ihn jetzt womöglich den Sieg kosteten. Die Treue zu ihm habe ihn daran gehindert, sowohl in Nordafrika wie in der islamischen Welt insgesamt eine revolutionäre Politik zu führen, zumal seit Mussolini die Lächerlichkeit begangen habe, sich von bezahlten und terrorisierten Kreaturen zum «Schwert des Islam» ausrufen zu lassen. Fast noch fataler sei es auf militärischem Feld gewesen. Der Eintritt Italiens in den Krieg habe den Gegnern augenblicklich erste Siege beschert und damit neue Zuversicht eingeflösst. Zudem habe der vollkommen «idiotische» Überfall auf Griechenland den Beginn des Russlandfeldzugs um sechs Wochen verzögert und im weiteren Verlauf die Winterkatastrophe vor Moskau bewirkt: «Alles wäre anders gekommen!» sagte er seufzend. Die Vernunft habe ihm eine «brutale Freundschaft» zu Italien vorgeschrieben. Stattdessen habe er immer wieder dem Sentiment des guten Bundesgenossen nachgegeben.

Es sei, bemerkte Hitler schliesslich, überhaupt sein Mangel an Härte gewesen, der ihn um den schon sicheren Sieg betrogen habe. Zugute halten könne er sich lediglich, die Juden, wie er es nennt, «mit offenem Visier» bekämpft und «den deutschen Lebensraum vom jüdischen Gift (gesäubert) zu haben». In allem Übrigen hingegen sei er zu unentschlossen gewesen: als er die deutschen Konservativen nicht rücksichtslos ausgeschaltet, sondern mit diesen «Kavaliers-Politikern» eine revolutionäre Politik zu führen versucht habe; auch als er es in Spanien und Frankreich versäumt habe, die Arbeiter aus den Händen eines «Bürgertums der Fossilien» zu befreien. Überall auf der Welt hätte er die Kolonialvölker zum Aufruhr anstiften müssen, die Ägypter, Iraker sowie den gesamten Nahen Osten

– «die islamische Welt bebte in Erwartung unserer Siege», führte er aus. Wie einfach wäre es gewesen, sie in Gärung zu versetzen: «Man bedenke unsere Möglichkeiten!» Nicht an seinem Radikalismus werde er, wenn er denn scheitern sollte, zugrunde gehen, sagte er, sondern an seiner Halbherzigkeit, an seinem Unvermögen zur letzten Konsequenz. Nichts anderes war die Einsicht, die er früh erworben, hundertfach verkündet und, wie er jetzt erkannte, doch nicht entschieden genug befolgt hatte: «Das Leben verzeiht keine Schwäche!»

Dieses Versagen hat er sich, wie die Protokolle auch der letzten Lagebesprechungen ausweisen, bis ans Ende zum Vorwurf gemacht. Im Verlauf der Machtergreifung, erklärte er während der Konferenz vom 27. April, sei er während der Monate vor dem Tod Hindenburgs im August 1934 beständig zu Kompromissen gezwungen gewesen. Wieviel radikaler hätte er vorgehen können, jammerte er, ohne den «Klüngel um dieses Geschmeiss» der Vergangenheit, «Tausende» hätte man «beseitigen» müssen. Es gewährt einen aufschlussreichen Blick in die untergründigen Antriebe des Hitler-Regimes, wenn Goebbels sekundierte, wie bedauerlich es sei, dass Österreich beim Anschluss 1938 keinen Widerstand geleistet habe: «Wir hätten alles kaputtschlagen können.»

Als habe er damit nur ein weiteres Stichwort für seinen Entschluss erhalten, Berlin nicht zu verlassen, erwiderte Hitler, er bleibe nicht zuletzt in der Hauptstadt, um künftig mit besserem Recht gegen jedes Anzeichen von Schwäche vorzugehen. Im gleichen Zusammenhang fällt auch die lamentierende Bemerkung über die eigentliche Ursache der Verzweiflungen, die ihn zusehends häufiger heimsuchten: «Man bereut es hinterher, dass man so gut ist.»

FÜNFTES KAPITEL

Bankett des Todes

Am Nachmittag des 23. April ging ein Telegramm aus Berchtesgaden im Bunker ein. Darin fragte Göring, ob Hitlers Entschluss, «in der Festung Berlin auszuharren», den Erlass vom 29. Juni 1941 in Kraft setze, der ihm, dem Reichsmarschall, die Führernachfolge mit allen Vollmachten für den Fall übertrug, dass Hitler seiner Handlungsfreiheit beraubt sei.

Göring hatte sich die Anfrage nicht leicht gemacht. Dem Entschluss waren ausgedehnte Überlegungen vorausgegangen. Von General Koller, der eigens aus Berlin herbeibefohlen worden war, hatte er sich über die jüngsten Vorgänge im Bunker berichten lassen. Vor allem Hitlers unwiderrufliche Absicht, in der Hauptstadt zu bleiben, sowie seine Äusserung vom Vorabend, Keitel und Jodl sollten von nun an gemeinsam mit dem Reichsmarschall die notwendigen Entscheidungen treffen, hatten ihn derart alarmiert, dass er seine wichtigsten Berater zusammenerufen liess und mit ihnen erörterte, was zu tun sei. Alle Anwesenden einschliesslich des Chefs der Reichskanzlei, des Ministers Hans-Heinrich Lammers, waren der Auffassung, dass damit die Nachfolgeregelung auflebe. Das nach mehreren Entwürfen schliesslich verabschiedete Telegramm war in loyalen Ton formuliert, erbat eine Antwort bis zweiundzwanzig Uhr und schloss mit den Worten: «Der Herrgott schütze Sie,

und ich hoffe, dass Sie doch noch aus Berlin hierherkommen.» Obwohl Görings alter Widersacher Martin Bormann alles unternahm, um das Telegramm als Ultimatum hinzustellen, war Hitler zunächst ruhig geblieben.

Erst als gegen sechs Uhr abends ein weiteres Telegramm des Reichsmarschalls bekannt wurde, das den Reichsaussenminister von Ribbentrop bei Inkrafttreten der Nachfolgeregelung «unverzüglich» nach Berchtesgaden beorderte, gelang es Bormann, Hitler in steigende Rage zu versetzen. Sein Reden lief darauf hinaus, dass ein Staatsstreich im Gange sei, und bald mischte auch Goebbels sich ein und sprach von Ehre, Treue, Kampf und Tod. Doch die grossen Worte verbargen nur notdürftig seine Empörung über Görings Versuch, die Reste der Macht an sich zu reißen, die, wie er fand, keinem anderen als ihm gebührten. Die Balgereien der Trabanten gingen unvermindert weiter. Wie eh und je erfassten sie alsbald auch Hitler, der sie als Mittel seiner Machtausübung stets eingesetzt hatte. Seine seit Jahren erkennbare Ungehaltenheit über Göring machte sich ein letztes Mal Luft. In einem zusehends ungestümeren Ausbruch warf er ihm Faulheit und Versagen vor, bezichtigte ihn, mit seinem Beispiel «die Korruption in unserem Staate möglich gemacht» zu haben, nannte ihn einen «Morphinisten» und steigerte sich, dem Bericht eines Anwesenden zufolge, in eine solche Erregung, dass er zuletzt «wie ein Kind» weinte.

Schliesslich, als der Zorn sich gelegt hatte, unterzeichnete Hitler einen von Bormann aufgesetzten Funkspruch. Darin beschuldigte er Göring des Hochverrats, der, wie jeder wisse, die Todesstrafe nach sich ziehe. Er werde indessen davon absehen, falls Göring von allen seinen Ämtern zurücktrete und auf das Recht der Führernachfolge verzichte. Dann fiel er, wie so oft

in den Stimmungsbrüchen dieser Tage, in seine Apathie zurück und meinte geringschätzig, es komme nun schon auf fast nichts mehr an: «Von mir aus kann Göring ruhig die Kapitulationsverhandlungen führen. Wenn der Krieg verlorengeht, dann ist sowieso gleichgültig, wer das macht.» Nicht ohne Grund hat Göring sich später zur Rechtfertigung auch auf diese Bemerkung berufen. Doch in den Aufgebrachtheiten der letzten Stunden zählte dergleichen nicht mehr. Am Ende erboste Hitler sich neuerlich und wies die SS-Kommandantur des Obersalzbergs an, Göring mitsamt seinem Stab zu verhaften und in die SS-Kaserne Salzburg zu verbringen.

Am folgenden Tag wurde im Verlauf der Mittagslage bekannt, dass sich die Armeen Schukows und Konjews im Südosten Berlins vereint und den Ring um die Stadt geschlossen hatten. Schon bald darauf stiessen einzelne Vorhuten an der Kantstrasse aufeinander und gerieten ins gegenseitige Feuer, bis Konjew die Mitteilung erhielt, dass die Eroberung des Stadtzentrums seinem Rivalen zugedacht sei. Doch bereits jetzt verlief von Zehlendorf bis Neukölln eine durchgehende Front, während im Norden Tegel und Reinickendorf gefallen waren. Zugleich begannen die Sowjettruppen, die beiden Flughäfen der Stadt, Tempelhof und Gatow, zu bedrängen. Um die Luftverbindung aufrechtzuerhalten, liess Hitler die Ost-West-Achse, die er wenige Jahre zuvor mit einer glanzvollen Militärgala eingeweiht hatte, als behelfsmässige Landebahn herrichten und zu diesem Zweck die zu beiden Seiten der Prachtstrasse aufgestellten Kandelaber gegen Speers erklärten Willen niederlegen. Er erwarte noch einhundertfünfzig von Dönitz zugesagte Elitesoldaten der Marine, liess er die Konferenz wissen, sowie ein SS-Bataillon, das ihm von Himmler als «letzte Reserve» versprochen worden sei.

Noch wichtiger schien ihm die Landebahn im Augenblick allerdings, um Generaloberst Ritter von Greim, den Kommandeur der Luftflotte 6 bei München, zu empfangen. Kein Einwand vermochte ihn von seiner Forderung nach dem persönlichen Erscheinen des Generals abzubringen, weil es ihn, für Augenblicke wenigstens, aus den Düsternissen der Bunkertage entführte und die Gelegenheit zu einem protokollarischen Auftritt gab. Und während draussen, zwischen Reichskanzlei und Pariser Platz, noch immer Schiessscharten in die Mauern geschlagen und panzerbrechende Geschütze in Stellung gebracht wurden, erbebt der Bunker immer häufiger unter den Treffern der russischen Artillerie.

Am Tag darauf landete Ritter von Greim in einem einsitzigen Jäger vom Typ Focke-Wulf 190, dessen Gepäckraum zu einem Sitz für die Pilotin Hanna Reitsch umgebaut worden war, auf dem Flugplatz Gatow. Durch einen Anruf im Führerbunker erfuhr er, dass sämtliche Zufahrtsstrassen bis hin zum Anhalter Bahnhof und ein Stück weit die Potsdamer Strasse hinauf in den Händen der sowjetischen Truppen seien. Aber Hitler bestehe auf einer persönlichen Unterredung. Ein Grund wurde ihm nicht genannt.

Obwohl ein Durchkommen fast aussichtslos schien, bestiegen der General und Hanna Reitsch einen bereitstehenden Fieseler Storch. Nach einem turbulenten, in den Böen des Feuersturms wild herumschlingenden Flug, dicht über die dunkelnde Silhouette der sterbenden Stadt hinweg, landete die Maschine wenig später am Brandenburger Tor. Kurz vor dem Aufsetzen hatte ein Artilleriegeschoss die Bodenfläche des Flugzeugs aufgerissen und Greim am Unterschenkel erheblich verletzt, so dass er unter starkem Blutverlust in die Reichskanzlei geschafft und ärztlich versorgt werden musste. Als er abschliessend, auf einer Bahre liegend, in den Tiefbunker ge-

bracht wurde, begrüßte Hitler ihn mit den Worten: «Es gibt noch Treue und Mut auf der Welt!» Mit tonloser Stimme und gläsernem Blick, hat Hanna Reitsch vermerkt, unterrichtete er die Besucher vom Abfall Görings, der Entlassung des Reichsmarschalls aus allen Ämtern und der angeordneten Verhaftung. Mühsam ins Förmliche überwechselnd, ernannte er Ritter von Greim sodann zum Oberbefehlshaber der Luftwaffe und beförderte ihn zugleich zum Generalfeldmarschall. «Es bleibt mir nichts auf der Welt erspart», klagte er gegen Ende, «keine Enttäuschung, kein Treuebruch, keine Ehrlosigkeit und kein Verrat.»

Während der kurzen, betretenen Zeremonie war unausgesetzt das «Donnern und Krachen der Einschläge» zu vernehmen, und «selbst in diesen untersten Räumen» rieselte ohne Unterlass der Mörtel von den Wänden. Von Zeit zu Zeit wurde der Beschuss so heftig, dass die Ventilation abgeschaltet werden musste, weil Rauch und Brandgeruch den Bunkerbewohnern die Luft nahmen. Zudem fiel erstmals, wenn auch nur für Stunden, die Fernsprechverbindung aus, so dass das Lagebild aus den Nachrichtenprogrammen des gegnerischen Rundfunks oder aus telefonischen Anfragen in den umkämpften Stadtteilen gewonnen werden musste. Doch die Meldung, dass sich im Lauf des 25. April amerikanische und sowjetische Truppen bei Torgau an der Elbe getroffen und, statt aufeinander zu schießen, die Hand gereicht hatten, gelangte auf vielen Wegen in den Bunker. Die Hoffnung auf den täglich erwarteten Bruch der alliierten Kriegskoalition zerschlug sich damit, auch wenn Hitler alle Kraft darauf verwendete, seine Enttäuschung zu verbergen. Mit dem Starrsinn, der ihm, wie er glaubte, gerade in den ausweglosen Lagen seines Lebens stets zu Hilfe gekom-

men war, versicherte er noch in der Konferenz des gleichen Tages: «In Berlin sieht es schlimmer aus, als es ist.»

In Wirklichkeit verhielt es sich umgekehrt und war schlimmer, als er mitsamt den Höhlenbewohnern im Bunker erkennen oder zugeben mochte. Spätere Ermittlungen haben ergeben, dass in den Bezirken der Innenstadt bereits durch den Bombenkrieg weit über die Hälfte aller Gebäude zerstört war. Doch erst jetzt ging die Stadt im Dauerfeuer der Eroberer buchstäblich zugrunde. Der sowjetische Generaloberst Bersarin hat nach der Einnahme Berlins bemerkt, die westlichen Alliierten hätten in mehr als zwei Jahren fünfundsechzigtausend Tonnen Sprengmaterial über der Stadt abgeladen, die Rote Armee dagegen in lediglich zwei Wochen vierzigtausend Tonnen. Statistiker haben später errechnet, dass auf jeden Bewohner Berlins nahezu dreissig Kubikmeter Trümmermasse entfielen.

Vor allem die grossen Zufahrtsstrassen waren nur noch Schneisen aus Schutt. Ausgebombte irrten Tag und Nacht durch die Ruinenfelder und rutschten oft in die tiefen, bis zum Rand mit grünlichem Wasser gefüllten Krater. In dicke Mäntel gehüllt, einen Helm auf dem Kopf und das Gewehr mit Hilfe einer Schnur geschultert, liefen VolkssturMLEUTE durch die Strassen, viele auf der ziellosen Suche nach ihrer Befehlsstelle, da für ihren Einsatz nicht nur der militärische Abschnittskommandeur, sondern auch die örtliche Parteistelle zuständig war, so dass sich die Anweisungen oftmals offen widersprachen. Sowohl in den bereits eroberten wie den einstweilen noch gehaltenen Stadtbereichen gingen Angst und Panik um. Zwar hatte die Führung der Roten Armee alsbald begonnen, Ortsverwaltungen zu ernennen und mit korrekter Strenge auch gegenüber der eigenen Truppe eine zumindest provisorische Ordnung herzustellen. Auf den unteren Ebenen hingegen

herrschte oftmals die Willkür unberechenbar verordneter Abführungen und Beschlagnahmungen, vermehrt durch die nicht endenden Vergewaltigungen durch siegestrunkene Rotarmisten, denen mancherorts jede weibliche Person, vom halbwüchsigen Mädchen bis zur betagten Frau, zum Opfer fiel.

Das verzerrte Gegenbild davon war im Inneren des Verteidigungsringes anzutreffen, wo, wie immer in Zeiten des Untergangs, ein wüstes Treiben losbrach. Die Tagebücher der Zeit sprechen von Ausschweifungen, Massenbesäufnissen und hastigen erotischen Exzessen. Er werde das Bild nie vergessen, heisst es in einer Aufzeichnung: «Ringsum Schwerverwundete, Sterbende, Leichen; ein Verwesungsgeruch, der kaum zu ertragen war. Dazwischen betrunkene Uniformierte, die mit ebenso betrunkenen Frauen eng umschlungen herumlagen.» Ein anderer Beobachter stiess in einem Restaurant am Kurfürstendamm auf eine Gruppe angetrunkenen SS-Offiziere, die «mit Damen in langen Kleidern Weltuntergang feierten». Vielen schien es, als kehre sich das Unterste mit demonstrativer Dreistigkeit nach oben. Zwar wurden die lebenslang befolgten Wohlverhaltensregeln von der grossen Mehrheit noch immer beachtet. Aber Gier und Lumpigkeit beherrschten die sichtbare Szene. Plündernde Hausfrauen zogen noch unter dem Feuer der feindlichen Artillerie durch die halbzerstörten Wohnviertel und rafften als herrenloses Gut zusammen, was immer ihnen in die Hände fiel. Vereinzelt bildeten sich «Strassengerichte», die ihnen eine Art Prozess machten und sie kurzerhand, mit einem Pappschild um den Hals, am nächsten Baum aufhängten: «Ich habe Volksgenossen bestohlen!»

Andere suchten auf drastischere Weise den «Ausgang aus der Hölle» zu finden, von dem in einer Aufzeichnung die Rede

ist. Professor Ernst Grawitz, Vizepräsident des Deutschen Roten Kreuzes und «Reichsarzt der SS», setzte sich auf die Nachricht hin, dass die Spitzen des Regimes dabei seien, die Stadt zu verlassen, mit seiner Frau und seinen Kindern zum Abendessen. Als alle Platz genommen hatten, griff er unter den Tisch, zog zwei Handgranaten ab und sprengte sich mitsamt der Familie in die Luft.

Doch waren es nicht nur die Parteigänger des zugrunde gehenden Regimes, die diesen Ausweg wählten. Nicht wenige gerade von denen, die untadelig durch die Zeit gekommen, aber dem Zusammenbruch der Welt und aller Massstäbe nicht länger gewachsen waren, gingen in jenen Wochen in den Tod. Zu den Bildern unvergesslichen Grauens gehört das Ende jenes Arztes, der bei der Annäherung der Sowjettruppen entsetzt bemerkte, dass er nur noch zwei Giftampullen besass, so dass er seine noch kleinen, sich verzweifelt wehrenden Kinder eins nach dem anderen in der Badewanne ertränkte, ehe er sich und seine Frau mit einer Injektion umbrachte. Die seit Februar 1945 anhaltende «Selbstmord-Epidemie» in Berlin kennt nur Schätzungen mit einigen tausend Toten monatlich. Im Mai, als erstmals wieder halbwegs verlässliche Zahlen erhoben wurden, verzeichnete man immer noch mindestens siebenhundert Personen, die ihrem Leben ein Ende gemacht hatten.

Unterdessen klammerte sich Hitler an die unscheinbarsten Erfolgsmeldungen wie etwa die Nachricht, dass zwei Transportmaschinen auf der Ost-West-Achse gelandet seien, oder machte sich aus allerlei Erdachtem absurde Versprechungen. Der Russe werde in Berlin, rechnete er vor, zum «Ausbluten» gezwungen, zumal er sich mit der Viermillionenstadt «eine ko-

lossale Last aufgeladen» habe. Sooft der Name Wenck fiel, entzündeten sich neue Hoffnungen, und als in der Lagekonferenz vom 27. April einer der Offiziere mit fester Stimme versicherte, «Wenck kommt her, mein Führer!», kehrte bereits die euphorische Laune zurück: «Man muss sich das vorstellen», fuhr Hitler freudig hoch: «Das wird wie ein Lauffeuer durch ganz Berlin gehen, wenn es heisst: Eine deutsche Armee ist im Westen (in die russischen Linien) eingebrochen und hat Fühlung mit der Festung aufgenommen.» Unmittelbar darauf traten auch die alten Überspanntheiten wieder hervor. «Wir haben kein Ölgebiet mehr», sagte Hitler in die Runde. «Das ist katastrophal, weil es jede weiträumige Operation unmöglich macht. Wenn ich diese Geschichte hier erledigt habe, müssen wir wieder schauen, dass wir die Ölgebiete wiederbekommen.» Später führte er mehrere Unterredungen darüber, welche Auszeichnung General Wenck für die einzigartige Operation zur «Rettung des Führers» erhalten solle.

In der Lagebesprechung des gleichen Tages trug Mohnke vor, dass sechs Feindpanzer am Wilhelmplatz, nur einen Steinwurf von der Reichskanzlei entfernt, aufgetaucht, doch von den rasch herbeigeführten Panzervernichtungstrupps ausgeschaltet worden seien. Am Vortag war Schöneberg gegen den verzweifelten, vor allem von vierhundert kaum fünfzehnjährigen Hitler jungen bis in den Tod geleisteten Widerstand gefallen.

Tatsächlich nahm die Erbitterung der Kämpfe zu, je näher die sowjetischen Verbände dem Zentrum kamen. In den Randbezirken der Stadt waren sie zügig vorwärtsgelangt. Die Panzerspitzen hatten die Masse der Strassensperren kurzerhand zusammengeschoßen oder wie «Streichholzhindernisse» überrollt und kleinere Widerstandsnester für die nachrückenden

den, mit Geschützen und Flammenwerfern ausgerüsteten Einheiten am Wege liegenlassen. Doch am inneren Verteidigungsring stockte der Vormarsch. An vielen Stellen mussten die Einheiten sich Haus für Haus vorankämpfen, und die Attrappen, die Marschall Schukow vor der Eröffnung der Schlacht von einzelnen Berliner Strassenzügen nachgebaut hatte, um am Modell die Eroberung der Stadt zu proben, erwiesen sich als gänzlich nutzlos. Zu den verlustreichsten Häuserschlachten kam es im Gebiet um die Flakbunker, zwischen Alexanderplatz und Rathaus sowie am Halleschen Tor. Aus den Gefängnissen vor allem im Norden der Stadt befreite die Rote Armee zahlreiche sowjetische Kriegsgefangene, die ohne grosse Umstände mit Waffen ausgerüstet und zur Verstärkung der inzwischen gelichteten Einheiten eingesetzt wurden.

Vom Bunker gingen unterdessen immer neue und zunehmend dringlicher formulierte Funksprüche an Keitel und Jodl in Rheinsberg und Krampnitz heraus. Alle im Raum «zwischen Elbe und Oder stehenden Verbände» müssten auf Berlin angesetzt werden, hiess es immer wieder, der «Angriff zum Entsatz der Reichshauptstadt (sei) mit allen Mitteln und grösster Beschleunigung zum erfolgreichen Ende zu führen». Dazwischen kamen ständig nervösere Fragen nach Wenck und Busse, die keine Antwort gaben, sowie nach dem Korps Holste, das irgendwo im Nordosten der Stadt operierte und dessen Name kürzlich erst in den Phantasmagorien des Bunkers wie eine Art rettender Stern aufgeleuchtet war.

Nach Steiner wurde nicht mehr gefragt. Hitler verlangte lediglich, den SS-Obergruppenführer auf der Stelle abzulösen und durch Generalleutnant Holste zu ersetzen. Doch sein Wort reichte nicht mehr bis in den Raum Eberswalde: Steiner über-



SS-Obergruppenführer Felix Steiner, der nordöstlich von Berlin bei Eberswalde einen Verband aufstellen sollte, von dem Hitler sich einen «mit aller Wucht» geführten Gegenstoss gegen die sowjetischen Flanken erwartete. Aber die vielberedete «Gruppe Steiner» existierte überhaupt nicht.

redete Holste, ihm, Anweisung hin oder her, weiterhin das Kommando zu überlassen. In der Frühe des 28. April drängte Krebs noch ungeduldiger. Er teilte Keitel mit: «Der Führer erwartet schnellste Hilfe; es sind nur noch höchstens achtundvierzig Stunden Zeit. Wenn bis dahin keine Hilfe kommt, ist es zu spät! Das lässt der Führer nochmals sagen!!!»

Um der Forderung des Bunkers Nachdruck zu verleihen, begab sich Keitel zu einer persönlichen Unterredung mit General Heinrici, der, entgegen den ergangenen Befehlen, den Rück-

zug der Panzerarmee General von Manteuffels angeordnet hatte. Das Treffen fand an einer Strassenkreuzung südlich von Neubrandenburg statt. Sie war nach allen Richtungen von endlosen Flüchtlingstrecks verstopft, die erschöpft und verhärtet in irgendein Nirgendwo zogen. Heinrici war zusammen mit Manteuffel erschienen, doch noch ehe sie sich richtig begrüsst hatten, fuhr Keitel die beiden Offiziere an, wie sie zu ihren Eigenmächtigkeiten kämen. Befohlen worden sei ihnen, an der Oder stehenzubleiben, keinen Schritt zurückzuweichen und die Front mit allen Mitteln zu halten. Während er zu jedem seiner Worte mit dem Marschallstab in die offene Hand schlug, versuchte Heinrici, ihm die Lage zu erklären und dass er mit den Truppen, die er zur Verfügung habe, die Oderfront nicht länger halten könne. Er denke nicht daran, seine Soldaten in ein ganz und gar aussichtsloses Feuer zu schicken. Zudem benötige er frische Verbände, sonst werde er noch weitere Rückzugsbefehle erteilen müssen.

Keitel fuchtelte weiterhin mit dem Marschallstab herum. Heinrici, sagte er scharf, solle nicht auf neue Kräfte zählen, sondern angreifen. So laute der Befehl des Führers, so habe er es auszuführen. Als Heinrici erwiderte, von ihm werde General Manteuffel einen derartigen Befehl nicht erhalten, starrte Keitel Manteuffel an, der aber nur knapp und vielsagend erklärte: «Herr Generalfeldmarschall, die 3. Panzerarmee hört auf General von Manteuffel.» Erregt schrie Keitel zurück: Wenn die Truppe ihre Stellungen nicht hält, solle man dazwischenschiessen. Dann werde die Armee auch stehen!

Der Zufall wollte es, dass in diesem Augenblick ein Fuhrwerk vorüberkam, auf dem zwei völlig entkräftete Luftwaffensoldaten sassen. Heinrici befahl sie heran und sagte dann zu

Keitel: «Hier haben Sie Gelegenheit, Herr Generalfeldmarschall, ein Exempel zu statuieren! Erschiessen Sie diese Männer!» Verlegen stotterte Keitel etwas von «Festnehmen!» sowie «Kriegsgericht!» und fuhr davon.

Spätestens bei diesem Treffen trat hervor, wie weit Heinrici sich aus der Irrwelt der Führerbefehle entfernt hatte und dass er Ziele verfolgte, die allein noch auf die Rettung der Trümmer seiner Heeresgruppe sowie die Schonung der Zivilbevölkerung gerichtet waren. Als es am folgenden Morgen noch einmal zu einem Telefongespräch mit Keitel kam und Heinrici von der Verantwortung sprach, die er für die Truppe trage, wurde er zurechtgewiesen: «Sie haben keine Verantwortung zu tragen», sagte Keitel, «sondern Befehle auszuführen!» Der General erwiderte, unter diesen Umständen müsse er den Generalfeldmarschall davon in Kenntnis setzen, dass er sein Kommando niederlege. Einen Augenblick lang herrschte am anderen Ende verlegene Stille. Dann sagte Keitel: «Herr Generaloberst Heinrici, aufgrund der mir vom Führer verliehenen Vollmachten enthebe ich Sie augenblicklich des Kommandos über die Heeresgruppe Weichsel. Halten Sie sich auf ihrem Gefechtsstand zur Verfügung!»

Auch im Bunker zerbrachen mehr und mehr die verbliebenen Hoffnungsreste. Am Abend des 28. April, als das Gerücht die Runde machte, dass die Russen bereits den Anfang der Wilhelmstrasse erreicht hätten und blutige Kämpfe am Potsdamer Platz im Gange seien, traf eine Nachricht ein, die in Andeutungen schon während des gesamten Tages für Aufregung gesorgt hatte, nun aber durch eine Reutermeldung bestätigt wurde. Sie teilte mit, dass der Reichsführer-SS Heinrich Himmler über

den schwedischen Diplomaten Graf Folke Bernadotte versucht habe, gesonderte Verhandlungen mit den Westmächten aufzunehmen, und sich sogar zur «Durchführung einer bedingungslosen Kapitulation» bereit erklärt hatte.

Die Nachricht traf Hitler wie ein Keulenschlag. Er hatte Göring stets für korrupt gehalten und Speer, den er Artur Axmann gegenüber als die andere Enttäuschung der letzten Zeit bezeichnet hatte, für einen unberechenbaren und weltfremden Künstler. Ihr Versagen in der Stunde der Bewährung war gleichsam vorhersehbar gewesen. Der Verrat Himmlers hingegen, der die Treue beständig im Munde geführt und als die höchste Maxime seines «arisch germanischen Männerordens der SS» beschworen hatte, bedeutete den Zusammenbruch einer Welt. «Er tobte wie ein Verrückter», hat Hanna Reitsch die Szene beschrieben, «er wurde purpurrot, und sein Gesicht war fast unkenntlich.» Zusammen mit Goebbels und Bormann zog er sich in seine privaten Räume zurück. «Er war kalkweiss», geht der Bericht Hanna Reitschs weiter, und bot «das Bild eines schon ausgelöschten Lebens».

Nach wenigen, noch immer um Fassung ringenden Worten ging Hitler um Mitternacht ins Krankenzimmer zu Greim hinüber. Auf der Bettkante sitzend, verpflichtete er den soeben ernannten Oberbefehlshaber der Luftwaffe, unverzüglich ins schleswig-holsteinische Plön aufzubrechen und bei Dönitz alles Erforderliche zu veranlassen, um Himmler seiner verdienten Strafe zuzuführen. «Ein Verräter darf nicht mein Nachfolger sein», sagte er, «sorgt dafür, dass er es nicht sein wird.» Greim und später auch Hanna Reitsch widersprachen. Sie hätten beschlossen, beharrten sie, im Bunker zu bleiben und ge-

meinsam mit Hitler in den Tod zu gehen. Auch gebe es inzwischen keine Möglichkeit mehr, aus Berlin herauszukommen.

Doch Hitler bestand auf seinem Entschluss. Er habe, sagte er, bereits eine Arado 96 herbeibeordert, die, wie er höre, mitten im Schlachtendurcheinander auf der Ost-West-Achse gelandet sei. Dann übergab er Hanna Reitsch zwei Giftphiole «für den Notfall» und verabschiedete sich. «Bei Potsdam hört man schon deutsches Artilleriefeuer», sagte er beim Verlassen des Raums. Anschliessend lief er auf den Gang hinaus und teilte jedem Vorüberkommenden mit immer anderen Worten seine Empörung mit. Er wisse jetzt, warum Himmler an der Weichsel versagt, die SS-Offensive in Ungarn mit einer Niederlage geendet und Steiner den Angriffsbefehl verweigert habe: Es sei alles Verrat und Intrige gewesen. Der Reichsführer-SS habe sogar beabsichtigt, verbreitete er, ihn lebend dem Feind auszuliefern. Währenddessen verfassten die verbliebenen Bunkerinsassen in grosser Hast Abschiedsbriefe an ihre Familien und übergaben sie Hanna Reitsch als womöglich letztem Boten aus der Stadt. In Tränen aufgelöst, verliess sie zusammen mit Greim kurze Zeit darauf den Bunker. «Man muss knien in Ehrfurcht vor dem Altar des Vaterlandes», sagte sie später in Beschreibung ihrer Gefühle zu General Koller. Greim wiederum äusserte, als sie wider alles Erwarten aus der Stadt herausgekommen waren, überschwenglich, die Tage an der Seite des Führers hätten auf ihn wie ein «Jungbrunnen» gewirkt.

Während die Bunkerräume noch von lauten Verratsvorwürfen widerhallten, erschien gegen zehn Uhr abends General Weidling zur Lage, und was er zu berichten hatte, machte die letzten Wahnbilder zunichte. Die Russen erzielten «Durchbruch auf Durchbruch», meldete er, und Reserven seien nicht mehr vorhanden. Auch habe man die Versorgung aus der Luft

mehr oder minder einstellen müssen. Nicht zuletzt, um den «unglaublichen Leiden der Bevölkerung» ein Ende zu setzen, schlage er folglich «als Soldat vor, den Ausbruch aus dem Berliner Kessel zu wagen».

Doch bevor noch Hitler oder Krebs zu den Darlegungen Stellung nehmen konnten, fiel Goebbels «unter Anwendung starker Ausdrücke», wie es in der Aufzeichnung Weidlings heisst, «über mich her und versuchte, vieles von dem lächerlich zu machen, was ich stichhaltig vorgetragen hatte». Krebs überliess die Entscheidung Hitler, der «nach langem Nachdenken» noch einmal die Einwände zusammenfasste, mit denen er auch bisher schon die Ausbruchsforderungen für die 9. Armee verworfen hatte. «Halten um jeden Preis!» war die Devise gewesen, die er in allen Abwehrschlachten der zurückliegenden Jahre verkündet hatte, und ein Ausbruch, wie er fand, nur ein verdeckter Rückzug. Selbst wenn Weidlings Vorschlag Erfolg hätte, so hat der General die Worte Hitlers zusammengefasst, «gerieten wir dann einfach aus einem Kessel in den anderen. Er, der Führer, müsste dann entweder unter freiem Himmel oder in einem Bauernhaus oder in irgendetwas Ähnlichem hausen und das Ende abwarten.»

Im Übrigen schien Hitler, zeitweilig wenigstens, kaum bei der Sache, anderes drängte sich vor. Insbesondere verlangte seine nach wie vor grenzenlose Wut nach einem Opfer. Während der Beratungen über Himmlers Verrat war mehrfach der Name Hermann Fegeleins gefallen, der zu den engen Vertrauten des Reichsführers-SS zählte. Nach übereinstimmendem Urteil ein «durch und durch verderbter Charakter», hatte er sich mit soviel Charme wie Skrupellosigkeit in die Umgebung Hitlers vorgearbeitet und im Sommer 1944 unter nachfolgender Beförderung zum Generalleutnant der Waffen-SS Eva



«Ein durch und durch verderbter Charakter», hat Albert Speer gleich vielen anderen von dem SS-General Hermann Fegelein gesagt; der elegante Herrenreiter und bedenkenlose Karrierist hatte sich Schritt für Schritt in Hitlers Umgebung vorgearbeitet und im Sommer 1944 Eva Brauns Schwester Margarete geheiratet. Gleichwohl liess Hitler ihn noch am 29. April 1945 erschiessen. Das Bild zeigt Fegelein mit Margarete und Eva Braun.

Brauns Schwester Margarete geheiratet. Am 26. April war er, ohne eine Nachricht zu hinterlassen, aus dem Bunker verschwunden und in seine Wohnung in der Bleibtreustrasse 4, nahe dem Kurfürstendamm, gefahren. Schon zwei Tage zuvor hatte er dem SS-General Hans Jüttner gegenüber erklärt, er habe «entschieden nicht die Absicht, in Berlin zu sterben». Jetzt rief er Eva Braun, der er als der Frauenheld, der er war,

schon auf dem Obersalzberg in aller Ungeniertheit den Hof gemacht hatte, in volltrunkenem Zustand an und redete auf sie ein. Es gebe nichts zu überlegen, sagte er, sie solle zu ihm kommen, statt im Bunker das sichere Ende zu erwarten: «Eva, du musst den Führer verlassen. Sei nicht so dumm, jetzt geht es um Leben und Tod!»

Als Hitler ihn im Verlauf des 27. April zu sprechen wünschte, war er unauffindbar gewesen. Die telefonische Aufforderung durch den Chef des Reichssicherheitsdienstes, den SS-Generalmajor Johann Rattenhuber, sofort in die Reichskanzlei zu kommen, hatte er ignoriert. Daraufhin war eine Gruppe des Führerbegleitkommandos losgeschickt worden, Fegelein herbeizuholen. Das Bunkergerede wollte sogar wissen, Eva Braun, die an den Avancen ihres Schwagers längst Gefallen gefunden hatte, habe in grosser Erregung in der Bleibtreustrasse angerufen, doch seien alle ihre Bemühungen, Fegelein zur Rückkehr zu bewegen, vergeblich gewesen. Noch das erste Kommando hatte er mit anmassendem Hohn abgewiesen, und erst einem zweiten Aufgebot unter dem Kriminaldirektor des Reichssicherheitsdienstes Högl war es gelungen, den noch immer betrunkenen und, wie nicht ohne Entrüstung berichtet wurde, in Gesellschaft einer jungen rothaarigen Dame angebotenen SS-General zu überreden, sie in die Reichskanzlei zu begleiten. Als Fegelein bei der Rückkehr von Hitlers Chefpilot Hans Baur vorgehalten wurde, er habe durch sein Verhalten den Verdacht einer Fahnenflucht hervorgerufen, bekam er zur Antwort: «Wenn weiter nichts ist – dann erschiess mich halt!»

Es waren aber nur Leichtsinn und die verwegene Unverfrorenheit eines erfolgsverwöhnten Karrieristen, die Fegelein zu

der Bemerkung veranlasst hatten. Zu seiner Überraschung sah er sich noch vor dem ersten Verhör degradiert. Als Mohnke ihm zudem erklärte, dass ihm sämtliche Orden und Ehrenzeichen aberkannt seien, riss er sich selber die Schulterstücke herunter, schrie empört herum und beschimpfte Mohnke sowie die beiden SS-Offiziere in seiner Begleitung. Kein anderer als der Reichsführer sei für ihn zuständig, rief er, infolgedessen werde er nur vor Heinrich Himmler aussagen. Seine anschließende Forderung, Hitler vorgeführt zu werden, wies dieser zornig zurück, er wolle, sagte er, den Mann nicht sehen. Immerhin scheint Hitler zunächst daran gedacht zu haben, Fegelein einer der Einheiten Mohnkes zu überstellen. Doch Bormann und Otto Günse überzeugten ihn, dass Fegelein auch dann wieder bei erster Gelegenheit «einfach abhauen» würde, so dass Hitler befahl, ein Standgericht einzuberufen. Vergebens bat Eva Braun, ihren Schwager mit Rücksicht auf ihre kurz vor der Entbindung stehende Schwester zu verschonen. Aber Hitler lehnte die Bitte in so schroffem Ton ab, dass sie sich fügte: «Du bist der Führer!»

Das von Mohnke einberufene Standgericht musste jedoch aufgrund der anhaltenden «Volltrunkenheit des Beschuldigten» abgebrochen werden, und Fegelein wurde zur Ausnüchterung in die Zelle zurückgebracht. Am folgenden Tag wurde er im Keller der nahe gelegenen Dreifaltigkeitskirche durch den Gestapo-Chef Heinrich Müller «scharf verhört». Während die Vernehmung im Gange war, kam die Nachricht von Himmlers Verrat, und nun war es nicht mehr nur der kleine Koffer mit Schmuck und Devisen aus Fegeleins Wohnung, der ihm zum Verhängnis wurde. Vielmehr fand man bei der Durchsuchung seines Dienstzimmers im Keller der Reichskanzlei auch eine Aktentasche mit Unterlagen, aus denen hervorging, dass

der Himmler-Vertraute zu den Mitwissern der schon länger laufenden Fühlungen mit Graf Folke Bernadotte gehörte.

In seiner Empörung ordnete Hitler daraufhin an, Fegelein ohne Verhandlung auf der Stelle zu erschiessen. Kurz vor Mitternacht wurde er von einigen Angehörigen des Reichssicherheitsdienstes aus der Bunkerzelle geholt, in der er festgesetzt worden war, und, während er in ahnungslosem Zorn noch wüst herumschrie, entweder schon im Kellergang oder am Gartenausgang hinter der Reichskanzlei erschossen. Hitlers Vergeltungsverlangen war so unbändig, dass er, als das Exekutionskommando nach wenigen Minuten noch nicht zurück war, mehrfach fragte, wo die Vollzugsmeldung bleibe. «Armer, armer Adolf», rief Eva Braun, die ihre eigenen Gründe hatte, dem Toten nachzutruern, «alle haben dich verlassen, alle haben dich verraten!»

Spätestens in diesen Stunden wurde Hitler endgültig klar, dass es Zeit sei, Schluss zu machen, und wie immer, wenn er nach meist längerem Schwanken zu einem Vorsatz gelangt war, folgten seine Entscheidungen rasch und ohne Zögern. In aller Eile liess er um Mitternacht das kleine Kartenzimmer für eine standesamtliche Zusammenkunft herrichten. Ein Amtsleiter, der zeitweilig im Gaubüro von Goebbels gearbeitet hatte und, wie man herausfand, in einer nahe stationierten Volksturmeinheit diente, wurde in einem Panzerfahrzeug herbeigeholt und gebeten, den Führer und Eva Braun zu trauen. Goebbels und Bormann waren die Trauzeugen. Auf die Formalien bedacht, ersuchte das Paar aufgrund der besonderen Umstände um eine Kriegstrauung und erklärte sodann, dass sie beide «rein arischer Abstammung und frei von Erbkrankheiten» seien.

Nachdem den Anträgen stattgegeben war, wandte sich der

Standesbeamte an die Parteien und fragte Hitler wie Eva Braun, ob sie gewillt seien, die Ehe miteinander einzugehen. Als beide bejahten, erklärte er die Ehe vor dem Gesetz «rechtmässig für geschlossen». Bei der Unterzeichnung der Urkunden war Eva Braun so verwirrt, dass sie ansetzte, mit ihrem Mädchennamen zu unterschreiben, sich aber besann, den Anfangsbuchstaben B wieder ausstrich und «Eva Hitler, geb. Braun» hinschrieb. Anschliessend gingen sie in die Privaträume hinüber, um in Gesellschaft der Generale Krebs und Burgdorf, einiger Adjutanten wie des Obersten von Below sowie der Sekretärinnen etwas zu trinken und sich vergangener Zeiten zu erinnern. Kaum hatte sich die Nachricht von Hitlers Hochzeit herumgesprochen, entschlossen sich im oberen Bunker einige der dort Untergekommenen, es dem Führer nachzumachen, und im Lauf der Nacht fanden mehrere Trauungen statt, bei denen der Staatssekretär im Propagandaministerium Dr. Werner Naumann als Standesbeamter aushalf.

Der abgeschmackte Einfall der Hochzeit zum Doppelselbstmord, ganz als fürchte Hitler ein illegitimes Totenlager, bezeichnete womöglich den Zeitpunkt, an dem er sich endgültig ergab. Als Führer, hatte er mehrfach erklärt, dürfe er keine persönliche Bindung zu einem menschlichen Wesen eingehen: Die statuarische Vorstellung, die er von seiner Rolle hatte, erlaubte keine Bilder familiären Beisichseins. Diesen Anspruch gab er jetzt auf und damit zugleich den Glauben an seine besondere, vom Schicksal erwählte Berufung. Tatsächlich bemerkte er zu der Hochzeitsrunde, die Idee des Nationalsozialismus sei erledigt und werde nie wieder aufleben. Er selber sehe dem Tod wie einer Befreiung entgegen. Dann verliess er die Gesellschaft, um seinen Letzten Willen zu diktieren.

Die Erschienenen zu 1 und 2 erklären, dass sie rein arischer Abstammung und mit keiner die Anschließung ausschließenden Erbkrankheiten befallen sind. Sie beantragen mit Rücksicht auf die Kriegsergebnisse wegen außerordentlichen Umstände die Kriegstrauung und beantragen weiter aus Mitleid mündlich entgegenzunehmen und von sämtlichen Fristen Abstand zu nehmen.

Den Anträgen wird stattgegeben. Das mündlich abgegebene Aufgebot ist geprüft und für ordnungsgemäß befunden worden.

Ich komme nunmehr zum feierlichen Akt der Beschließung. In Gegenwart der oben genannten Zeugen zu 3 und 4 frage ich

ob Sie gewillt sind, die Ehe mit *Mein Brautgast Adolf Hitler* einzugehen. In diesem Falle bitte ich Sie, mit "ja" zu antworten.
Ewwehrr *Anton Braun* Sie,

ob Sie gewillt sind, die Ehe mit *Antonia Braun geb. Schick* einzugehen. In diesem Falle bitte ich auch Sie mit "ja" zu antworten.

Nachdem nunmehr beide Verlobte die Erklärung abgegeben haben die Ehe einzugehen, erkläre ich die Ehe vor dem Gesetz rechtmäßig für geschlossen.

Berlin, am ~~29~~ April 1945

Vorgelesen und unterschrieben:

- 1.) *Anton Braun*
- 2.) *Antonia Braun geb. Schick*
- 3.) Zeuge zu 1: *Anton Braun*
- 4.) Zeuge zu 2: *Anton Braun*
- 5.) *Anton Braun*

Die Heiratsurkunde Hitlers mit den Unterschriften des Paares und Eva Brauns Schreibfehler.

Er formulierte sein politisches und sein persönliches Testament. Das eine war beherrscht von Beteuerungen seiner Unschuld, von Anklagen gegen die «Staatsmänner, die entweder jüdischer Herkunft waren oder für jüdische Interessen arbeiteten», sowie von Vorwürfen gegen die ebenso «verblendeten wie charakterlosen Subjekte», die der eigenen Sache in den Rücken gefallen waren. Noch einmal begründete er seinen Entschluss, in der Reichshauptstadt zu bleiben und dort «aus freien Stücken ... den Tod zu wählen». Unter keinen Umständen wolle er den verhassten «Feinden in die Hände fallen, die zur Erlustigung ihrer verhetzten Massen ein neues, von Juden inszeniertes Schauspiel benötigen».

Zu seinem Nachfolger an der Spitze des Staates und der Wehrmacht ernannte Hitler den Grossadmiral Karl Dönitz. Durch den Hinweis, dass in der Marine ein Ehrbegriff gelte, dem jeder Gedanke an Übergabe fremd sei, erteilte er ihm zugleich den Auftrag, den Kampf auch über seinen Tod hinaus bis zum Untergang fortzuführen. Er verstieß Göring und Himmler aus der Partei sowie aus allen ihren Ämtern und berief eine neue Reichsregierung mit Joseph Goebbels als Kanzler und Martin Bormann als Parteiminister. Am Ende appellierte er an die Treue und den Gehorsam aller Deutschen «bis in den Tod» und kam im Schlusssatz noch einmal auf die Obsession zurück, die im buchstäblichen Sinn sein Hirngespinnst war: «Vor allem verpflichte ich die Führung der Nation und die Gefolgschaft zur peinlichen Einhaltung der Rassegesetze und zum unbarmherzigen Widerstand gegen den Weltvergifter aller Völker, das internationale Judentum.»

Hitlers persönliches Testament war wesentlich kürzer. Darin begründete er seinen Entschluss, «jenes Mädchen zur Frau

zu nehmen, das nach langen Jahren treuer Freundschaft aus freiem Willen in die schon fast belagerte Stadt hereinkam, um ihr Schicksal mit dem meinen zu teilen». Im Weiteren traf er einige Verfügungen über seine Hinterlassenschaft und ernannte «meinen treuesten Parteigenossen Martin Bormann» zum Testamentsvollstrecker. Das Dokument schloss mit den Worten: «Ich selbst und meine Gattin wählen, um der Schande des Absetzens oder der Kapitulation zu entgehen, den Tod. Es ist unser Wille, sofort an der Stelle verbrannt zu werden, an der ich den grössten Teil meiner täglichen Arbeit im Laufe eines zwölfjährigen Dienstes an meinem Volk geleistet habe.» Noch am Vormittag wurden drei Boten mit jeweils einem Exemplar sowohl von Abschriften der Heiratsurkunde als auch von Hitlers letzten Verfügungen losgeschickt; eines war für Dönitz bestimmt, ein weiteres für Feldmarschall Schörner und das dritte für die Parteizentrale in München.

Einem der Boten, dem Chef des Deutschen Nachrichtenbüros, Heinz Lorenz, übergab Goebbels unmittelbar vor dem Verlassen des Bunkers einen eilig verfertigten «Anhang zum politischen Testament des Führers». Darin legte er dar, warum er sich entschlossen habe, in Berlin zu bleiben. Er könne es aus menschlichen Gründen, führte er aus, «niemals über das Herz bringen, den Führer in seiner schwersten Stunde allein zu lassen». In dem «Delirium von Verrat» ringsum müsse es wenigstens einige geben, «die bedingungslos und bis zum Tode zu ihm halten». Als Vorbild, so glaube er, könne er dem deutschen Volk den besten Dienst erweisen. Das Schreiben schloss mit den Worten: «Aus diesem Grund bringe ich mit meiner Frau und im Namen meiner Kinder, die zu jung sind, um sich selber äussern zu können, die sich aber, wenn sie das nötige Alter dazu besässen, vorbehaltlos dieser Entscheidung an-

schliessen würden, meinen unverrückbaren Entschluss zum Ausdruck, die Reichshauptstadt, auch wenn sie fällt, nicht zu verlassen und eher an der Seite des Führers ein Leben zu beenden, das für mich persönlich keinen Wert mehr besitzt, wenn ich es nicht im Dienst für den Führer und an seiner Seite zum Einsatz bringen kann.»

Am 29. April, einem strahlenden Frühlingssonntag, meldete der Führungsstab Nord, dass der Häuserkampf im Zentrum von Berlin «Tag und Nacht» tobe. Zu dieser Zeit waren nur noch das engere Regierungsquartier, der Tiergarten, ein schmaler Streifen vom Bahnhof Zoo in westlicher Richtung bis zur Havel sowie einige kleinere Stützpunkte in deutscher Hand. Der Bericht sprach darüber hinaus von «Meutereien» im Südraum sowie von «schärfstem Durchgreifen» und dementierte die von einer Münchener Rundfunkstation verbreitete Nachricht, «dass der Führer gefallen sei». Ein Funkspruch an Keitel befahl noch einmal «blitzschnelles und stahlhartes» Vorgehen und forderte «Wenck, Schörner und andere» auf, ihre «Treue zum Führer durch schnellen Entsatz unter Beweis (zu) stellen». Etwas später hatte sich Krebs mit Jodl verbinden lassen, doch brach das Gespräch mitten im Satz ab, weil, wie sich bald ergab, der Fesselballon abgeschossen worden war, der die funktelefonische Verbindung mit dem Bunker herstellte.

Zur Mittagslage verlangte Hitler nach Wilhelm Mohnke, um Auskunft über den neuesten Frontverlauf zu erhalten. Mohnke legte eine Karte der Berliner Innenstadt vor und erläuterte in dürren Worten: «Im Norden steht der Russe kurz vor der Weidendammer Brücke. Im Osten am Lustgarten.

Im Süden am Potsdamer Platz und am Luftfahrtministerium. Im Westen im Tiergarten, dreihundert bis vierhundert Meter vor der Reichskanzlei.» Als Hitler wissen wollte, wie lange Mohnke noch halten könne, bekam er zur Antwort: «Höchstens zwanzig bis vierundzwanzig Stunden, mein Führer, nicht länger.»

Darauf gab Hitler seinem Hundeführer, Feldwebel Fritz Tornow, den Befehl, die Schäferhündin Blondi zu vergiften. Das Tier dürfe nicht den Russen in die Hände fallen, sagte er, der blosser Gedanke daran mache ihn krank. Noch wichtiger war ihm offenbar, die Wirkung der Blausäure zu erproben, die in den vergangenen Wochen reihum verteilt worden war. Seit dem Verrat Himmlers war er nicht mehr sicher, dass das von der SS beschaffte Gift mit der Plötzlichkeit, auf die es ihm ankam, den Tod herbeiführe. Doch als Tornow die Ampulle mit einer Zange über dem aufgesperrten Rachen des Hundes zerdrückte, fiel das Tier «wie vom Blitz getroffen» zur Seite. Kurz darauf kam Hitler, wie einer der Augenzeugen berichtet hat, zum Bunkerausgang, um «von dem Hund Abschied» zu nehmen. Bei der Rückkehr in den Tiefbunker, wird von anderer Seite versichert, habe er «wie seine eigene Totenmaske» ausgesehen und sich «wortlos ... in seinem Zimmer eingeschlossen». Unterdessen erschoss Tornow oben, nahe dem Garten- ausgang, auch die fünf Welpen.

Im Bunker breitete sich eine merkwürdig leere Stille aus. Wer immer zu einem Bericht zu erscheinen oder eine Meldung zu überbringen hatte, machte sich so rasch wie möglich wieder davon. «Jeder hat Angst gehabt, da unten zu bleiben», heisst es in den Aufzeichnungen des Bunkertelefonisten Rochus Misch, die Atmosphäre sei «wie in einem Sargkasten» gewesen. Die regelmässigen Konferenzteilnehmer sassen ratlos her-

um und ergingen sich in wirren Planspielen. Kaum einer glaubte daran, dass halbwegs geordnete Operationen noch möglich seien, und tatsächlich waren die meisten Kampfverbände, ungeachtet aller Befehle aus dem Bunker, längst dazu übergegangen, den Widerstand nach eigenem Gutdünken zu organisieren.

Schon um dem Höhlenkoller zu entgehen, verliess von Zeit zu Zeit, wer immer gerade nicht benötigt wurde, den stickigen Lagekorridor und begab sich in den höher gelegenen Vorbunker oder hinüber in die Keller der Reichskanzlei. Ein Teil der Räume war inzwischen für die Sicherungskompanie der Leibstandarte sowie für Schutzsuchende aus der Umgebung frei gemacht worden, ein grösserer Trakt als Lazarett hergerichtet, in dem mehr als dreihundert meist Schwerverwundete Aufnahme gefunden hatten. Zwei Ärzte mit Schwestern und Helfern eilten über die Gänge und versorgten die Kranken. Während die einen an blutverschmierten Tischen operierten, schafften die anderen die Toten oder auch grosse Wannen mit amputierten Gliedmassen durch das unbeschreibliche Gedränge zum Bunkerausgang. Und dazwischen zahllose Amtsträger der Partei, Verwaltungsoffiziere oder hohe Beamte, die aus den treuen Diensten, die sie dem Regime geleistet hatten, den Anspruch auf besonderen, ihrem Rang angemessenen Schutz ableiteten. Die chaotisch überfüllten Raumfluchten waren die gleichsam schwarze Kulisse für die «Weltuntergangsstimmung», von der ein anderer Bericht spricht, wo «alle versuchten, ihren Jammer mit Alkohol zu betäuben. Die besten Weine, Liköre und Delikatessen wurden den grossen Vorräten entnommen.» Auch hier wiederum sah jeder sich, wo immer er hinkam, in ein Gespräch hineingezogen, «wann und wie man sich selber töten sollte», und einer der Bunkerinsassen beschrieb sich «als Be-

wohner eines Leichenschauhauses», in dem die Toten vorspiegeln, noch am Leben zu sein.

Gegen halb elf Uhr entstand plötzlich Bewegung im Konferenzzimmer. Eine Ordonnanz kam und meldete, dass über einen zufällig abgehörten Kurzwellensender die Nachricht vom Tod Mussolinis eingegangen sei. Zwei Tage zuvor war der Duce, zusammen mit seiner Geliebten Clara Petacci, in einer Ortschaft am Comer See aufgegriffen und am folgenden Tag ohne lange Umstände erschossen worden. Doch grössere Sorge noch machte Hitler das Nachspiel, von dem die Rede war. Verschiedentlich hatte er die Befürchtung geäußert, von den Sowjets nach Moskau geschafft und in einem «Affenkäfig» dem wütenden Pöbel als «Panoptikumsfigur» dargeboten zu werden. Jetzt weckte und verstärkte Mussolinis Ende dieses Schreckbild. Denn die Leichen waren nach Mailand geschafft und an einer Tankstelle auf dem Piazzale Loreto kopfüber aufgehängt worden, wo eine schreiende Menge sie geschlagen, bespuckt und mit Steinen beworfen hatte.

Die Meldung legte sich bedrückend auf die noch immer ins Leere wartende Runde. Bereits am Abend hatte Hitler, als rechte er doch wieder mit dem Entsatz der Hauptstadt, einen Funkspruch an Jodl absetzen lassen, der aus fünf verzweifelten Fragen bestand: «Es ist mir sofort zu melden: 1. Wo sind die Spitzen von Wenck? 2. Wann greifen sie weiter an? 3. Wo ist die 9. Armee? 4. Wohin bricht die 9. Armee durch? 5. Wo sind die Spitzen von Holste?»

Als Stunde um Stunde keine Antwort kam und der Rest an Zuversicht in Einsilbigkeiten dahinschwand, erhob sich Hitler plötzlich und ging ins Konferenzzimmer hinüber, um sich von seinen engeren Mitarbeitern zu verabschieden. Goebbels hatte sich mit seiner Frau eingefunden, Burgdorf und Krebs waren

da, Mohnke, Rattenhuber und Hewel, ferner die Sekretärinnen, Hitlers Diätköchin, Fräulein Manziarly, sowie einige höhere SS-Dienstgrade, zwanzig Personen insgesamt. Hitler gab jedem die Hand und machte dem einen oder anderen gegenüber auch eine persönliche Bemerkung, doch waren bei dem Lärm der Maschinen, die den Bunker mit Strom und Frischluft versorgten, seine fast geflüsterten Worte kaum zu verstehen. An alle gewandt, sagte er, dass er den Russen nicht in die Hände fallen wolle und sich folglich entschlossen habe, seinem Leben selber ein Ende zu setzen. Er entbinde jeden der Anwesenden von seinem Eid und hoffe, dass sie die englischen oder amerikanischen Linien erreichten. Zu Rattenhuber äusserte er, er bleibe an dem ihm vorbestimmten Ort in der Reichskanzlei und werde «hier ewige Wache» halten.

Gegen drei Uhr nachts traf endlich die lang erwartete Antwort von Keitel und Jodl ein. In Anlehnung an Hitlers Fragenkatalog gab sie in vier nüchternen Sätzen den verlangten Bescheid: «1. Spitze Wenck liegt südlich Schwielowsee fest. 2.12. Armee kann daher Angriff auf Berlin nicht fortsetzen. 3.9. Armee mit Masse eingeschlossen. 4. Korps Holste in die Abwehr gedrängt.» Hinzugefügt war ein Satz, der die Ausichtslosigkeit der Gesamtlage beschrieb: «Angriffe auf Berlin an keiner Stelle mehr fortgeschritten.»

Am folgenden Morgen, dem 30. April, setzte bereits um fünf Uhr in der Frühe schweres Artilleriefeuer ein und holte die Bunkerbewohner aus dem Schlaf. Rund eine Stunde später sah sich Mohnke in den Tiefbunker bestellt. Übernächtigt, in Morgenmantel und Hausschuhen, sass Hitler auf dem Stuhl neben seinem Bett. Er blickte ruhig auf und fragte, wie lange noch gehalten werden könne. Als Mohnke entgegnete: Nicht länger als ein paar Stunden, da die Russen rundum bis auf einige hun-

dert Meter herangekommen, wenn auch für den Augenblick zum Stehen gebracht seien, meinte Hitler, die westlichen Demokratien seien dekadent und würden den unverbrauchten, straff geführten Völkern des Ostens unterliegen. Dann gab er Mohnke die Hand und sagte: «Alles Gute! Ich danke Ihnen. Es war nicht nur für Deutschland!» Um sieben Uhr kam Eva Braun zum Bunkerausgang, wie einer der Wachposten überliefert hat, um, wie sie sagte, «noch einmal die Sonne (zu) sehen», und einige Zeit darauf erschien, schattenhaft im Halblicht des Treppenaufgangs, auch Hitler selber. Doch als der Beschuss wieder stärker wurde, machte er noch auf einer der oberen Stufen kehrt und verschwand in der Dunkelheit.

Gegen Mittag trat die Lagekonferenz zum letzten Mal zusammen. General Weidling trug vor, dass die sowjetischen Truppen den Sturm auf den Reichstag eröffnet hätten und einzelne Vorhuten bereits in den Tunnel an der Vossstrasse, in unmittelbarer Nähe der Reichskanzlei, eingedrungen seien. Da von den Verbänden keine Lageberichte mehr kämen, habe er seine Informationen, wie schon verschiedentlich, den Meldungen ausländischer Rundfunksender entnehmen müssen. Die Stadt sei nicht länger zu verteidigen, sagte er. Auf den Zusatz hin, vielleicht sollte er, der Führer, noch versuchen, «hier rauszukommen» und bei Potsdam zur Armee Wenck durchzubrechen, erwiderte Hitler, das sei zwecklos: «Meine Befehle werden ohnehin von niemandem ausgeführt.» Als Weidling nach einer Anweisung für den Fall verlangte, dass sämtliche Munitionsreserven erschöpft seien, zog Hitler sich mit der Bemerkung, er werde niemals kapitulieren und untersage ihm wie jedem Truppenführer die Kapitulation, zu einem abschliessenden Konklave mit General Krebs zurück. Und jetzt erst, zu

längst überfälliger Stunde, genehmigte er für einzelne Einheiten den Ausbruch, den er während der vergangenen Wochen jedem Verband verweigert hatte. Wenig später wurde Weidling der letzte «Führerbefehl» zugestellt. Er lautete:

«Im Falle des Munitions- und Verpflegungsmangels bei den Verteidigern der Reichshauptstadt gebe ich mein Einverständnis zum Ausbruch. Es ist in kleinsten Gruppen auszubrechen und Anschluss an die noch kämpfende Truppe zu suchen. Wo dieser nicht gefunden wird, ist der Kampf in kleinen Gruppen in den Wäldern fortzusetzen.»

Nach dem Ende der Besprechung kam Hitler als letzter aus dem Konferenzraum. Er trat auf Otto Günsche zu und wiederholte, dass er den Russen weder tot noch lebendig in die Hände fallen dürfe. Er werde sich, nicht anders als «Fräulein Braun», wie er charakteristischerweise noch immer sagte, selber das Leben nehmen. Er wolle verbrannt werden und «für immer unentdeckt» bleiben. Dann nahm er Günsche das Versprechen ab, alle erforderlichen Vorkehrungen für die Beseitigung seiner sterblichen Überreste zu treffen. Die Anordnung war ihm offenbar so wichtig, dass er sie auch schriftlich erliess. Unmittelbar darauf liess Günsche sich mit dem Chauffeur Hitlers, Erich Kempka, verbinden, der sein Büro im unterirdischen Garagentrakt nahe der Reichskanzlei hatte, und forderte ihn auf, auf schnellstem Wege soviel Benzin wie möglich zu beschaffen, zur Not auch auf die Tanks der abgestellten Fahrzeuge zurückzugreifen. Als Kempka fragte, wozu dergleichen benötigt werde, erwiderte Günsche, er wolle darüber am Telefon nichts sagen. Etwas später kamen unter dem Feuerhagel sowjetischer Geschütze, in den Schutz von Mauervorsprüngen und Erdaufschüttungen gedrückt, einige SS-Mannschaften und stellten eine Anzahl Benzinkanister im Vorbunker ab.

Gegen vierzehn Uhr nahm Hitler in Gesellschaft seiner Sekretärinnen und seiner Diätköchin die letzte Mahlzeit ein. Er gab sich nach den zahlreichen Ausbrüchen und Krampfanfällen dieser Tage ruhig und beherrscht, und auf eine der Sekretärinnen wirkte die kleine Runde um den Tisch in Hitlers Wohnraum wie «ein Bankett des Todes». Schon am Abend zuvor hatte Hitler ihr eine der Kupferpatronen überreicht, in denen die Giftampullen verwahrt wurden, und dazu bemerkt, er wisse wohl, dass dies ein armseliges Abschiedsgeschenk sei. Wider Erwarten war Eva Braun nicht erschienen.

Mit den Worten: «Nun ist es soweit, es ist zu Ende», hob Hitler die Tafel schon nach kurzer Zeit auf und ging zu Goebbels hinüber. Den unabweislich näher rückenden Tod vor Augen, hatte der Mann, der sich gern als «Letzter der Getreuen» bezeichnete, die Schwüre von Ehre und Untergang doch noch beiseitegeschoben und drang plötzlich auf Hitler ein, Berlin zu verlassen. Hitler aber wiederholte aufs Neue alle, zum Teil von Goebbels selber vorgebrachten Argumente und stellte ihm vermutlich auch die Frage, mit der er in diesen Tagen mehrfach schon die Überredungsversuche der einen oder anderen abgewehrt hatte: Wo er denn hinsolle und dass er nicht gewillt sei, «auf den Strassen irgendwie zugrunde zu gehen». Am Schluss sagte er: «Doktor, Sie kennen meinen Entschluss. Dabei bleibt es!» Goebbels selber hingegen, beschied er ihn zuletzt, bleibe es anheimgestellt, zusammen mit seiner Frau und seinen Kindern aus Berlin fortzugehen. Doch diesmal widersprach Goebbels und versicherte, er werde nicht von der Seite des Führers weichen.

Dem einen Abschied folgte der nächste. Als er Goebbels und dessen inzwischen hinzugekommene Frau zur Tür geleite-

te, stiess Hitler auf seine persönliche Ordonnanz Heinz Linge. Linge bat um seinen Abschied, und Hitler sagte, er solle mit den anderen versuchen, nach Westen zu gelangen. Auf die Frage des schlichten Mannes, wozu und für wen er sich irgendwohin durchschlagen solle, erwiderte Hitler: «Für den kommenden Mann!» Nachdem Linge etwas über die Treue und dass sie den Tod überdauere hervorgebracht und den Arm zum Gruss gereckt hatte, ging Hitler in seine privaten Räume hinüber.

Wenig später betrat er an der Seite seiner Frau den Konferenzkorridor. Im einfachen Uniformrock, mit dem Eisernen Kreuz an der linken Brustseite und dem Verwundetenabzeichen aus dem Ersten Weltkrieg, trat er vor seine engsten Mitarbeiter, die sich diesmal zu einer Art offiziellem Abschied eingefunden hatten. Goebbels, seine Frau und Bormann machten den Beginn der Reihe, dann kamen die Generale Krebs und Burgdorf, Botschafter Hewel sowie der Verbindungsoffizier der Marine im Hauptquartier, Vizeadmiral Hans-Erich Voss. Den Abschluss bildeten Rattenhuber, Günse, Högl und Linge sowie die Sekretärinnen. Nachdem er das Aufgebot an der Seite seiner Frau abgeschritten hatte, ohne viel auf die teils formelhaft kargen, teils atemlos vorgebrachten Worte zu erwidern, verschwand er allein in seinen Räumen, während Eva Braun für einen Augenblick zu Magda Goebbels hinüberging. Im Vorbunker versammelten sich unterdessen einige von Günse herbeibefohlene SS-Offiziere des Führerbegleitkommandos.

Nicht zweifelsfrei zu klären ist, ob Hitler erst jetzt oder bereits vor dem Abschiedsdefilee seinen Flugkapitän Hans Baur rufen liess. Als Baur zusammen mit seinem Stellvertreter Georg Betz den Raum betrat, ergriff er dessen Hände, dankte ihm für seine jahrelange Ergebenheit und sprach sodann noch



Einige Köpfe aus Hitlers Entourage während der letzten Tage: Johann Rattenhuber, SS-General und Chef des Reichssicherheitsdienstes, eines rund 250 Mann umfassenden Kommandos zum persönlichen Schutz Hitlers; Otto Günsche, persönlicher Adjutant Hitlers; Heinz Linge, Hitlers Ordonnanz, sowie Gertraud «Traudel» Junge, eine der vier Sekretärinnen, die bis zuletzt im Bunker blieb.

einmal von der Feigheit und Verräterei, die ihm dieses Ende bereitet hätten; jetzt könne er nicht mehr. Auf Baur's Versuch, ihn ein letztes Mal zum Ausbruch zu überreden, es stünden einsatzfähige Maschinen mit einer Reichweite von elftausend Kilometern bereit, um ihn in eines der arabischen Länder, nach Südamerika oder Japan zu fliegen, winkte Hitler resigniert ab: Er mache Schluss. Man müsse den Mut haben, die Konsequenzen zu ziehen. Morgen schon, sagte er, würden ihn Millionen verfluchen. «Aber das Schicksal wollte es nicht anders.»

Dann bat er auch Baur, alles Nötige für die Verbrennung der Leichen zu tun: «Seine und seiner Frau Überreste dürften auf keinen Fall den Schweinen in die Hände fallen», wie es Mussolini ergangen sei. Vor dem Auseinandergehen schenkte



er Baur das Bild Friedrichs des Grossen von Anton Graff, mit dem er in den zurückliegenden Wochen oftmals gedankenverlorene Zwiesprache gehalten hatte; einmal war er von einem der Telefonisten des Bunkers beobachtet worden, wie er zur Nachtzeit bei einer vom Lüftungszug unruhig flackernden Kerze in seinem Wohnraum gesessen und in einer Art «Trancezustand» auf das Bild gestarrt hatte. Als Baur sich zum Gehen wandte, kam Hitler auf seinen Eingangsgedanken zurück. Auf seinen Grabstein, sagte er, müsse man die Worte setzen, er sei «ein Opfer seiner Generale» gewesen.

Noch einmal wurde der Gang der Dinge aufgehalten. Denn unvermittelt erschien Magda Goebbels, «in Tränen aufgelöst», auf der Szene und verlangte «äusserst erregt», den Führer zu sprechen. Hitler war darüber sichtlich ungehalten, doch liess er sich schliesslich von Günsche überreden, die verzweifelte Frau zu empfangen. Als glühende Bewunderin Hitlers hatte Magda Goebbels vor geraumer Zeit bereits den Entschluss gefasst, ihre Kinder, wenn es zum Äussersten käme, mit in den Tod zu neh-

men. Die fortgesetzten Versuche von allen Seiten, sie davon abzubringen, waren erfolglos geblieben, und selbst dem Drängen Hitlers hatte sie ein starres Nein entgegengesetzt. Sie könne ihren Mann, hatte sie eingewandt, nicht allein sterben lassen, und wenn sie mit ihm in den Tod gehe, müssten auch die Kinder sterben. Inzwischen war sie, wie Goebbels selber auch, doch noch schwankend geworden. Erregt redete sie ein letztes Mal auf Hitler ein, Berlin zu verlassen, während ihr Mann draussen vor der Tür blieb. Aber Hitler wollte nun nichts mehr davon hören. Mit wenigen Worten lehnte er ihre Bitte ab, und «nach etwa einer Minute», heisst es in dem Bericht Günsches, zog sie «sich weinend zurück». Auch Artur Axmann kam noch einmal angelaufen und wollte dringend den Führer sprechen, aber Günsche bedeutete ihm, dass er strikten Befehl habe, niemanden mehr vorzulassen.

Im Bunker breitete sich wieder, wie an den Vortagen, eine lastende Stille aus, überall sassen Einzelne oder kleine Gruppen herum und warteten ab. Doch als könne dieses Leben, das die längste Zeit von abgründigen Inszenierungseinfällen bestimmt gewesen war, nicht ohne einen grellen Effekt enden, setzte in diesem Augenblick in der Kantine des Vorbunkers ein Tanzvergnügen ein, in dem sich die wochenlange Nervenanspannung der Bunkerbewohner löste: Die so lange befolgten, wenn auch zuletzt sichtlich vernachlässigten Regeln der strikten Disziplin brachen jetzt in einem übermächtigen Gefühl von Erleichterung und Ende zusammen. Aus den Lautsprechern tönte ausgelassene Musik, und wie fern sie auch herüberkam, war sie doch bis in die äussersten Winkel des unterirdischen Labyrinths zu vernehmen. Eine Ordonnanz wurde nach oben geschickt, um für Ruhe zu sorgen, der Führer, richtete der Bote aus, sei im Begriff zu sterben. Aber keiner der

meist betrunkenen Kantinengäste nahm die Aufforderung zur Kenntnis, und das Zechgelage ging weiter.

Was dann geschah, hat sich nicht eindeutig ermitteln lassen. Einige Zeugen berichten, gegen halb vier Uhr einen einzelnen Schuss gehört zu haben. Die Sekretärin Gertraud Junge, die nach der Verabschiedung durch Hitler die oberen Räume aufsuchen wollte, um der Enge, Stickigkeit und melodramatischen Stimmung im Tiefbunker zu entkommen, lief auf einem Treppenabsatz in die verloren herumhockenden Goebbels-Kinder. Sie beschaffte ihnen etwas zu essen, las ihnen zur Ablenkung auch ein paar Geschichten vor und versuchte, ihre immer neuen, angstvollen Fragen zu beantworten. Plötzlich, hat sie sich erinnert, sei ein Pistolenknall zu hören gewesen, und der neunjährige Helmuth habe fröhlich aufgeregt gerufen: «Volltreffer!» Andere Zeugen dagegen haben, vor allem unter Hinweis auf die unausgesetzt stampfenden Dieselmotoren und die summenden Ventilatoren, jedes wahrnehmbare Geräusch bestritten.

Im grossen und kleinen Lagerraum jedenfalls wartete während der ganzen Zeit in mühsam unterdrückter Unruhe die Runde, die an der Verabschiedung teilgenommen hatte, bis Linge, der im Wachraum bei einigen eilig heruntergeschütteten Gläsern Schnaps Trost gesucht hatte, das Zimmer vor Hitlers Wohnräumen betrat. Auf den Pulvergeruch hin, den er, seiner Behauptung zufolge, augenblicklich wahrnahm, ging er in den Korridor zu Bormann und sagte: «Herr Reichsleiter, es ist passiert!»

Beide begaben sich daraufhin, gefolgt von Günsche, in den Raum nebenan. Hitler sass zusammengesunken und mit offenen Augen, den Kopf etwas vornübergeneigt, auf dem geblühten Sofa. An seiner rechten Schläfe klaffte ein münzgrosses

Loch, von dem ein blutiges Rinnsal die Wange heruntergelaufen war. Auf dem Boden lag eine Walther-Pistole vom Kaliber 7.65 mm. Daneben hatte sich eine Lache gebildet, und die hintere Wand war mit Blutspritzern übersät. Neben ihm hockte in einem blauen Kleid, mit angezogenen Beinen und zusammengepressten, bläulich verfärbten Lippen, seine Frau. Ihre Pistole lag unbenutzt vor ihr auf dem Tisch. Es roch nach Pulverqualm und Bittermandeln. Einige Beteiligte haben behauptet, dass Hitler offenbar, dem Rat eines der Bunkerärzte, Dr. Werner Haase, folgend, eine Blausäure-Ampulle zerbissen und sich gleichzeitig in die Schläfe beziehungsweise, nach abweichender Version, in den Mund geschossen habe. Der SS-General Rattenhuber wiederum hat aus dem Hörensagen von hier und dort geschlossen, dass Hitler lediglich Gift genommen habe und anschliessend von einem Dritten, aufgrund eines zuvor erteilten Befehls, erschossen worden sei. Der wirkliche Hergang ist nicht mehr aufklärbar.

Da höchste Eile geboten war, ging Günsche nach einem Augenblick gelähmten Gedenkens zu den Wartenden im Lagerraum, schlug leicht die Hacken zusammen und sagte: «Ich melde: Der Führer ist tot!» Mit unbewegten Mienen folgten ihm Goebbels, Krebs, Burgdorf und die anderen in Hitlers Arbeitszimmer, wo Linge schon dabei war, den Toten in eine Decke zu hüllen. Zusammen mit Högl trug er Hitlers Leiche am Spalier der kleinen Trauergesellschaft vorbei in das grosse Konferenzzimmer, die Beine hingen, wie der eine und andere der Beteiligten überliefert hat, aus der Decke heraus und schaukelten leblos hin und her. Dahinter folgte Bormann mit der Leiche der Frau.

Als erster fand Goebbels die Sprache wieder. Er werde jetzt nach oben zu seinem Ministerium am Wilhelmplatz gehen, er-

klärte er, und so lange umherlaufen, bis eine Kugel seinem Leben ein Ende mache. Während alle in schuldiger Ergriffenheit das Geschehene beredeten und besorgt das Weitere erörterten, kam plötzlich der Leiter des Kraftwagenparks, Erich Kempka, in den Raum gestürzt. Ahnungslos, wie er war, stellte er Wünsche zur Rede und wollte wissen, was das Durcheinander zu bedeuten habe und ob Wünsche «wahnsinnig» geworden sei, bei dem wilden Artilleriefeuer die Lieferung von einigen Kanistern Benzin zu verlangen. Als Wünsche ihn zur Seite nahm und, noch immer vom Entsetzen gezeichnet, sagte: «Der Chef ist tot!», starrte Kempka ihn fassungslos an. «Wie konnte das passieren?» rief er seinem eigenen Bericht zufolge. «Gestern habe ich doch noch mit ihm gesprochen! Er war gesund und völlig aufgeschlossen!»

Nachdem er seinen ersten Schock überwunden hatte, schloss sich Kempka am Fuss der Treppe den Trägern an, die den Leichnam Hitlers nach oben schafften, während Wünsche den Körper der Frau übernahm. Am Gartenausgang gab es einigen Aufenthalt, weil die Geschosseinschläge Linge, Högl und die übrigen immer wieder zurücktrieben. Erst nach mehreren Anläufen gelang es ihnen, die Toten wenige Meter vom Bunker entfernt niederzulegen. Dann trat Bormann heran, schlug die Decke über Hitlers Gesicht zurück, verharrte für ein paar Sekunden und drängte sich anschliessend ins Geschiebe am Ausgang zurück. Trotz der fortdauernden Beschiessung und der lodernden Brände ringsum, unter dem Hagel von Splittern, Mauerbrocken und herumfliegendem Erdreich, leerten sie schliesslich bis zu zehn Kanister des bereitgestellten Benzins über den Toten aus. Dann warfen sie brennende Zündhölzer hinterher, die aber im herrschenden Feuersturm immer wieder erloschen.

Günsche hatte bereits, um endlich voranzukommen, eine Handgranate beschafft, doch zog Linge einige Formulare aus seinem Ärmelaufschlag und drehte sie zu einer papierenen Fackel zusammen. Als das Schiessen für kurze Zeit schwächer wurde, entzündete er sie und schleuderte sie weit ausholend zu den Leichen hinüber.

Mit einem lauten Verpuffungsknall schlug unmittelbar darauf eine mächtige Stichflamme hoch, und die Versammelten standen stramm. Nacheinander traten sie dann im Innern des Treppenaufgangs bei zeitweilig geschlossener Tür nach vorn und hoben den Arm zum Hitlergruss. Schwarzer Qualm und aufwirbelnder Schutt hüllten die Feuerstelle ein, und das letzte, was sie durch den Türspalt beobachteten, war, wie die Körper erst zusammenschrumpften und einzelne Gliedmassen sich dann in der Glut gespensterhaft aufbäumten.

Um die gleiche Zeit liefen sowjetische Truppen unter dem wütenden Widerstand der Verteidiger gegen den nahen Reichstag an. Aus irgendeinem Grund, der auf dunkle Weise mit dem Brand des Gebäudes Ende Februar 1933 und dem nachfolgenden Prozess gegen die angeblich kommunistischen Brandstifter zusammenhing, hatte die sowjetische Führung nicht die Reichskanzlei oder das Brandenburger Tor, sondern die leerstehende Ruine am Königsplatz zum «Wahrzeichen Berlins» erkoren. Schon an der Oder waren an mehrere Einheiten besondere Fahnen für die Eroberung des «deutschen Kreml» ausgegeben worden.

Noch vor dem Morgengrauen hatten die sowjetischen Truppen mit dem Angriff gegen das auf allen Seiten vermauerte Gebäude begonnen, waren aber im Feuer, zumal aus der Ruine

der nahen Krolloper, liegengeblieben. Mit einem grossen Aufwand an Panzern, Geschützen und Raketenwerfern, die teilweise in den oberen Stockwerken des gegenüberliegenden Innenministeriums in Stellung gebracht worden waren, hatten sie den Sturm im Lauf des Vormittags wiederholt, ohne weiter als bis zum gefluteten Durchstich des Eisenbahntunnels zu gelangen. Auch ein neuerlicher, nach massiver Artillerievorbereitung zur Mittagszeit vorgezogener Angriff war im Feuer gescheitert, so dass die sowjetische Führung beschloss, den Anbruch der Dunkelheit abzuwarten. Erst diesmal gelang es einigen wenigen Angreifern, bis an die Stufen des Reichstags vorzudringen und mit Hilfe zweier flach gerichteter Mörser eine Öffnung in das Mauerwerk zu schiessen. Innerhalb kurzer Zeit füllte sich die Eingangshalle mit nachrückenden Einheiten, die überallhin ausschwärmten und in tiefster Finsternis Zimmer für Zimmer und Stockwerk für Stockwerk erkämpften.

Erst um Mitternacht Moskauer Zeit war das «Banner Nr. 5» des LXIX. Gardeschützenkorps, das den Sturm auf den Reichstag angeführt hatte, von einer Eskorte ausgewählter Soldaten mit Parteizugehörigkeit auf dem Dach des Reichstags gehisst worden. Später stellte sich heraus, dass einige Artilleristen schon wenige Minuten früher eine Fahne auf dem Gebäude aufgepflanzt hatten, doch wurde ihre Tat als «inoffiziell» erklärt. Auch das bei Tageslicht nachgestellte Foto von der Flaggenhissung zeigt die «offizielle» Mannschaft. Weitab von der Wirklichkeit und in poetisch ungenauer Tonlage heisst es im Bericht des zuständigen Kommandeurs General Perewjorkin: «Erst am Abend, als die Sonne zu sinken begann und mit ihrem rötlichen Strahl den ganzen Horizont beleuchtete, hissten zwei unserer Soldaten die Fahne des Sieges auf der ausgebrannten Kuppel.»



Das offizielle, aber nachgestellte Foto der Flaggenhissung auf dem eroberten Berliner Reichstag, aufgenommen von dem berühmten sowjetischen Fotografen Jewgeni Chaldej.

In Wahrheit dauerten die Kämpfe zumal in den labyrinthischen Kellerverliesen, in denen die Sowjettruppen wie blind herumtappten und oftmals ins gegenseitige Feuer gerieten, bis in die Mittagsstunden des 2. Mai mit unverminderter Härte an. Als den Verteidigern die Munition ausging, rangen sie im Dunkeln mit Messern, Spaten und Gewehrkolben Mann gegen Mann weiter. Das Hauen und Stechen hielt noch an, als auf dem nahe gelegenen Pariser Platz bereits die Aufräumarbeiten begannen und in den oberen Stockwerken des Reichstags einzelne Rotarmisten darangingen, ihre Namen in die Wände zu kratzen. Zuletzt, während draussen herbeikommandierte Hausfrauen anrückten, um das Pflaster mit Birkenreisig zu fegen, setzten die Sowjettruppen in den Kellergewölben Flammenwerfer ein. Erst damit kam der Kampf ans Ende.

Nicht jedoch der Krieg. Die von den Sowjets seit Wochen verbreitete Behauptung, dass die Einnahme des Reichstags das Ende des Krieges bedeute, galt allenfalls noch im symbolischen Sinn. Als Marschall Schukow im Lauf des 30. April General Tschuikow mit der Frage bedrängte, ob er zur Feier des 1. Mai, wie vorgesehen, ganz Berlin erobert haben werde, erhielt er zur Antwort, dass der unerwartet heftige, noch immer anhaltende Widerstand der Deutschen «keine Hoffnung auf eine baldige Kapitulation» erlaube. Die taktischen Missgriffe vor den Seelower Höhen verlangten noch einmal einen Preis.

Am Nachmittag wurde bei Rattenhuber abermals Benzin angefordert, da die Leichen am Gartenausgang des Bunkers selbst jetzt noch nicht vollständig verbrannt seien. Kaum war es eingetroffen, kamen Wachposten nach oben, leerten es über den herabgebrannten Kadavern aus oder warfen die offenen Kanister vom Bunker her kurzerhand zu den Toten hinüber.

Als der SS-Unterführer Hermann Karnau am frühen Abend zu der Verbrennungsstelle kam, waren nur noch die Skelette zu erkennen. Bei seinem Versuch, sie mit dem Fuss in eine Erdvertiefung zu befördern, fielen sie in ganzer Länge, wie von Geisterhand berührt, zu einem flachen Aschenhaufen zusammen. In seiner Unruhe ging Karnau gegen acht Uhr ein weiteres Mal an die Stelle, doch flogen da, wie er ausgesagt hat, «schon die einzelnen Flocken im Wind».

Das Ende bleibt ungewiss. Günsche hat versichert, er habe am frühen Abend einen SS-Dienstgrad mit der Beseitigung der Überreste Hitlers und Eva Braun-Hitlers beauftragt, und bald darauf sei ihm auch Vollzug gemeldet worden. Aber weder er noch einer der übrigen Beteiligten hat sich unbegreiflicherweise durch Augenschein vom Ausgang des von Hitler selbst erteilten Verbrennungsauftrags überzeugt. Auch General Baur nicht, dem Hitler ebenfalls das Versprechen abgenommen hatte, für die restlose Beseitigung der Leichen zu sorgen. Nur Bormann und Rattenhuber, heisst es in einer Aussage, seien nach Einbruch der Dunkelheit kurz am Bunkerausgang erschienen. Einem anderen Zeugen zufolge wurden die Rückstände nach Einbruch der Nacht auf eine Zeltplane geschoben, in einen nahen Granattrichter hinabgelassen, Erde darauf geschüttet und mit einem Holzpfehl festgestampft. Aber niemand vermag zu sagen, ob der seit nahezu zwanzig Stunden unvermindert anhaltende Beschuss mit Granaten und Flammenöl derartig aufwendige Vorrichtungen überhaupt erlaubte.

Von Rattenhuber wird berichtet, er habe bei seinem späten Besuch am Ort der Verbrennung unter Tränen gesagt: «Zehn Jahre habe ich dem Führer gedient, und jetzt liegt er hier.» Tatsächlich konnte der Bruch kaum schroffer sein. In einem der

pathetisch hochgezogenen Bilder seines Endes hatte Hitler seine Begräbnisstätte in gebieterischer Höhe auf dem Dach des Glockenturms gesehen, der das neugestaltete Donauufer seiner Heimatstadt Linz beherrschen sollte; nun fand er sein Grab in einer Trümmerwüste hinter der zerstörten Reichskanzlei, eingestampft in das vom Dauerbeschuss umgepflügte Erdreich zwischen zersprengten Betonbrocken, Schuttbergen und aufgehäuften Unrat.

SECHSTES KAPITEL

Der Wille zum Untergang

Erst das Ende eines Lebens oder einer historischen Erscheinung, heisst es, bringe die wahren Antriebselemente zum Vorschein, die dafür bestimmend waren. Zu den Fragen, die Hitlers Abgang aufgeworfen hat, zählt, ob er sich bei dem Pistolenschuss, mit dem er am Nachmittag des 30. April 1945 aus dem Leben ging, als gescheitert angesehen hat. Die Antwort ist keineswegs so offenkundig, wie es auf den ersten Blick erscheint, und jeder nachdenklichere Beobachter hat Zweifel daran vorgebracht.

Denn was sich zumal in den letzten Monaten vor dem Mai 1945 ereignete, waren nicht nur die unvermeidlichen Schrecken einer totalen Niederlage: zerstörte Städte, Millionen auf der Flucht, Chaos überall. Vielmehr schien bis in die späten Zuckungen des offensichtlich längst besiegten Reiches eine lenkende Energie am Werk, die darauf hinwirkte, dass nicht nur der Krieg verlängert wurde, sondern das Land buchstäblich unterging.

Schon im Herbst 1944, als die Gegner sich den deutschen Grenzen näherten, hatte Hitler eine Anzahl von Befehlen ausgegeben, die das auf den Rückzügen in Ost und West verschiedentlich angewendete Prinzip der «Verbrannten Erde» auf das Reichsgebiet ausweiteten. Alle Einrichtungen, ordnete er mit wachsendem Nachdruck an, die der Aufrechterhaltung des Lebens dienten, müssten zerstört werden: die Industrie-

werke und die Versorgungsanlagen, die Kanalisationssysteme, Eisenbahnstrecken und Telefonverbindungen; jede Brücke war zu sprengen, jeder Bauernhof niederzubrennen, und selbst die Kunstdenkmäler und historischen Bauwerke sollten nicht davon ausgenommen sein. Einige Monate später, am 19. März 1945, hatte Hitler sodann im sogenannten «Nerobefehl» unter dem bezeichnenden Titel «Zerstörungsmassnahmen im Reichsgebiet» seine Absicht, eine «Zivilisationswüste» zu schaffen, noch einmal offen bekräftigt: «Alle militärischen, Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen sowie Sachwerte innerhalb des Reichsgebiets, die sich der Feind für die Fortsetzung seines Kampfes irgendwie sofort oder in absehbarer Zeit nutzbar machen kann, sind zu zerstören.» Mehrere Durchführungsbestimmungen legten die Einzelheiten fest.

Vielerorts wurde daraufhin unverzüglich mit der Demolierung von Fabriken, Förderbetrieben oder Lebensmittellagern begonnen, die Sprengung von Gleisanlagen sowie die Unbrauchbarmachung von Wasserstrassen durch die Versenkung zementbeladener Frachtkähne vorbereitet. Gleichzeitig wurde, wie schon beim Durchbruch der amerikanischen Verbände im Westen, die Praxis verschärft, ganze Städte und Landstriche zu evakuieren, obwohl die führungslos herumirrenden Massen das Durcheinander in den Frontgebieten nur vermehrten und alle militärischen Operationen behinderten. Als einer der Generale versuchte, Hitler den sogenannten Räumungserlass auszureden, weil man nicht Hunderttausende ohne Transportmittel, Verpflegung, Unterkunft und was sonst alles nötig sei, querfeldein losschicken könne, wandte er sich wortlos ab. Ein «Flaggenbefehl» ordnete an, dass in Häusern, die eine weisse Fahne herausschickten, alle männlichen Bewohner auf der Stelle zu erschies-

sen seien. Der Kampf, hiess es in einer Weisung von Ende März, sei «auf das fanatischste zu aktivieren. Irgendwelche Rücksichten auf die Bevölkerung können hierbei zur Zeit nicht genommen werden.»

Man missversteht diese Befehle, wenn man sie als letztes, verzweifertes Mittel zur Verteidigung angesichts eines übermächtig heranrückenden Gegners versteht. Sie waren vielmehr allezeit Hitlers erstes und bevorzugtes Mittel gewesen, der Demolierungsvorsatz nichts anderes als der Ausdruck seiner authentischen Stimme. Jetzt wurde sie wieder hörbar. Schon in einem der Kampflieder der aufsteigenden Bewegung, das «alles in Scherben» zu schlagen verhiess, hatte sie sich vernehmlich gemacht, war dann aber, nach der Eroberung der Macht, von den Parolen nationaler Ehre, von Friedensbeteuerungen und später, während der ersten Kriegsjahre, vom Fanfarenlärm der Sondermeldungen übertönt worden. Die innenpolitischen Gegner des Regimes hatten bereits im Verlauf der dreissiger Jahre die Refrainzeile des Liedes vorausblickend umgedichtet: «Denn heute zerstören wir Deutschland und morgen die ganze Welt!» Mit den Befehlen zur «Verbrannten Erde» trat dieser Vorsatz wieder offen hervor.

Wie tief der Zerstörungswille hinter den taktisch gebotenen Verstellungen vor allem während der Friedensjahre wirksam geblieben war, kam nicht nur in Hitlers zum Ende hin unablässig geäusserten Selbstvorwürfen über seine vielen Nachgiebigkeiten zum Ausdruck oder in dem von Goebbels bezeugten Bedauern, nicht mehr «kaputtgeschlagen» zu haben. Im Verlauf der Lagebesprechung vom 27. April, als das Gespräch sich der Frage zuwandte, was alles nach dem Endsieg besser zu machen sei, hatte sich einmal auch der Kampfkommandant der «Zitadelle» und SS-Gruppenführer Wil-

helm Mohnke mit einer zynisch klingenden Bemerkung zu Wort gemeldet: «Was wir 1933 wollten», wandte er sich an Hitler, «haben wir nicht ganz geschafft, mein Führer!» Doch Mohnke war kein Zyniker und die Lage schon gar nicht zu irgendeinem, auch erbittertem Hohn angetan. Als einer der radikalen Prätorianer des Regimes hatte er vielmehr nur zum Ausdruck gebracht, was hinter allen Maximen über die «Rettung der Welt» stets unüberhörbar geblieben war: den grenzenlosen Destruktionswillen, der die eigentliche Wahrheit über Hitler und seine verschworenen Gefolgsleute ausmachte. Zeit ihres Aufstiegs und ihrer Herrschaft hatten sie Feinde benötigt, von Feindschaften ihr Selbstbewusstsein hergeleitet, durch sie sich geradezu definiert und, wo sie fehlten, alles Erdenkliche darangesetzt, sie sich zu schaffen. Damit waren sie keineswegs gescheitert.

Man hat es denn auch auf Hitlers Seite nicht nur mit Erbitterung und Schrecken zu tun. Vielmehr waren es komplizierte Erfüllungsgefühle, die gerade im Desaster nach oben kamen und ihn dazu brachten, die nahende Niederlage als historisches Untergangsspektakel zu inszenieren. Schon im März hatte Goebbels auf einer Pressekonzferenz erklärt: «Wenn wir untergehen sollten, dann wird mit uns das ganze deutsche Volk untergehen, und zwar so ruhmreich, dass selbst noch nach tausend Jahren der heroische Untergang der Deutschen in der Weltgeschichte an erster Stelle steht.»

Die Absicht, sich als Mythos ins Bewusstsein der Welt einzukratzen, war das andere beherrschende Motiv für Hitler und seine engste Gefolgschaft. Der Totenfeier, die sie sich gleich vorgeschichtlichen Stammesfürsten ausrichteten, brachten sie ungezählte Menschenleben dar, die Statistiken der letzten Kriegswochen nennen, im Durch-

schnitt jedes Tages, mehrere zehntausend Opfer. Die frühzeitig eingeschlossene 9. Armee, deren Befehlshabern Hitler das mehrfach vorgebrachte Ausbruchsverlangen ein ums andere Mal abgeschlagen hatte, bis sie Ende April sinnlos unterging, ist dafür nur ein Beispiel; ein anderes, ungleich grösseres, der zum «weltanschaulichen Vernichtungskampf» gesteigerte Krieg nach Osten, dessen Beginn bezeichnenderweise das Einsatzzeichen für die grossangelegten Ausrottungsmassnahmen gegen die sogenannten Minderrassen war, gegen die Slawen und insbesondere gegen die Juden.

Das Regime ist dabei umso radikaler zu Werke gegangen, je aussichtsloser die Lage wurde. Mitunter hat es seinen Vernichtungswillen sogar über das Ende hinaus zu verlängern versucht. Selbst Grossadmiral Dönitz, der sich gern als überaus korrekter, wenn auch strenger Befehlshaber sah, hat sich nicht gescheut, Mörder zu belobigen. In einem «Geheimen Tagesbefehl» vom 19. April 1945 hat er einen Oberfeldwebel der Marine seiner «vollen Anerkennung» versichert und als Beispiel gewürdigt, der in einem australischen Gefangenenlager einige deutsche Mitgefangene, die sich als Hitlergegner zu erkennen gegeben hatten, «planvoll», wie es wörtlich heisst, «und von der Bewachung unauffällig umlegen» liess. Dergleichen war kein Einzelfall. Nicht selten gewinnt man den Eindruck, als habe Hitlers Vorsatz des Zugrunderichtens im Fortgang der Zeit zunehmend in die Breite gewirkt. In zahlreichen Reden und Gesprächen hat er von der Alternative «Weltmacht oder Untergang» gesprochen. In Wahrheit gab es die Alternative nicht. Seine Intention zielte lediglich auf unterschiedliche Formen der Zerstörung.

Die Verzweiflungsausbrüche der letzten Wochen täuschen nur den oberflächlichen Blick. Desgleichen das selbstbetrügerische Hantieren mit Geisterarmeen, die falschen Sieges signale oder die



Das Regime setzte alles daran, dass mit dem Ende der eigenen Herrschaft das Land buchstäblich unterging. Ein Gefallener auf den Stufen des Osttrakts der Reichskanzlei Anfang Mai 1945.

vielvermerkte Hoffnung, das eigene Leben mindestens tageweise zu verlängern. Dergleichen war im Spiel. Aber stärker noch waren der Welthass und der Vernichtungsdrang, die sich in Hitlers Anordnungen zumal seit Kriegsbeginn, befreit von allen Rücksichtnahmen, offenbarten. Einem Bericht des zeitweiligen Generalstabschefs Franz Halder zufolge hat Hitler schon im Verlauf des Feldzugs gegen Polen auf der Bombardierung des übergabereifen Warschau bestanden und sich am Feldstecher mit geradezu gierigem Blick von den Bildern der Vernichtung erregen lassen, später dann die Zerstörung von Paris erwogen, auch von Moskau und Leningrad, und sich mit einer Art Lust die verheerenden Wirkungen ausgemalt, die ein Angriff mit Bomben oder Raketen in den Strassenschluchten von Manhattan haben musste.

Zu viele seiner Zerstörungseffekte waren ins Leere gegangen. Jetzt endlich, als das Reich in Stücke barst, kam er mit diesem tiefsten Bedürfnis doch noch zum Zuge, und man kann sicher sein, dass ihm das Untergangsgeschehen der letzten Wochen stärkere Befriedigung schenkte als irgendeiner der flüchtigen Siege von ehemals. Schon die Zerstörungen des Bombenkriegs hatte er mit dem Bemerken begrüsst, zwar hätten sich die alliierten Luftflotten nicht an die Pläne zur Neugestaltung der deutschen Städte gehalten, doch ein Anfang sei immerhin gemacht – und was daran ironisch klang, war kalter Ernst gewesen.

Gewiss liegt die Vermutung nahe, dass er den Schlussakt gern grandioser ausgerichtet hätte, weniger ratlos, opernhafter womöglich auch, sowie mit einem grösseren Aufwand an Pathos, Grauen und apokalyptischem Salut. Aber es war doch ein Abgang von erinnerungswürdigem Zuschnitt. Der Ruhm jedenfalls, den

er ein Leben lang gesucht hatte, war niemals nur der eines Staatsmanns gewesen, des Herrschers über einen autoritären Wohlfahrtsstaat oder der des grossen Feldherrn. Für jede dieser Rollen war, neben vielem anderen, zuviel Wagner und zuviel Untergangsvorstellungen in ihm. Als Halbwüchsiger hatte er im Stehparkett der Linzer Oper erstmals einer Aufführung des «Rienzi» beigewohnt, der Geschichte eines spätmittelalterlichen Empörers und Volkstribunen, der am tragischen Unverständnis der Welt zerbricht und schliesslich Tod und Selbstvernichtung wählt. «In jener Stunde begann es!» hat er noch Jahrzehnte später glücklich bekannt. Jetzt, wieder einige Jahre weiter, endete es mit kaum geringeren Hochgefühlen.

Die Wendung gegen das eigene Volk, die er damit vollzog, hat Hitler nicht nur in Kauf genommen, sondern sich mit wachsender Radikalität sogar zu eigen gemacht. Schon am 27. November 1941, als bei Beginn der Winterkatastrophe vor Moskau erstmals die Möglichkeit des Scheiterns aufgetaucht war, hatte er gleich zwei ausländischen Besuchern gegenüber erklärt, das deutsche Volk solle «vergehen und ... vernichtet werden», wenn es einmal «nicht mehr stark und opferbereit genug» sei, sein «Blut für seine Existenz einzusetzen», er werde ihm «keine Träne nachweinen». Und zu Albert Speer hatte er am 19. März 1945 «in eisigem Ton» gesagt: «Wenn der Krieg verlorengelht, wird auch das Volk verloren sein. Es ist nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das deutsche Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil ist es besser, selbst diese Dinge zu zerstören. Denn das Volk hat sich als das schwächere erwiesen, und dem stärkeren Ostvolk gehört ausschliesslich die Zukunft. Was nach diesem Kampf übrigbleibt, sind ohnehin nur die Minderwertigen, denn die Guten sind gefallen.»

Allen seinen Entscheidungen war spätestens seit Stalingrad und der Wende des Krieges immer auch das Motiv enttäuschten Hasses gegen die Deutschen beigemischt. Es hat die gesamte Strategie der letzten Phase bestimmt, angefangen von der ständig wiederholten Weigerung, gegen die absehbaren Durchbrüche gegnerischer Armeen Auffangstellungen zu bilden, bis hin zur Ardenenoffensive vom Dezember 1944, für die er von der Ostfront starke Verbände abzog, um mit Hilfe der «Russendrohung» den Widerstandswillen der lange kriegsmüden Bevölkerung zu mobilisieren. Schon zwei Jahre zuvor hatte er erklärt, er werde notfalls die Vierzehnjährigen zu den Waffen rufen, denn es wäre «immer noch besser, sie fielen im Kampf gegen den Osten, als dass sie bei einem verlorenen Krieg zermartert oder in niederster Sklavenarbeit geschunden würden». Die Leute, ereiferte er sich jetzt, machten im Westen einfach die Panzersperren auf und hängten, allen Strafankündigungen zum Trotz, weiße Fahnen zu den Fenstern hinaus, ein ganzes Korps sei spurlos verschwunden: «Es ist schandbar!» Was noch an Kriegführung verblieb, entwickelte sich denn auch mehr und mehr zur Strafaktion gegen das eigene Volk. Es sollte, wie er annähernd vier Jahre früher versichert hatte, «vergehen und vernichtet werden», und er selber wollte, den «ewigen Regeln» vom Überlebenskampf gehorchend, nach Kräften dazu beitragen.

Allem begründbaren Ermessen zufolge war es dieser geschäftig betriebene Untergangswille, der Hitler bis zuletzt aufrechterhalten hat. In der Tat steht die von allen Zeugen beschriebene Hinfälligkeit der Erscheinung – die krumme Haltung, der schlurfende Gang und die zunehmend ermüdete Stimme – in einem absurd anmutenden Gegensatz zu Hitlers von denselben Beobachtern

vermerkten Durchsetzungsenergie – eine «kuchenverschlingende Ruine», wie ihn einer der Bunkerbewohner bezeichnet hat, aber von nach wie vor suggestiver, niemals angezweifelter Autorität. Mitte März war der Danziger Gauleiter Forster im Bunker erschienen, hatte sich panisch und verzweifelt im Vorzimmer darüber ausgelassen, dass die Russen mit einer gewaltigen Streitmacht und elfhundert Panzern vor der zur Festung erklärten, aber gänzlich verteidigungsunfähigen Stadt erschienen seien, vier ganze Tigerpanzer stünden auf eigener Seite dagegen, er werde Hitler die Hoffnungslosigkeit der Lage darstellen und eine klare Entscheidung erzwingen. Doch schon nach kurzer Zeit kam Forster «völlig verwandelt» aus Hitlers Arbeitsraum zurück, der Führer werde Danzig retten, sagte er, da gebe es «nichts zu zweifeln». Und der SS-General Karl Wolff, der am 18. April mit ähnlichen Absichten gekommen war, sah sich von allem beschwörenden Zureden durch die grossartigen Pläne abgebracht, die Hitler ihm für die kommende Zeit entwickelte.

Auffällig bleibt, aufs Ganze gesehen, die bei aller advokatorischen Überredungsmacht Hitlers unverkennbare Erstarrung im Politischen. Überdeutlich tritt sein Unvermögen hervor, über die engsten militärischen Zwecke hinauszudenken. Im Verlauf der dreissiger Jahre hatte er mit immer neuen Überraschungsmanövern sowie mit einer Mischung aus Drohungen und Wohlverhaltensschwüren Erfolg auf Erfolg gehäuft und binnen unglaublich kurzer Zeit sein erstes Etappenziel, die Zerstörung des europäischen Mächtesystems, erreicht. Bereits ab Ende 1937 jedoch erweckt sein Verhalten den Eindruck, als sei er dieser billigen Triumphe überdrüssig und wolle endlich wieder zu dem «einen Prinzip» des Schlagens um jeden Preis zurück, dem er, wie er sich in einer Rede rühmte, sein Leben lang gefolgt war.

Jedenfalls kam seither, noch vor Ausbruch des Krieges, keine einzige politische Initiative mehr von ihm. Hochmütig liess er 1938 die ebenso einzigartige wie feige Geste der Westmächte auf der Konferenz von München vorübergehen und zeigte sich nur verärgert darüber, dass sie ihm den Krieg verdarben, den er damals bereits wollte. Desgleichen gab es, zumal nach den Siegen über Polen und, im Jahr darauf, über Frankreich, mehrfach die Chance, dem Reich eine Art Hegemonie über Europa zu sichern. Doch Hitler sah den Mantel nicht, der da vorüberrauschte, und noch weniger griff er jemals zu. Fast schien es, als setzten ihn die militärischen Erfolge in Verlegenheit, weil er einer Lage ohne Krieg nichts abgewinnen konnte.

Die Einsicht, dass eine lange Friedenszeit, wie er im August 1939 seinen Generalen erklärte, «nicht guttun würde», stand vermutlich auch hinter der völligen politischen Abstinenz der folgenden Jahre. Alle Ratschläge seiner Umgebung sowie von ausländischen Politikern wie Mussolini, Horthy oder Laval, die Kriegslage auf ihre diplomatischen Möglichkeiten zu prüfen, blieben vergeblich. Zwar hat er, vor allem seit dem Wendepunkt des Krieges im Winter 1942/43, die Fortsetzung des Kampfes immer wieder mit dem Argument begründet, dass der Bruch der «widersinnigen Koalition zwischen Bolschewismus und Kapitalismus» unmittelbar bevorstehe und dann erst der Zeitpunkt für aussichtsreiche Verhandlungen gekommen sei. Aber wann immer sich eine Gelegenheit bot, die Entzweiung der gegnerischen Mächte voranzubringen, hat er sie ungenutzt vorübergehen lassen, und Goebbels schrieb missgestimmt in sein Tagebuch, er dränge und dränge, doch habe man «manchmal den Eindruck, als lebte er in den Wolken». Sebastian Haffner hat daran die Überlegung geknüpft,

dass Hitler alle konstruktive Phantasie des Staatsmanns gefehlt und er, zumindest seit den späten dreissiger Jahren, auch jede taktische Beweglichkeit eingebüsst habe. Nichts anderes als dieser «Mangel seiner Begabungsausstattung» sei schliesslich zur Ursache seines Scheiterns geworden.

Man kann noch weiter gehen und zu dem Urteil kommen, dass er zeitlebens nur ein hochgekommener Bandenführer war, gewaschen zwar mit allen Wassern eines verwegenen Gassen-Machiavellismus, dem keiner der umständlichen und besorgten Politiker auf der europäischen Szene gewachsen war. Doch eben diese völlige Bedenkenlosigkeit der Mittel wie der Zwecke hat ihm eine Zeitlang zu seinen vielbestaunten Erfolgen verholfen. Wie ein Bandenführer verfolgte er keine Absicht, die über die Idee des Niedermachens und Zusammenraffens hinausging. Die Auseinandersetzung jedenfalls, die er mit wachsendem Mutwillen gegen nahezu die ganze Welt begann, hatte bezeichnenderweise, wie schon seine Generale und später alle Beobachter nicht ohne Verblüffung wahrgenommen haben, kein halbwegs beschreibbares Kriegsziel. Im Februar 1941, als er sich noch in der Vorstellung wiegte, den Feldzug gegen die Sowjetunion bereits im kommenden Herbst beendet zu haben, forderte er, in Sorge vor dem drohenden Frieden, von Jodl die «studienmässige Bearbeitung» eines Aufmarschs gegen Afghanistan und Indien.

So hat denn auch, wer je von ihm erfahren wollte, worauf es mit dem Krieg hinaussollte, nur die überspannten Visionen von «unendlichen Räumen» zu hören bekommen, die Tiraden von unermesslichen Rohstoffvorkommen, Hilfsvölkern und «ewig blutenden Grenzen». Nicht einmal die Vermerke vom Februar und April 1945, die eine Art Postskriptum seiner Herrschaftsvision bildeten, enthalten

den geringsten Hinweis darauf, dass er in den eroberten Gebieten je etwas anderes gesehen hat als Aufmarschgebiete für weitere Eroberungen – zäh, unersättlich und richtungslos, einzig unterworfen dem verlorengegangenen, doch von ihm, wie er meinte, wiederaufgerichteten «Urgesetz» des Daseins vom Recht des Stärkeren. Als sein Aussenminister ihn im Herbst 1943 dazu überreden wollte, einen Moskauer Friedensvorstoss nicht ins Leere laufen zu lassen, antwortete er achselzuckend: «Wissen Sie, Ribbentrop, wenn ich mich heute mit Russland einige, packe ich es morgen wieder an – ich kann halt nicht anders.»

Er wolle, hat Hitler bei Gelegenheit bemerkt, als ein Mann in die Geschichte eingehen, «wie es ihn nie gegeben hat». Die Umstände seines Endes in jenem «Todesgewölbe», von dem einer der Bunkerbewohner gesprochen hat, die ohnmächtigen Befehle und Wutanfälle, mit denen er sich gegen die heranrückende Niederlage gestemmt hat, erwecken den Eindruck, er habe eine Vorstellung seines heillosen Scheiterns gehabt. Aber ein grosser Untergang kam, wie er glaubte, für vieles auf und war auch eine Erfüllung. Bezeichnenderweise war Hitlers letzte Willensäusserung, die noch einmal wie im Symbol den beherrschenden Antrieb seines Lebens aufdeckt, ein Zerstörungsbefehl: die am Mittag des 30. April erteilte Anweisung zur Verbrennung seiner Leiche.

SIEBTES KAPITEL

Kapitulationen

Am Abend des 30. April, nachdem die Leichen verbrannt XX. und die Aschenreste verscharrt waren, kam die Runde der führerlos Verbliebenen zu einer ausgedehnten Beratung zusammen. Nach einigem Hin und Her schlug Bormann einen kriegsmässigen Massenausbruch mit Hilfe der einigen hundert Angehörigen der «Leibstandarte» vor, die zum Schutz der Reichskanzlei kommandiert waren. Doch Mohnke wies die Versammelten darauf hin, dass ein solches Vorhaben aussichtslos und geradezu absurd sei. Schliesslich einigte man sich, zunächst Verhandlungen mit dem sowjetischen Oberkommando aufzunehmen und General Krebs zu Tschuikow nach Tempelhof zu entsenden.

Gegen zwei Uhr nachts brach Krebs auf und war rund anderthalb Stunden später am Schulenburggring, wo Tschuikow in einer Privatwohnung Quartier genommen hatte. Überrascht, wie der sowjetische Kommandeur von dem unvermittelten Gesprächsangebot war, hatte er keine Zeit gefunden, seinen Stab zusammenzurufen, und deshalb beschlossen, die zwei Schriftsteller, mit denen er sich gerade zu Tisch setzen wollte, sowie seinen Adjutanten und einige untere Chargen als seinen engsten «Kriegsrat» auszugeben. Unter den Gästen befand sich auch der Komponist Matwej I. Blanter, der von Stalin beauftragt worden war, eine Sinfonie über die Eroberung Berlins zu verfassen. Als sich aber herausstellte, dass Blanter

keine Uniform besass und daher nicht als Offizier der Roten Armee vorgestellt werden konnte, hatte der rabiante General ihn kurzerhand in den Schrank des Sitzungszimmers gesperrt und ihm befohlen, nicht den geringsten Laut von sich zu geben.

Krebs kam nach einigen Vorreden zur Sache. Als erstem Ausländer, begann er die Unterredung, teile er dem General vertraulich mit, dass Hitler am Vortag, zusammen mit der ihm kurz zuvor angetrauten Frau, im Bunker unter der Reichskanzlei Selbstmord begangen habe. Doch Tschuikow, der bis dahin weder von der Existenz eines Bunkers auf dem Reichskanzleigelände noch von Eva Braun die geringste Kenntnis gehabt hatte und schon gar nicht über Hitlers Selbstmord unterrichtet war, gab sich unbeeindruckt und behauptete, das sei ihm bereits bekannt. Dann las ihm Krebs ein von Goebbels aufgesetztes Schreiben vor. Es meldete die von Hitler getroffene Nachfolgeregelung und regte anschliessend «Friedensverhandlungen zwischen den zwei Staaten» an, «die die grössten Kriegsverluste zu verzeichnen» hätten.

Tschuikow zögerte keinen Augenblick. Ohne viele Worte verwarf er den allzu durchsichtigen und allzu verspäteten Versuch, die Alliierten durch eine Sonderabmachung doch noch auseinanderzubringen. Dann gab es Hinhaltungen. Denn zunächst musste Marschall Schukow in Strausberg benachrichtigt werden, der wiederum Stalin aus dem Schlaf holen liess, und der eine wie der andere lehnten ebenfalls alle zweiseitigen Verhandlungen ab. Auch der Vorschlag einer einstweiligen Waffenruhe wurde zurückgewiesen, man könne, meinte Tschuikow, nur die bedingungslose Kapitulation, sei es Berlins, sei es des Reiches, insgesamt erörtern.

Wie in jeder Tragödie fehlte auch in dieser der komödienhaf-

te Einschuss nicht. Denn nach einigen Stunden fiel zu aller Überraschung der vergessene Blanter, der starr und wie angenagelt in seinem Versteck ausgeharrt hatte, polternd aus dem Schrank und der Länge nach in den Sitzungsraum. Nachdem man den Ohnmächtigen versorgt und in einen der Nebenräume geschafft hatte, ging die Verhandlung ohne jede Erklärung zu dem Zwischenfall weiter. Ein längerer Streit erhob sich, als Krebs darauf verwies, dass er ohne Rücksprache mit Goebbels oder Dönitz der Kapitulationsforderung nicht nachkommen könne. Am Ende erhielt er ein aus fünf Sätzen bestehendes Papier mit den sowjetischen Bedingungen: «1. Berlin kapituliert, 2. Alle Kapitulierenden haben die Waffen niederzulegen. 3. Allen Soldaten und Offizieren wird das Leben garantiert. 4. Den Verwundeten wird Hilfe geleistet. 5. Es wird die Möglichkeit für Verhandlungen mit den Alliierten über Funk geschaffen.» Würden diese Forderungen nicht erfüllt, erklärte Tschuikow dazu, werde die Kampftätigkeit augenblicklich und mit allen Kräften wieder aufgenommen. Nach nahezu zwölf Stunden machte Krebs sich auf den Rückweg in die Reichskanzlei.

Goebbels war empört. Er habe, sagte er, Berlin vor Jahren gegen die Roten erobert und werde die Stadt «bis zum letzten Atemzug gegen die Roten verteidigen. Die wenigen Stunden», fügte er hinzu, «die ich noch als deutscher Reichskanzler zu leben habe, werde ich nicht dazu benutzen, meine Unterschrift unter eine Kapitulationsurkunde zu setzen.» Angesichts der verstörten, aufgeregt durcheinanderredenden Runde, die sich nur darüber einig war, alle Verhandlungen abubrechen und keine weiteren Schritte zu unternehmen, entschloss sich Hans Fritzsche, einer der höheren Beamten des Goebbelsministeriums, zu einem Kapitulationsangebot auf eigene Faust.



Während in der Stadt noch gekämpft wird, regelt eine Rotarmistin am 1. Mai 1945 den Verkehr in den Strassen Berlins.

Fritzsche ging in sein Büro am Wilhelmplatz hinüber und formulierte ein Schreiben an Marschall Schukow. Noch ehe es fertiggestellt war, stürmte plötzlich der betrunkene General Burgdorf in den Raum und fragte zornbebedend, ob Fritzsche tatsächlich die Absicht habe, den Russen die Stadt zu übergeben. Als Fritzsche bejahte, schrie Burgdorf, dann müsse er ihn erschiesesen, da der Führerbefehl, der jede Kapitulation verbiete, noch immer gültig und Fritzsche überdies als Zivilist ohne jede Ver-

handlungsbefugnis sei. Mit unsicherer Hand hob er seine Pistole, doch der Rundfunktechniker, der ihn zu Fritzsche geführt und in der Tür gewartet hatte, schlug dem General im letzten Augenblick die Waffe aus der Hand, so dass der Schuss in die Zimmerdecke ging. Wenig später wurde Burgdorf von einigen herbeigeeilten Mitarbeitern des Ministeriums überwältigt und in den Bunker unter der Reichskanzlei zurückgebracht.

Unmittelbar darauf schickte Fritzsche zwei seiner Beamten über die Linien auf die sowjetische Seite hinüber und folgte kurz danach selber. Weniges macht die verworrene Lage in der Stadt, in der die Kämpfe zumindest stellenweise mit unverminderter Heftigkeit weitergingen, deutlicher als die Vereinbarung, die er binnen kurzer Zeit mit dem sowjetischen Oberkommando traf. Danach sollte er im Namen, wenn auch ohne jede Ermächtigung der deutschen Regierung über den Rundfunk bekanntgeben, dass die sowjetische Seite die Kapitulation angenommen habe. Darüber hinaus werde er den «Befehl» erteilen, die Kämpfe einzustellen und die Truppen samt Waffen und Ausrüstung in Gefangenschaft zu übergeben.

Inzwischen hatte sich jedoch auch der Stadtkommandant von Berlin, General Weidling, entschlossen, das längst sinnlos gewordene Blutvergiessen zu beenden. Um keinen Widerspruch herauszufordern, hatte er im Bunker nur wenige Personen seines Vertrauens von seiner Absicht unterrichtet. Die Auffassung von Goebbels war ihm ohnehin bekannt, und General Krebs war beim Abschied mit der Bemerkung zu ihm hingetreten: «Es gibt nur verzweifelte Männer, keine verzweifelten Lagen.»

Am Abend des 1. Mai forderte Weidling seine Truppen auf, die Kampfhandlungen zu beenden. Einige Minuten nach Mitternacht

liess er fünfmal hintereinander einen offenen Funkspruch über die gegnerischen Linien senden: «Hier LVL deutsches Panzerkorps! Hier LVL deutsches Panzerkorps! Wir bitten, das Feuer einzustellen! Um 2.50 Berliner Zeit entsenden wir Parlamentäre auf die Potsdamer Brücke. Erkennungszeichen weisse Flagge vor rotem Licht. Wir bitten um Antwort! Wir warten!»

Kurz darauf meldete sich die andere Seite: «Verstanden! Verstanden! Übermitteln Ihre Bitte an Chef des Stabes!» Wiederum wenig später liess Tschuikow sein Einverständnis funken, und zur angegebenen Zeit traf Weidling in Begleitung dreier Stabs-offiziere am Schulenburgring ein. Als Tschuikow fragte, wo sich Krebs befinde und ob er unterrichtet sei, wusste Weidling nichts Näheres zu erwidern. Auf die weitere Frage, ob sein Befehl zur Feuereinstellung allen Einheiten bekannt sei, entgegnete Weidling, dass er zu einzelnen, zumal kleineren Verbänden keine Verbindung habe und die SS-Einheiten nicht seiner Kommandogewalt unterständen. Vermutlich, fügte er hinzu, würden mancherorts die Kämpfe schon deshalb fortgesetzt, weil Goebels angeordnet habe, den Tod des Führers aus Gründen der Kampfmoral vorläufig geheimzuhalten. Dann bat ihn Tschuikow, einen Kapitulationsbefehl zu verfassen, doch lehnte Weidling ab. Aus der Gefangenschaft, erklärte er, könne er keine Befehle erteilen. Als der Streit sich hinzog, erlitt er einen Nervenzusammenbruch. Kaum war der General wieder zu sich gekommen, einigte man sich auf einen Aufruf, der mit Lautsprechern an sämtlichen noch umkämpften Plätzen verkündet werden sollte. Weidling schrieb:

«Berlin, den 2. Mai 1945. Am 30. April 1945 hat der Führer Selbstmord begangen und damit alle, die ihm Treue geschworen hatten, im Stich gelassen. Getreu dem Befehl des Führers ward

ihr, deutsche Soldaten, bereit, den Kampf um Berlin fortzusetzen, obwohl eure Munition zur Neige ging und die Gesamtlage den weiteren Widerstand sinnlos machte. Ich ordne die sofortige Einstellung jeglichen Widerstandes an. Jede Stunde, die ihr weiterkämpft, verlängert die entsetzlichen Leiden der Zivilbevölkerung Berlins und unserer Verwundeten. Im Einvernehmen mit dem Oberkommando der sowjetischen Truppen fordere ich euch auf, sofort den Kampf einzustellen. Weidling, ehemaliger Befehlshaber des Verteidigungsbereiches von Berlin.»

Erst damit bekam der konfuse, gleichsam nach Freikorpsart fortgesetzte Widerstand das Zeichen zur Aufgabe. Am Vortag hatten Goebbels und Bormann endlich auch Dönitz vom Tod Hitlers unterrichtet. Fälschlicherweise war ihm am Abend des 30. April einzig mitgeteilt worden, dass er anstelle des abgesetzten Reichsmarschalls zum Führernachfolger ernannt sei. In Wahrheit hatte Hitler dem Grossadmiral lediglich das Amt des Reichspräsidenten sowie das des Obersten Befehlshabers der Wehrmacht übertragen, nicht hingegen das des Kanzlers. Die Absicht, die Goebbels und Bormann leitete, war nicht nur, Hitlers Tod so lange wie möglich geheimzuhalten. Vielmehr setzten sie mit ihrer Irreführung auch die gewohnten Machtraufereien fort. Denn beide befürchteten, der ebenfalls nach Schleswig-Holstein ausgewichene Himmler könnte sich die Tatsache, dass Goebbels in Berlin so gut wie handlungsunfähig war, zunutze machen und darauf dringen, von Dönitz zum Kanzler ernannt zu werden. Der Grossadmiral würde aber, so rechneten sie, das Amt nicht hergeben, solange er sich selber für den von Hitler eingesetzten Kanzler hielt.

Nachdem der Funkspruch abgesetzt war, widmete sich Goebbels den wenigen verbliebenen Kanzlergeschäften. Er führte die

eine und andere Unterredung, leistete einige Unterschriften und zog sich anschliessend zurück, um sein seit Jahren geführtes Tagebuch abzuschliessen. Am Ende formulierte er eine Art Bilanz und machte sich in einem sieben Seiten langen Traktat daran, die Politik zu rechtfertigen, die er mit Hitler über die Jahre hin geführt hatte und deren wortmächtiger Anwalt er gewesen war.

Nach etwa einer Stunde trat Goebbels aus seinem Zimmer und übergab das Manuskript seinem Staatssekretär Werner Naumann mit der Bitte, es aus Berlin herauszuschaffen und der Nachwelt zu übermitteln. Zwar kam dieser postume Auftritt nicht zustande, weil Naumann die Seiten, wie er behauptet hat, in den Wirrnissen der Fluchttage verlor. Doch fällt es nicht schwer, das Plädoyer wenigstens umrisshaft aus jenen Texten zu rekonstruieren, die Goebbels seit Langem und in den letzten Wochen verstärkt abgefasst hat.

Den Beginn machte auch diesmal gewiss wieder die Kette der Rechtfertigungen, die er ihrem Tun seit je unterschoben hatte, angefangen vom Willen zur Verteidigung der europäischen Kultur mitsamt den Verdammungsurteilen über den Westen, der aus blindem Hass gegen das Reich die tödlich drohenden Gefahren geleugnet und den alten Kontinent den asiatischen Horden ausgeliefert habe, bis hin zur Kritik an den eigenen Reihen, die nicht nur vom Dauerverrat der alten Schichten geschwächt, sondern auch unfähig zum totalen Krieg gewesen seien. Und das alles begleitet und gesteigert durch die hochgezogenen Bilder vom Weltenringen zwischen den luziferischen Mächten des Abgrunds auf der einen und den Heerscharen der Ordnung wie der Gerechtigkeit auf der anderen Seite mit Hitler als dem Feldherrn-Messias. Es war noch einmal der stete Rückgriff auf religiöse Wendungen und Metaphern, mit denen er, fast zwanzig

Jahre zurück, den Führermythos begründet und übermächtig gemacht hatte. In kürzester Zeit, so mochte er, wie manches Mal bereits, blasphemisch geschlossen haben, wenn Europa bolschewistisch geworden sei, werde man sich des Führers verlangend erinnern, weil er noch einmal den Weg nach Golgatha beschritten und sein Leben hingegeben habe zur Erlösung der Welt.

Am Abend ging Magda Goebbels zu ihrer Wohnung im Vorbunker hinüber. Mehrfach bereits war sie mit Hitlers Begleitarzt Dr. Stumpfegger und dem Adjutanten der SS-Sanitätsverwaltung Dr. Kunz zusammengetroffen, um in Erfahrung zu bringen, wie ihre Kinder rasch und schmerzlos getötet werden könnten. Auch hatte sie Hanna Reitsch ein Schreiben an ihren Sohn aus erster Ehe, Harald Quandt, mitgegeben, das ihre Entscheidung zu begründen versuchte. Sie habe sich entschlossen, schrieb sie, ihrem nationalsozialistischen Leben «den einzig möglichen, ehrenvollen Abschluss zu geben». Dann war sie fortgefahren: «Du sollst wissen, dass ich gegen den Willen Papas bei ihm geblieben bin, dass noch vorigen Sonntag der Führer mir helfen wollte, hier herauszukommen. Es gab für mich keine Überlegung. Unsere herrliche Idee geht zugrunde, mit ihr alles, was ich Schönes, Bewundernswertes, Edles und Gutes in meinem Leben gekannt habe. Die Welt, die nach dem Führer und dem Nationalsozialismus kommt, ist nicht wert, darin zu leben, und deshalb habe ich die Kinder hierher mitgenommen. Sie sind zu schade für das nach uns kommende Leben, und ein gnädiger Gott wird mich verstehen, wenn ich selbst ihnen die Erlösung geben werde.» Dass sie und die Familie zusammen mit dem Führer ihr Leben beenden könnten, sei «eine Gnade des Schicksals», mit der sie niemals zu rechnen gewagt habe.



Das Ehepaar Goebbels mit den sechs Kindern, die später im Bunker von Magda Goebbels getötet wurden, sowie mit ihrem Sohn aus erster Ehe, Harald Quandt. Quandt überlebte; er befand sich zu dieser Zeit in Kriegsgefangenschaft.

In einer kurzen Ergänzung hatte Goebbels hinzugefügt, er und sie alle wollten ein Beispiel geben, an dem sich Deutschland, wenn der furchtbare Krieg erst überstanden sei, wieder aufrichten könne. Er, sein Stiefsohn, solle sich nicht vom «Lärm der Welt» verwirren lassen: «Die Lügen werden eines Tages in sich zusammenbrechen, und über ihnen wieder die Wahrheit triumphieren. Es wird die Stunde sein, da wir über allem stehen, rein und makellos ...»

Am Abend des 1. Mai brachte Magda Goebbels ihre Kinder mit einem Schlaftrunk zu Bett, liess ihnen womöglich noch eine Morphiumspritze geben und träufelte ihnen anschliessend, im Beisein von Dr. Stumpfegger, Blausäure in die aufgehaltene Mäuler. Nur die älteste Tochter Helga, die schon in den zurück-

liegenden Tagen unruhig gefragt hatte, was mit ihnen allen geschehen werde, scheint sich gewehrt zu haben, jedenfalls deuten die Prellungen, die der Körper des zwölf Jahre alten Mädchens aufwies, darauf hin, dass ihm das Gift nicht ohne Anwendung von Gewalt eingeflösst worden war. Grau im Gesicht und mit den Worten «Es ist vollbracht!» kam Magda Goebbels in den Tiefbunker, wo ihr Mann sie erwartete, ging mit ihm in seinen Wohnraum und legte weinend eine Patience.

Später fanden sich auch Bormann und Artur Axmann ein, und Magda Goebbels forderte sie zum Bleiben auf: «Wir wollen noch einmal so zusammensitzen», sagte sie, «wie es in der Kampfzeit üblich war.» Eine Zeitlang sassen sie um den Tisch und tauschten Erinnerungen an die Jahre aus, als sie es noch mit schwachen Gegnern und grossen Hoffnungen zu tun gehabt hatten. Dann und wann wurden die Erzählungen durch einen Bunkerbewohner unterbrochen, der zum Abschied vorbeikam. Seinem Adjutanten, dem SS-Hauptsturmführer Günter Schwägermann, hatte Goebbels schon zuvor das Versprechen abgenommen, für die Verbrennung ihrer Leichen zu sorgen.

Gegen halb neun Uhr erhob er sich unvermittelt und ging zur Garderobe hinüber. Er setzte seine Mütze auf, zog die Handschuhe an und begab sich schweigend, zusammen mit seiner Frau, vorbei an ein paar Herumstehenden, zum Bunkeraufgang. Magda Goebbels hatte Hitlers Goldenes Parteiabzeichen angelegt, das ihr drei Tage zuvor von diesem überreicht worden war. Nur einmal, schon am Fuss der Treppe, sagte Goebbels noch ein paar Worte zu dem Telefonisten Rochus Misch, der sich dort eingefunden hatte: Er brauche ihn jetzt nicht mehr. Halb schon im Abgehen fügte er hinzu: «Les jeux sont faits.»

Oben, am Ausgang angekommen, verhielt das Paar einen unmerklichen Augenblick und trat dann im Feuerschein der ringsum lodernden Brände ins Freie. Als Schwägermann vom Treppenhaus her einen Schuss zu hören glaubte, gab er den bereitstehenden SS-Männern ein Zeichen, und gemeinsam trugen sie mehrere Benzinkanister die Stufen hinauf. Da Goebbels verlangt hatte, vor der Verbrennung sicherzustellen, dass er und seine Frau tatsächlich tot seien, liess Schwägermann einen Wachposten kommen, der ein oder zwei Schüsse gegen die dicht am Ausgang liegenden Leichen richtete. Dann kamen einige Ordonnanzen hinzu, übergossen die Toten mit Benzin und steckten sie in Brand. Eine fauchende Feuerwolke hüllte gleich darauf die Körper ein, erlosch aber auch diesmal wieder nach wenigen Minuten. Doch war inzwischen jedermann mit seinem Entkommen beschäftigt, und niemand kümmerte sich mehr um die halbverkohlten Überreste im Garten der Reichskanzlei.

Nachdem sie ein paar Dinge geordnet, die wichtigsten Akten verbrannt und sich mit dem Nötigsten versorgt hatten, versammelten sich die Zurückgebliebenen im Vorbunker. Um die Räume, die während der vergangenen Monate nicht nur die Befehlszentrale des Reiches, sondern auch Hitlers private Behausung gewesen waren, dem Feind nicht unversehrt in die Hände fallen zu lassen, gab Mohnke den Befehl, den Führerbunker in Brand zu setzen. Schwägermann und einige SS-Dienstgrade schafften daraufhin noch einmal Benzin herbei, gossen es im Arbeitsraum Hitlers aus und zündeten es an. Da sie aber beim Verlassen des Bunkers die abgedichtete Stahltür verschlossen hatten und die Ventilation abgeschaltet war, konnte sich das

Feuer nicht ausbreiten und hinterliess nur einige geschwärzte Möbel sowie zahlreiche Brandflecken.

Unterdessen teilte Mohnke den zusammengerufenen Kommandeuren der im Regierungsviertel stationierten Einheiten die wichtigsten Ereignisse der vergangenen Stunden mit. Er unterrichtete sie über Himmlers Verrat und die Exekution Fegeleins, die Hochzeit und den Selbstmord des Ehepaars Hitler sowie der Familie Goebbels, die gescheiterten Entsatzversuche durch Wenck, Steiner, Holste und Busse sowie die ergebnislos abgebrochenen Verhandlungen zwischen Krebs und Tschuikow. Anschliessend schickte er die bestürzte Offiziersrunde, die von diesen Vorkommnissen nur vereinzelt und allenfalls gerüchtweise gehört hatte, mit dem Bemerken zu ihren Einheiten zurück, dass der Stadtkommandant General Weidling verfügt habe, die Kämpfe eine Stunde vor Mitternacht einzustellen. Jeder Verband, setzte er hinzu, solle versuchen, sich nach Norden durchzuschlagen und, wenn möglich, den Befehlsraum der Regierung Dönitz zu erreichen.

Kurz vor elf Uhr begann der Auszug der Bunkerbewohner. Krebs und Burgdorf blieben zurück. Mohnke hatte zehn Gruppen zu jeweils zwanzig oder mehr Personen gebildet. Im Abstand von wenigen Minuten kamen sie aus dem Kellerfenster unterhalb des Führerbalkons an der Reichskanzlei hervorgekrochen, überquerten den verwüsteten, von Bränden taghell erleuchteten Wilhelmplatz und verschwanden dann, rutschend und stolpernd, im schuttüberhäuften Eingang zum U-Bahnhof «Kaiserhof». An den Gleisen entlang machten sie sich gleichsam unter den russischen Linien auf den Weg zur Station «Friedrichstrasse» und von dort, so war es geplant, im U-Bahn-Tunnel unter der Spree zum Stettiner Bahnhof. Der blasse Schein der Taschenlampen, die einige dabei-

hatten, fiel auf Tote, Verwundete oder Schutzsuchende, die dicht zusammengedrängt an den Schachtwänden oder auf den Schwellen kauerten, überall lagen Uniformteile, Gasmasken, Munitionskästen und Unrathaufen herum. Nahe dem U-Bahnhof «Stadtmitte» war in einem abgestellten Wagen ein Verbandsplatz eingerichtet, in dem ein paar Ärzte bei Kerzenlicht Verwundete und Sterbende versorgten.

Die erste Gruppe mit Günsche, Hewel, Voss und den Sekretärinnen führte Mohnke selber, die zweite Rattenhuber, und der dritten Gruppe, die Naumann übernommen hatte, gehörten Baur und der in der Uniform eines SS-Generals erscheinene Martin Bormann an, der noch am Morgen Dönitz in einem Funktelegramm mitgeteilt hatte, dass er «so schnell wie möglich» zu ihm kommen werde. Hitlers Fahrer Erich Kempka führte eine Gruppe, die überwiegend aus Mannschaftsgraden und dem Personal der Reichskanzlei bestand und an die hundert Personen umfasste.

Die ursprüngliche Absicht, Verbindung untereinander zu halten, stellte sich bald als undurchführbar heraus. Schon unmittelbar nach dem Einstieg in den U-Bahnschacht riss der Zusammenhalt ab, und wenig später fielen in der lichtlosen Tunnelwelt auch die einzelnen Gruppen auseinander. Einige der Ausgebrochenen lösten sich aus ihrem Verband und versuchten an einem der Stationsaufgänge ins Freie zu kommen, wurden aber vom fortdauernden Beschuss und den Steinschauern überall in die Schächte zurückgetrieben. Der im Verlauf der Vorgespräche entwickelte Plan, durch die russischen Linien hindurchzusickern und sich im Norden der Stadt, vor oder bei Oranienburg, einer vermeintlich weiterkämpfenden Einheit anzuschließen, erwies sich angesichts der Umstände als vollkommen widersinnig.

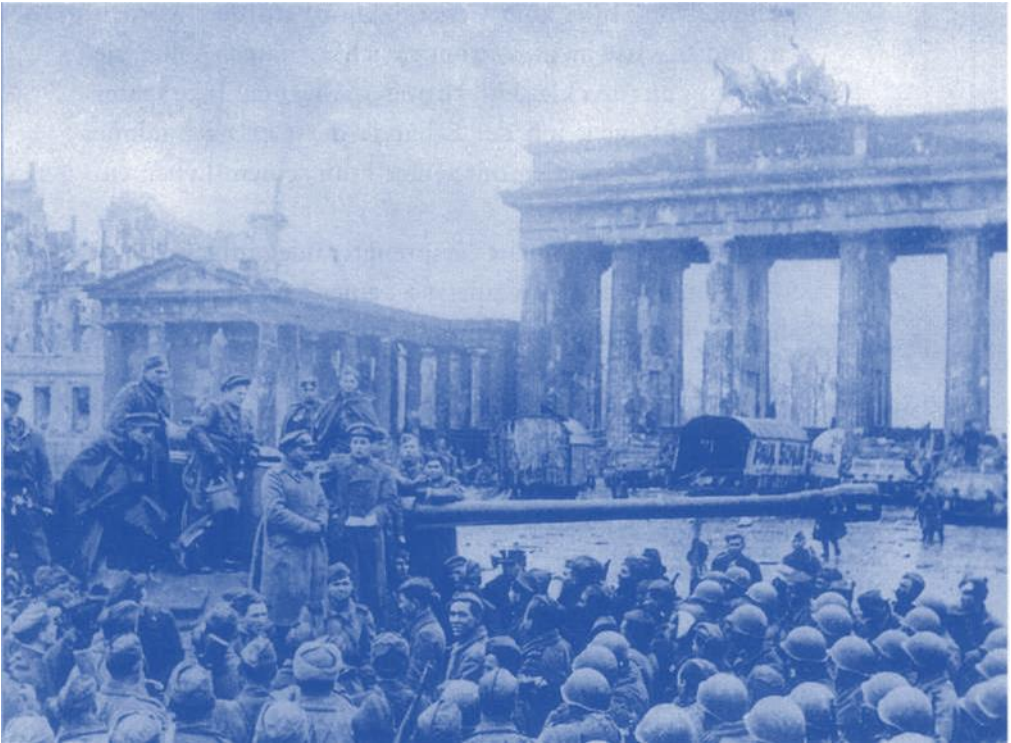
Im Herumirren stiessen einige der am Ausbruch Beteiligten irgendwo wieder aufeinander. Bormann wurde gegen zwei Uhr nachts erschöpft und unschlüssig auf der Stein-
treppe eines Hauseingangs in der Chausseestrasse gesehen. Andere schlugen sich auf Trampelpfaden, durch Keller-
fluchten und über Hinterhöfe zu der Schultheissbrauerei an der Schönhauser Allee durch, die als einer der vorläufigen
Sammelpunkte bezeichnet worden war. Viele kamen in den noch immer anhaltenden, oftmals Panzer gegen Panzer ge-
führten Strassenschlachten oder Häuserkämpfen um. An der Weidendammer Brücke fielen Högl und Hitlers zweiter
Flugkapitän Betz; Walter Hewel verübte, womöglich auf-
grund eines ihm von Hitler abverlangten Versprechens, in der Weddinger Brauerei Selbstmord.

Eine grössere Gruppe, zu der Mohnke mitsamt seinem Stab sowie Günsche, Baur, Linge, Rattenhuber, Voss und andere gehörten, geriet im Lauf des folgenden Tages in so-
wjetische Gefangenschaft, wieder anderen wie Axmann, Schwägermann oder den Sekretärinnen des Bunkers gelang es, sich nach Westen durchzuschlagen. Als die Russen die
Reichskanzlei besetzten, stiessen sie im Tiefbunker auf die Generale Burgdorf und Krebs, die, eine Vielzahl halbgeleer-
ter Flaschen vor sich, tot am Kartentisch sassen. Martin Bor-
mann galt lange als verschollen. Doch schon bald nach dem Krieg gingen Hinweise um, dass er zusammen mit dem SS-
Arzt Dr. Stumpfegger in der Nähe des Lehrter Bahnhofs Selbstmord begangen habe. Zu Beginn der siebziger Jahre bestätigte ein Skelettfund die Aussage. Später wurden die
inzwischen eingeäscherten Überreste über der Ostsee ver-
streut.

Trotz der «Aufforderung» Weidlings, den Widerstand einzustellen, gingen an einigen Punkten der Stadt die Kämpfe während des ganzen 2. Mai weiter und endeten auch am darauffolgenden Tag noch nicht. Aber die Brände hörten auf oder erstickten in den schwarzen Rauchschwaden, die überall aus den Trümmern aufstiegen. Einen Teil der Offiziere hatte die Nachricht von der Kapitulation aufgrund der zusammengebrochenen Leitungen nicht erreicht, andere beriefen sich auf die letzttergangene Anweisung, ihre Stellung um jeden Preis zu halten, und verwiesen darauf, dass Aufrufe oder blosses Hörensagen nichts bedeuteten; als Soldaten brauchten sie Befehle.

Einige verlorene, im Ganzen immerhin nach ein paar Tausenden zählende Haufen betrachteten alle Verhandlungen als «Verrat» und waren zum Weiterkämpfen entschlossen. Noch am 2. Mai sprengte eine dieser Einheiten den Tunnel unter dem Landwehrkanal, in den sich ungezählte Verwundete und schutzsuchende Zivilisten geflüchtet hatten. Doch die grosse Katastrophe blieb aus, weil die Wassermassen sich rasch verließen: Selbst die Natur sei des ewigen Mordens müde, sagten die Leute.

Anderswo fuhr ein Kampfverband in den unterirdischen Schächten leichte Geschütze auf und feuerte alles, was an Munition verblieben war, gegen die anstürmenden Sowjettruppen. Eine Gruppe von SS-Leuten verlangte in der Kantine ihrer Unterkunft die Ausgabe sämtlicher Alkoholvorräte und lief dann betrunken, wie es in einem Bericht heisst, «unter die Ketten der Panzer». Gespenstischerweise waren eines Morgens, kurz vor der Einnahme des Regierungsviertels durch die Sowjettruppen, alle Gebäude und Mauerreste im Umkreis der Reichskanzlei mit Hakenkreuzfahnen behängt. Der erste Verdacht richtete sich ge-



Am 2. Mai 1945, während an vereinzelten Punkten der Stadt noch gekämpft wird, spricht der Dichter Jewgeni Dolmatowski vor dem Brandenburger Tor zu einer Gruppe sowjetischer Soldaten.

gen eine geheime, womöglich kommunistische Widerstandsgruppe, die den Eroberern das Ziel allen Kämpfens kenntlich machen wollte. Aber bald stellte sich heraus, dass der zuständige Abschnittskommandant, der siebenundzwanzig Jahre alte, hochdekorierte Oberst Erich Bärenfänger, ein Lager mit Fahnen entdeckt und beschlossen hatte, sie dem Gegner als eine Geste der Todesbereitschaft entgegenzuhalten. «Wir haben in guten Zeiten unter dieser Flagge gekämpft», erklärte der junge Offizier, der noch an ei-

nem der letzten Apriltage von Hitler zum Generalmajor befördert worden war, und er wisse nicht, warum er sich «schämen sollte, sie jetzt, wo es uns dreckig geht, zu zeigen». Wenige Tage später setzte Bärenfänger, um der Schande der Gefangennahme zu entgehen, zusammen mit seiner Frau seinem Leben ein Ende.

Eine Minderheit zumeist versprengter oder aufgeriebener SS-Einheiten schloss sich zuletzt zu einer Kampfgruppe zusammen und versuchte den Durchbruch durch die russischen Linien. Zu den verbissensten Verteidigern der Stadt zählten die Reste der französischen SS-Division «Charlemagne», die vor allem im Bereich des Luftfahrtministeriums erbarmungslosen Widerstand leisteten. Aber auch niederländische und skandinavische SS-Verbände sowie ein inzwischen kaum hundert Mann starkes lettisches Korps setzten sich schon deshalb bis nahe an die Selbstvernichtung zur Wehr, weil sie nie Gefangene gemacht hatten und jetzt nichts anderes als ihr eigenes Schicksal erwarteten.

Die Masse mied die Gegenden, in denen noch gekämpft wurde. Aber auch sonstwo wagte sich niemand nach Einbruch der Dunkelheit auf die Strassen. Die Nächte der zerschlagenen Stadt waren erfüllt von beängstigenden Geräuschen: dem fernen, von gewitterähnlichen Blitzen begleiteten Grollen der Geschütze, unvermittelt hochjagendem Motorenlärm, vereinzelt Feuerstößen und, nahebei, den Schreien der Frauen. Gefallene Soldaten und Zivilisten lagen zu Hunderten in den Trümmern, doch kümmerte sich niemand darum.

Wer immer dazu in der Lage war, betrachtete den Krieg als beendet. Verschiedentlich sah man verloren herumstehende Wehrmachtsangehörige, die ihre Gewehre an den Rinnsteinen zerschlugen, ihre Handgranaten blind in die Ruinen schleuder-

ten oder aus verlassenem Fahrzeugen die Zündkabel rissen. Noch tagelang fielen, wie von unsichtbarer Hand berührt, ganze Häuserfassaden in sich zusammen. Nur allmählich belebten sich die äusseren, vor Tagen bereits eingenommenen Bezirke mit erschöpften, von der Überlebensnot gezeichneten Menschen, die in Koffern oder Rucksäcken ein paar gerettete Habseligkeiten mit sich führten. Überall verschwanden die Parteiabzeichen, Führerbilder und Hakenkreuzfahnen. Die Nachricht, dass Hitler sich umgebracht habe, fand wenig Glauben, da die offizielle Meldung, er sei, «bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend», gefallen, der noch immer verbreiteten Vorstellung genauer entsprach.

In den eroberten, vom Kampfgeschehen entfernten Stadtbezirken entwickelte sich zusehends eine Art regelloses Lagerleben. Patrouillierende Rotarmisten in erdbraunen Kitteln zogen durch die Strassen, vorbei an ausgeglühten oder im Schwelbrand rauchenden Trümmern, dessen Schwaden noch tagelang ganze Stadtteile verdunkelten. Auf vielen Plätzen lagerten biwakierende Truppen, häufig auch weibliche Soldaten darunter, die sich zwischen verbranntem oder umgestürztem Kriegsgerät zum Erinnerungsfoto aufstellten und ihre Lederpeitschen über das Pflaster knallen liessen. Andernorts warteten Gefangene in langen Reihen auf ihr Verhör, während aus einiger Entfernung noch das Aufblitzen der Mündungsfeuer kam. Auf ihrem Vormarsch hatten die sowjetischen Einheiten ganze Kuhherden requiriert, die nun irgendwo herumstanden, bis die Tiere eins ums andere geschlachtet und von tanzenden oder singenden Mannschaften über offenen Feuern gebraten wurden. Und überall, gezogen von zottigen Steppenpferden, die kleinen Panjewagen, behängt mit billigem Beutegut: mit Töpfen und Kleidungsstü-



Riesige graue Heerhaufen von Kriegsgefangenen, nach sowjetischen Angaben fast eine halbe Million, zogen am Ende der Schlacht aus dem zerstörten Berlin nach Osten.

cken, Giesskannen, Akkordeons, Puppen oder was sonst alles mitgegangen war. Manchmal auch Hundegespanne. Dazwischen, unablässig kreuz und quer fahrend, motorisierte Kuriere mit strengem Ausdruck. An jeder grösseren Strassenkreuzung waren Schilder in kyrillischer Schrift aufgestellt.

Gleichzeitig strömten an ausgewiesenen Sammelplätzen Tag und Nacht die Gefangenen zusammen. Heruntergekommen und übermüdet, oftmals mit weissen Armbinden, kamen sie aus Kellern, Erdlöchern oder Kanalisationsschächten hervor, viele alte Volkssturmmänner darunter, fünfzehnjährige Flakhelfer

sowie Verwundete auf Krücken oder mit blutdurchtränkten Verbänden. Stumm reiheten sie sich irgendwo ein und zogen dann, getrieben und eskortiert von siegesstolzen, vielfach bereits ordensgeschmückten Sowjetsoldaten, in riesigen, grauen Heerhaufen ab. Als die Dunkelheit hereinbrach, waren auch die Scheinwerfer wieder da: Mit aufgeblendetem Licht waren an den Ausfallstrassen allenthalben Truppenfahrzeuge und Zugmaschinen aufgefahren und tauchten die Szene in geisterhafte Helle. An den Rändern, im Schatten der Ruinen, standen kleine Gruppen meist älterer Frauen, sahen bedrückt die endlosen Kolonnen heranrücken, vorbeitrotten und irgendwo im Weiten verschwinden.

Auf die Nachricht von der Kapitulation brach in Moskau der Siegestaumel los. Unübersehbare Menschenmassen strömten auf die Strassen, schrien, warfen ihre Mützen hoch und umarmten sich. Der grosse Krieg war unter unermesslichen Opfern zu Ende gebracht. Allein die Schlacht um Berlin hatte die Rote Armee dreihunderttausend Tote gekostet. Auf deutscher Seite waren an die vierzigtausend Soldaten gefallen. Keine verlässliche Zahl nennt die zivilen Opfer. Fast eine halbe Million zog in die Gefangenschaft.

Kurz vor Mitternacht donnerten in Moskau vierundzwanzig Artilleriesalven aus über dreihundert Geschützen in den Nachthimmel, gefolgt von einem pompösen Feuerwerk. Die Stadt feierte die «historische Eroberung Berlins». Der Lärm hielt tagelang an. Er war bis in die Zellen des Butyrka-Gefängnisses zu hören, in das Weidling, zwei seiner Stabsoffiziere und einige ehemalige Bunkerinsassen eines ersten Gefangenentransports eingeliefert worden waren. Auch ein Gefreiter des Volkssturms war unter den Häftlingen. Zu seinem Unglück hatte er den Verdacht der Sow-

jets erregt, weil er, ähnlich dem neuen amerikanischen Präsidenten, Trumann hiess. Er war aber ein Zigarrenhändler aus Potsdam.

Am frühen Nachmittag des 2. Mai, kurz nach drei Uhr, hatte die Rote Armee, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stossen, die Reichskanzlei besetzt. Anders als die zahlreichen, bis in die Memoirenliteratur reichenden Darstellungen angeben, ist sie nicht im Sturm genommen worden. Den Quellen zufolge war der erste Rotarmist, der in den Bunker eindrang, Oberleutnant Iwan I. Klimenko, der für seine kühne Tat zum «Helden der Sowjetunion» ernannt wurde. Doch wie schon bei der Einnahme des Reichstags hatte es auch diesmal wieder einen «inoffiziellen» Ereignisverlauf gegeben, der das erwünschte Bild auf zweifache Weise störte.

Morgens gegen neun Uhr hatte der zurückgebliebene Cheftechniker des Tiefbunkers, Johannes Hentschel, vom Verbindungstunnel her weibliche Stimmen vernommen. Beim Herausreten aus dem Schalterraum sah er sich zu seiner Überraschung etwa zwölf uniformierten Russinnen gegenüber, die, wie sich alsbald herausstellte, einem Sanitätskorps der Roten Armee angehörten. Ihr aufgeregtes übermütiges Durcheinanderreden machte Hentschel klar, dass er nichts von ihnen zu befürchten hatte. Bei seinem Erscheinen wandte sich eine der Frauen, die offenbar die Anführerin der Gruppe war und fließend Deutsch sprach, an ihn und wollte wissen, wo Hitler sei. Doch schon die folgende Frage nach «Hitlers Frau» deutete an, was sie und ihre Begleiterinnen hergeführt hatte. Denn kaum hatte Hentschel ihm die erbetene Auskunft gegeben und sie, wie verlangt, in den

Ankleideraum Eva Brauns geführt, rissen sie den Schrank sowie die grosse Kommode auf und stopften, was immer ihnen brauchbar schien, in mitgeführte Taschen und Beutel. «Mit einem Freudengeheul», so hat der Ingenieur berichtet, kamen die Frauen wenig später zurück, schwenkten «mindestens ein Dutzend Büstenhalter» sowie andere spitzenbesetzte Wäschestücke durch die Luft und zogen schliesslich ausgelassen von dannen.

Auf ihrem Weg aus dem Bunker begegneten sie zwei inzwischen eingetroffenen sowjetischen Offizieren, die aber keine Notiz von ihnen nahmen. Auch sie fragten Hentschel nach dem Verbleib Hitlers und hörten seinem Bericht von der Hochzeit des Führers, dem Selbstmord und der Verbrennung der Leichen ebenso gespannt wie verblüfft zu. Anschliessend liessen sie sich die Räume der Familie Goebbels zeigen und schlugen nach einem kurzen Blick auf die toten Kinder entsetzt die Tür wieder zu. Später stellte sich heraus, dass sie, aller begründeten Vermutung nach, den Verbänden Marschall Konjews angehörten, die Stalin Tage zuvor angehalten hatte, weil Berlin Schukow gehören sollte. Aber das eine Vorkommnis verriet zuviel menschliche Schwäche, das andere zuviel Eigenmächtigkeit für die «Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges». Beide tauchen daher bis heute in keiner der sowjetischen Darstellungen über die Schlacht um Berlin auf.

Mit der Einnahme der Reichskanzlei begann zugleich ein Verwirrtheater mit zeitweilig burlesken Zügen, das nicht nur die Welt geraume Zeit zum Narren, sondern Hitler zugleich fiktiv am Leben hielt. In der Nähe des Bunkerausgangs hatten die Eroberer, neben zahllosen Toten im weiteren Bereich

des Gartengeländes, annähernd fünfzehn meist verbrannte oder verstümmelte menschliche Überreste gefunden. Eine vergleichsweise wohlerhaltene Leiche präparierten sie, womöglich mit Hilfe eines Maskenbildners, zum toten Hitler. Sie legten den Körper dekorativ zwischen die Trümmerbrocken und boten ihn am 4. Mai der Weltöffentlichkeit als spektakuläre Trophäe dar. Bald darauf indessen widerriefen sie die selbstverfertigte Sensation, sprachen zunächst von einem «Double» des Führers und schliesslich von einer «Fälschung». Eine Zeitlang wurde offenbar erwogen, einen weiteren, von irgendwoher beschafften Toten als Körper des deutschen Diktators zu präsentieren, doch fiel einem der hinzugezogenen Experten rechtzeitig auf, dass der Mann gestopfte Socken trug, was, wie jedem einleuchtete, denn doch Zweifel an der Identität der Leiche hätte wecken müssen. Wiederum etwas später streuten sie Gerüchte über einen neuerlichen Fund, den sie aufgrund der bisherigen Missgeschicke jedoch nicht offiziell als Leiche Hitlers deklarierten: «Der Tote lag», hiess es, «auf einer Decke, die noch rauchte. Das Gesicht war verkohlt, der Schädel von einer Kugel durchlöchert, doch die grässlich entstellten Züge gehörten unverkennbar Hitler an.»

Die Vorführung immer neuer Hitlerkopien brach jedoch Ende Mai unvermittelt ab, als Stalin sich der Sache annahm. Beim Besuch einer amerikanischen Regierungsdelegation mit Averell Harriman, Harry Hopkins und Charles Bohlen im Kreml sprach er von seiner Vermutung, dass Hitler keineswegs tot, sondern geflohen sei und sich zusammen mit Bormann und General Krebs an unbekanntem Ort versteckt halte. Als Stalin hier und da noch die Auffassung nachschob, dass der deutsche Führer mit einem Unterseeboot nach Japan entkommen sei, oder, bei ande-

rer Gelegenheit, Argentinien erwähnte und wiederum einige Zeit darauf vom Spanien Francos sprach, wurde mal diese, mal jene Version von beflissenen Austrägern als abschliessende, wenn auch nicht ganz unstrittige Ansicht ausgegeben.

Die tief im Wesen des Sowjetregimes verwurzelte Neigung zum Glauben an Verschwörungen, Hintertreppen und dunkle Machenschaften fand in der Geschichte vom rätselhaften Verschwinden Hitlers ein reiches Betätigungsfeld. Als bald stellten sich auch die Beweise dazu ein: dass der Diktator, wurde das eine Mal behauptet, jedem seiner Getreuen einen Eid abgenommen habe, der Welt gegenüber als persönliche Wahrnehmung anzugeben, wie er nach seinem Tod zusammen mit Eva Braun auf einen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt worden sei; oder dass er, wie ein andermal verlautete, seiner Umgebung befohlen habe, jede Spur über seinen Verbleib zu verwischen; dass in der Morgendämmerung des 30. April ein Kleinflugzeug mit drei Männern und einer Frau an Bord von der Ost-West-Achse in Richtung Hamburg gestartet sei, wozu sich dann die aus angeblich geheimdienstlichen Quellen stammende Information fügte, dass unmittelbar vor der Eroberung der Hansestadt durch die britischen Streitkräfte ein geheimnisvolles U-Boot mit unbekanntem Ziel abgelegt habe. Und so noch vieles.

Bald griff auch die westliche Sensationspresse das ebenso verlockende wie gewinnversprechende Thema auf und wusste bis in die neunziger Jahre immer neue Einzelheiten zu berichten: dass Hitler, als Frau verkleidet, einige Zeit nach seinem vermeintlichen Ende in Dublin gesehen worden sei; dass er, wie die Londoner «Times» mitteilte, seinen Abgang aus der Welt als aufseherregenden Theatercoup geplant und die Absicht gehabt habe, ein mit Sprengstoff gefülltes Flugzeug zu besteigen und sich über der Ostsee in die Luft zu sprengen. Anderswo kam der journali-

stische Erfindergeist noch einmal auf Stalins Verdrehungen zurück und enthüllte, Hitler habe seine letzten Lebensjahre unter dem reichlich einfältig erdachten Tarnnamen «Adilupus» im «Präsidentenpalast des Faschisten Franco» verbracht und sei dort am 1. November 1947 einem «Herzversagen» erlegen.

Die Wahrheit oder was belegbar war, geriet über alledem zunehmend in Vergessenheit. Ende April 1946 war am Gartenausgang des Führerbunkers eine Kommission der Roten Armee erschienen, um nach den durchsichtigen, allmählich auch die eigene Seite verwirrenden Farcen die unzweideutigen Tatbestände festzustellen. In ihrer Begleitung befanden sich einige Überlebende aus dem Bunker, die während der Eroberung der Stadt aufgegriffen worden waren. Filmkameras wurden aufgebaut und die Szene von der Verbrennung Adolf Hitlers und seiner Lebensgefährtin noch einmal in den Einzelheiten nachgestellt. Doch das Material verschwand, ebenso wie die in endlosen Verhören von Günsche, Linge, Rattenhuber und anderen erlangten Auskünfte, ungenutzt in irgendwelchen geheimen Archiven.

Auch die angeblichen Überreste Hitlers, Eva Brauns und einiger weiterer Bunkerinsassen waren nach Stalins Machtwort unbrauchbar geworden. Infolgedessen hatte man sie Ende Mai 1945 zunächst am Dienstsitz der Abteilung Gegenaufklärung im Raum Berlin-Buch verscharrt. Mit der Einheit zogen die Holzkisten, in denen sie verwahrt wurden, zunächst nach Finow, von dort nach Rathenow und schliesslich nach Magdeburg. Auf eine Anfrage hin entschied im März 1970 das Politbüro der KPdSU, die Überbleibsel «streng konspirativ» auszugraben und «durch Verbrennung endgültig zu vernichten». In dem Abschlussbericht über die «Operation Archiv» heisst es: «In der Nacht zum



Einer der zahlreichen Toten auf dem Gelände der Reichskanzlei, die in den ersten Maitagen von den sowjetischen Stellen als Leiche Hitlers ausgegeben wurden. In Wahrheit waren die Überreste des Diktators am Nachmittag des 30. April, den Befehlen entsprechend, verbrannt und aller begründeten Vermutung zufolge bis auf wenige Reste vernichtet worden.

5. April 1970» wurden «die Überreste vollständig verbrannt, dann zusammen mit Kohlestücken zu Aschepulver zerstampft, anschliessend in den Fluss geworfen.»

Die Frage bleibt, was in den Holzkisten verwahrt worden und über mehrere Stationen nach Magdeburg gelangt ist. Als am wahrscheinlichsten kann die Annahme gelten, dass die Abteilung Gegenaufklärung trotz ausgedehnter Bemühungen weder die Leiche Adolf Hitlers noch die seiner Frau je gefunden hat. Dafür sprechen nicht nur die Aussagen der Wachposten, die am Abend des 30. April 1945 noch einmal den Verbrennungsort aufgesucht und die Aschenreste vergraben zu haben behaupteten, sondern auch die mehr als zehn Stunden über den Tod Hitlers hinaus fortgesetzte Beschiessung der Reichskanz-

lei und des Gartengeländes. Sowohl die Sprenggranaten, von denen das Erdreich noch mehrfach umgepflügt worden war, als auch die Geschosse mit Flammenöl, die im Aufschlag explodierten und verheerende Brände auslösten, haben nach allem abwägenden Ermessen auch die letzten erkennbaren Rückstände beseitigt. Was im Geröll gefunden und halbwegs zweifelsfrei identifiziert wurde, waren nach den Bekundungen der hinzugezogenen Zahnärzte einzig einige Gebissterte Hitlers sowie «die untere Kunststoffbrücke Eva Brauns».

Ein weiterer Beleg für die Behauptung, dass die Leichen nie gefunden wurden, kann auch darin gesehen werden, dass die sowjetische Untersuchungskommission, anders als bei Joseph Goebbels und seiner Frau, die Überreste des Ehepaars Hitler niemals öffentlich zur Schau gestellt hat. Der Zahntechniker Fritz Echtmann, der einige Jahre lang als Zeuge in sowjetischer Gefangenschaft festgehalten worden ist, hat später ausgesagt, die russischen Untersuchungsbeamten hätten ihm im Mai 1945 «eine Zigarrenkiste» vorgelegt, in der sich neben dem Gebiss Hitlers und der Brücke Eva Brauns lediglich ein EK 1 befand sowie das Goldene Parteiabzeichen, das Magda Goebbels zuletzt getragen hatte. Vermutlich war es im Verlauf der tagelangen Suche im Geröll um den Bunkerausgang gefunden worden und schliesslich kurzerhand zum Abzeichen des Führers erklärt worden. Der Kisteninhalt bewahrte, wie mit einiger Gewissheit zu folgern ist, alles, was von Hitler übriggeblieben war.

ACHTES KAPITEL

Untergang einer Welt

Den Paradoxien der Geschichte folgend, hat Hitlers nahezu spurloses Verschwinden daran mitgewirkt, ihm ein seltsames Nachleben zu bereiten. In den Köpfen der einen wie der anderen ist er noch nach Generationen überaus gegenwärtig und gewinnt sogar mit zunehmender zeitlicher Entfernung beständig an Macht.

Was Hitler zu einer Erscheinung macht, wie es sie in der Geschichte tatsächlich «nie gegeben hat», geht insbesondere darauf zurück, dass er ohne jede zivilisatorische Idee war. Die erobernden Weltmächte vom alten Rom über das Römische Reich Deutscher Nation bis zum Frankreich Napoleons oder dem Britischen Empire haben, bei allen unverkennbaren Unterschieden, eine wie schwach auch immer entwickelte, auf den Frieden, den Fortschritt oder die Freiheit bezogene Menschheitsverheissung für sich reklamiert. Selbst Stalins blutige Despotie hat sich, wenn auch überaus fadenscheinig, mit einem Zukunftsversprechen drapiert. Die Gier und die Ruhmsucht, die fast durchweg der treibende Impuls für das Bestreben waren, fremde Völker zu unterwerfen, erhielten auf diese Weise eine gewisse Entlastung und am Ende nicht selten sogar eine Art Freispruch durch die Geschichte.

Hitler hingegen hat bei der Eroberung und Ausweitung der Macht auf alle ideellen Verbrämungen verzichtet und sie nicht

einmal als Herrschaftsmaskerade für nötig erachtet. Auch die Deutschen, die sich seit eh und je so viel auf den Gedanken zugute gehalten haben, den sie in jedem historischen Geschehen entdeckten oder am Werke sahen, sind in den Ermächtigungen, die sie dem Regime erteilten, keiner Idee gefolgt. Zu Hitler fiel ihnen tatsächlich, einem weitverbreiteten Wort der Zeit entsprechend, nichts ein. Alle gleichwohl unternommenen Versuche, ihm eine Epochenrolle anzudichten, blieben in bemühter Hilflosigkeit stecken. Was die Mehrheit mitnahm, überwältigte und allzulange in Bann hielt, war einzig Hitler selber, wie wenig geheuer er vielen auch zuzeiten erschien. Die unbändige Kraft, die ihn ein Leben lang vorwärtstrieb, war allein die vorkulturelle Maxime vom Recht des Stärkeren. Nur sie beschreibt Anfang und Ende dessen, was er als seine Weltanschauung ausgab.

Aus Hitlers darwinistischer Generalparole folgte eine Anzahl früh erworbener und starr behaupteter Vorstellungen, die durchweg auf Niederwerfung, Versklavung sowie «rassische Flurbereinigung» zielten und am Ende immer «Verbrannte Erde» zurückliessen. Niemals und nirgendwo hat er, selbst wo seine Armeen zunächst als Befreier begrüsst worden waren, eine Ungewissheit darüber entstehen lassen, dass er als Feind gekommen und als Feind zu bleiben gewillt war. Nahezu alle voraufgegangenen Welteroberer, die im Gedächtnis der Geschichte sind, haben es im Ablauf ihrer Herrschaft darauf angelegt, bei den Eroberten den Zweifel zu nähren, ob der Widerstand gegen den Eindringling ein höheres Recht in Anspruch nahm oder nur ein Versuch war, sich der Zukunft in den Weg zu stellen. Gegen Hitler durfte sich jede Gegnerschaft im Recht wissen. Sein Programm, hatte er schon früh geäussert, sei die «Formulierung ei-

ner Kriegserklärung ... gegen eine bestehende Weltauffassung überhaupt».

Was damit gemeint war, haben spätestens die zu Beginn der vierziger Jahre aufgezeichneten «Tischgespräche» sowie die «Monologe im Führerhauptquartier» enthüllt. In ihnen hat sich Hitler rückhaltloser als irgendwo sonst offenbart und, sooft sich die Gelegenheit ergab, jedwede Moral, Religion und Menschlichkeit mit höhnischen Ausfällen bedacht. In der Welt, wie sie war, erklärte er, galten nacktere Gesetze. Die Vorkehrungen, die eine jahrhundertealte Tradition geschaffen hatte, um den Menschen vor dem Menschen zu schützen, tat er als «Geschwätz der Schweinepfaffen» ab. Dergleichen ging nicht nur auf Betrug oder Feigheit zurück. Vielmehr lief es auf die «Ursünde» des Naturverrats hinaus. Der Verstoss dagegen bedeute nichts anderes als die Auflehnung «gegen ein Firmament», behauptete er, und am Ende beseitige man damit «nicht das Gesetz, sondern nur sich selbst». Diesem «eisernen Gesetz der Logik» gehorchend, habe er sich jedes Mitgefühl versagt und die Widerstände im Innern wie die Gegenwehr der «Fremdrassigen» mit aller Härte niedergeschlagen. «Die Affen zum Beispiel», erklärte er am 14. Mai 1942 im Führerhauptquartier, trampelten jeden «Aussenseiter als gemeinschaftsfremd tot. Und was für die Affen gelte, müsse in erhöhtem Masse für die Menschen gelten.» Weiter zurück hinter alles zivilisierte Denken ist in der Tat kein Gewalthaber je gegangen.

Bis zur bedingungslosen politischen und militärischen Gesamtkapitulation vergingen seit dem Tod Hitlers noch einige Tage. Das hatte seinen Grund nicht nur in den gebietsweise noch immer fortdauernden Kämpfen, sondern war auch auf

den Entschluss der Regierung Dönitz zurückzuführen, den Lauf der Dinge durch Teilkapitulationen zu verzögern, um so vielen Truppen und Zivilpersonen wie möglich den Übertritt in die von den Westmächten besetzten Teile des Landes zu ermöglichen.

Die Gesamtkapitulation erfolgte am 7. Mai nachts im Hauptquartier des amerikanischen Oberbefehlshabers, General Eisenhower, in Reims, nachdem zuvor schon eine Teilkapitulation gegenüber den britischen Streitkräften Feldmarschall Montgomerys stattgefunden hatte. Die Einstellung der Feindseligkeiten wurde für den 8. Mai um Mitternacht vereinbart. Da Stalin auf einer Kapitulation in Anwesenheit seiner höchsten Militärs bestand, wurde die Zeremonie am Ort des sowjetischen Oberkommandos in Berlin-Karlshorst noch einmal vorgenommen. Während der Verhandlung musste die deutsche Delegation in einem Nebenraum warten und wurde nur zur Unterzeichnung der Urkunde hinzugeholt. Keitel war mit Marschallstab und Goldenem Parteiabzeichen erschienen. Als einer seiner Begleiter im Verlauf des kurzen, förmlichen Hergangs aufseufzte, herrschte der Generalfeldmarschall ihn an: «Lassen Sie das!»

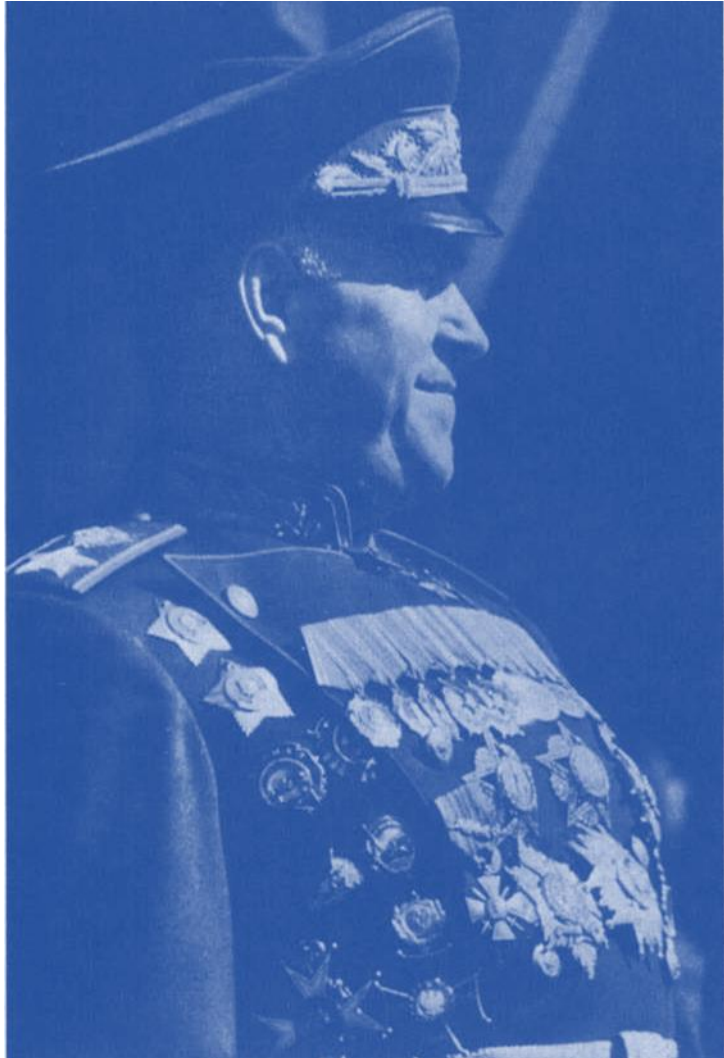
Nur allmählich kam im verwüsteten Berlin, befördert von der sowjetischen Militärverwaltung, das Leben wieder in Gang. Bergungskommandos suchten die unübersehbaren Trümmerhalden nach Toten ab und schafften sie auf Karren und Leiterwagen zu den überall ausgehobenen Massengräbern. Nebenan stocherten Räumtrupps nach Minen, die noch in allerletzter Stunde vergraben worden waren. Andere schafften die gewaltigen Schuttbrocken von den ruinenübersäten, teilweise in die unterirdischen Schächte weggebrochenen Strassen und machten



8. Mai 1945: Bedingungslose Kapitulation in Berlin-Karlshorst durch Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel als Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, der mit Marschallstab und Goldenem Parteiabzeichen erschienen war. Links neben Keitel Generaloberst Hans-Jürgen Stumpff als Vertreter der Luftwaffe, rechts Generaladmiral Hans Georg von Friedeburg als Oberbefehlshaber der Kriegsmarine.

sie notdürftig passierbar. Bis Ende Juni trieben Tag für Tag Leichen und Tierkadaver in den Gewässern. Als Harry L. Hopkins, der Berater zweier amerikanischer Präsidenten, in diesen Tagen nach Berlin kam und das Ausmass der Verheerungen sah, meinte er erschüttert: «Das ist das neue Karthago!» Jahrelang war die Stadt der Anziehungspunkt der zeitgemässen «Grand Tour» zu den Stätten der Zerstörung.

Anfang Juli rückten, wie vereinbart, die westlichen Alliierten in Berlin ein. Am 16. des Monats, einen Tag vor dem Beginn der Potsdamer Konferenz, besuchte Winston Churchill die Stadt. Mit grimmigem Stolz betrachtete er die im-



Marschall Georgi K. Schukow während der Siegesparade in Berlin.

mer noch machtvolle Ruine der Reichskanzlei und liess sich von einem sowjetischen Wachposten zum Gartenausgang hinter dem Gelände führen, wo Hitlers Leiche verbrannt worden war. Anschliessend wollte er den Tiefbunker besichtigen, in dem Hitler die letzten Monate verbracht hatte. Er folgte dem Rotarmisten einen Treppenabsatz nach unten. Doch als er hörte, dass zwei weitere Absätze folgten, kehrte er kopfschüttelnd um. Er war nicht gemacht für ein verkrochenes Dasein viele Meter unter der Erde und verlangte nicht einmal zu wissen, wie es dort gewesen war. Wieder am Tageslicht, liess er sich einen Stuhl kommen und hing einige Augenblicke seinen Gedanken nach, ehe er mit seinem Leibarzt schweigend nach Potsdam fuhr.

Es ist eine wirre Abfolge von Ereignissen, mit denen das Hitlerreich endet, und wie kaum eine Geschichte voll von Widerspruch, Verblendung und Drama. Der Betrachter begegnet unendlich vielen entsetzenbereitenden, auch tragischen Schicksalen. Dennoch tut er sich schwer, von einer Tragödie zu sprechen. Dazu war, zumindest im Blick auf die führenden Figuren des letzten Akts, zuviel Ergebung und blinde Unterwürfigkeit im Spiel. Keinen der Bunkeroffiziere streifte auch nur der Gedanke, Hitler während der Konferenz vom 22. April bei seinem Wort zu nehmen, dass der Krieg verloren sei. Vielmehr redeten die Keitel, Jodl, Krebs und andere verzweifelt auf ihn ein, den sinnlosen Kampf fortzusetzen. Desgleichen war keiner der hohen Militärs nach Hitlers Selbstmord bereit, die weisse Fahne aufzuziehen. Ganz im Gegenteil verschwiegen sie den Tod des «Führers», um den Widerstandswillen noch ein paar Stunden lang aufrechtzuerhalten. Sie nahmen dabei sogar in Kauf, dass



Trophäe des Sieges: ein Rotarmist mit einem bronzenen Hitlerkopf
Anfang Mai 1945.

Schukow und Stalin früher über das Ableben des Diktators informiert waren als Hitlers Nachfolger Dönitz.

Es war eine Gefügigkeit über jeden Begriff und alle Verantwortung hinaus. Sie liess keine Grundsätze mehr erkennen. Was stattdessen in der gesamten Szenenfolge vorherrscht und ungezählte Opfer kostete, waren ein in seiner Wahnwelt einge-

sperrter, niemals zu schreckender Wille auf der einen und allzuviel dressierte Willfährigkeit auf der anderen Seite. Es gab die Ausnahmen, doch hatte ihnen der Gang der Ereignisse, nicht ohne Folgerichtigkeit, nur Nebenrollen zugewiesen. Im Rampenlicht standen andere und sagten die immer gleichen dienernden Texte her. In den wirklichen Tragödien ist aber kein Platz für die Domestiken. Auch auf der Bühne der Geschichte nicht.

Wo immer man der Hinterlassenschaft Hitlers im Reden wie im Tun auf den Grund geht, schlägt der zutiefst nihilistische Ton durch, der seine gesamte Vorstellungswelt beherrschte. Fast auf den Tag genau drei Jahre vor seinem Ende im Berliner Bunker hatte er seine Tischgenossen im Führerhauptquartier beschworen, alle Kraft an den Sieg zu setzen; die grosse Chance dürfe nicht verspielt werden. Mit einer wegwerfenden Gebärde hatte er hinzugefügt, «man müsse sich immer wieder vor Augen halten, dass bei einem Verlust sowieso alles im Buddel sei». Er wusste, dass er die Brücken zur Welt abgebrochen hatte. Doch machte er sich aus den unvergesslichen Schocks, die von ihm ausgegangen waren, ein Verdienst zu recht. Die Folgen darüber hinaus kümmerten ihn nicht.

Seine Umgebung und viele der Mitlebenden dachten zunächst offenbar nicht anders. Jedenfalls glaubten sie, mit seinem Abgang sei Hitler aus der Welt. Am Abend des 30. April, als die Leiche zu einem Aschehaufen verbrannt war, kam der Angehörige des Reichssicherheitsdienstes Hermann Karnau noch einmal zum Turm des Gartenausgangs hinter der Reichskanzlei, wo der Rottenführer Erich Mansfeld Wache hielt. Er rief ihm zu, sein Dienst sei beendet, er solle herunterkommen. Und dann: Es sei «ja nun alles vorbei».

In Wahrheit war nichts vorbei. Vielmehr trat erst allmählich ins Bewusstsein, was genau genommen schon mit dem Aufstieg Hitlers dahingegangen und mit seinem Ende unwiederbringlich geworden war. Weit mehr jedenfalls als das Wahrnehmbare: die Toten, die Trümmerberge und die Verwüstungsspuren über den Kontinent hin. Womöglich eine Welt. Wie bei den wirklichen Untergängen stets mehr verlorengelassen als das, was allen sichtbar vor Augen liegt.

Bibliographie

Die Darstellung enthält keine Anmerkungen. Das heisst aber keinesfalls, dass nicht jedes Zitat oder jedes erwähnte Vorkommnis belegbar wäre. Vielmehr geht der Verzicht auf Quellenangaben auf das oftmals heillose und grossenteils nicht mehr aufklärbare Durcheinander der Zeugenaussagen zurück. Allzu häufig müssten einem Quellenhinweis eine und nicht selten auch mehrere abweichende Äusserungen oder Verlaufsbeschreibungen gegenübergestellt werden.

Im Vorwort ist bereits die überaus widersprüchliche Überlieferung selbst bei einem so wichtigen und für die unmittelbar Beteiligten auch einprägsamen Vorgang wie dem Selbstmord Hitlers vermerkt worden. Nicht einmal über die Frage, ob Hitler, als sein Kammerdiener Heinz Linge und Martin Bormann, dicht gefolgt von Hitlers persönlichem Adjutanten Otto Günsche, am Nachmittag des 30. April 1945 den Wohnraum des «Führers» betraten, auf dem Sofa neben Eva Braun angetroffen wurde oder auf dem danebenstehenden Sessel, hat sich Übereinstimmung gewinnen lassen. Vermehrt wird die Konfusion noch durch den Umstand, dass gelegentlich dieselben Personen in ihren Auskünften einen bestimmten Hergang unterschiedlich geschildert haben. So etwa bleiben Örtlichkeit und Ablauf des Empfangs zu Hitlers 56. Geburtstag im ungewissen, desgleichen die genaue Ereignisfolge anlässlich der dra-

matischen Konferenz vom 22. April und anderes mehr. Die Abweichungen betreffen meist nur Nebensachen. Der Chronist jedoch muss sie zur Kenntnis nehmen und strenggenommen jede noch so geringe Unstimmigkeit verzeichnen. Um die Darstellung nicht mit einem ausufernden Anmerkungsapparat zu belasten, wird hier jeweils der Version gefolgt, die von dem oder den glaubwürdigsten Zeugen stammt oder der Wahrscheinlichkeit am nächsten kommt. Wo immer sich in gewichtigeren Fragen gleichwohl Zweifel ergaben, ist im Text darauf hingewiesen.

Angesichts dieser Umstände bleibt erstaunlich, dass die Darstellung seit ihrer Veröffentlichung kaum nennenswerten Einwänden von Seiten noch lebender Zeugen ausgesetzt war. Eine korrigierende Zuschrift vermerkte, dass Göring seinen Jagdsitz Karinhall nicht selbst in die Luft gesprengt habe, sondern dass dies erst später durch eine am Ort verbliebene Einheit geschah. Der andere Hinweis stammt von einem zur Verteidigung des Berliner Reichstagsgebäudes eingesetzten Soldaten. Er bekundet, dass im Innern jene erbitterten Kämpfe nicht stattgefunden hätten, von denen die sowjetischen Quellen übereinstimmend sprechen. Tatsächlich lässt sich nicht ausschliessen, dass die an der Eroberung des Reichstags beteiligten Rotarmisten sich verpflichtet fühlten, dem Mythos vom dramatischen Ringen um den «deutschen Kreml» Tribut zu zollen. Denkbar ist aber auch, dass der erwähnte Wehrmachtsangehörige in einem Teil des weitläufigen Gebäudes eingesetzt war, der mehr oder minder kampflös in sowjetische Hände fiel.

Es dient gewiss der Orientierung des Lesers, wenn den im folgenden genannten Titeln der verwendeten Literatur einige Bemerkungen vorangestellt werden.

Die früheste, schon im Sommer 1946 unter dem Titel «Hitlers letzte Tage» publizierte Darstellung stammt von dem britischen Historiker Hugh R. Trevor-Roper. Sie stützt sich auf zahlreiche, noch im Sommer und Herbst 1945 vom Autor selbst vorgenommene Zeugenbefragungen. Zwar befanden sich viele denkbare Auskunftgeber zu jener Zeit bereits in sowjetischer Gefangenschaft; andere waren untergetaucht, und einige von ihnen hat Trevor-Roper selber aufgefunden gemacht. Unvermeidlicherweise enthält seine Darstellung jedoch die eine und andere Lücke oder, da Quervergleiche mit Aussagen Dritter damals noch kaum möglich waren, von den Befragten auch irreführend gemeinte Angaben. Diese vergleichsweise geringfügigen Mängel des Buches werden aber vollumfänglich wettgemacht durch den souveränen Überblick des Verfassers, seine Urteilssicherheit und seinen glanzvollen Stil.

Erst annähernd zwanzig Jahre später erschien eine Anzahl weiterer, im Unterschied zu Trevor-Ropers Darstellung historisch auch Wochen oder Monate früher einsetzender Gesamtdarstellungen. Sie konnten zudem zahlreiche Erinnerungen und Aufzeichnungen einbeziehen (G. Boldt, K. Koller, E. Kempka, E.-G. Schenck, H. Reitsch u.a.), die Trevor-Roper in dieser Form noch nicht zugänglich waren und das Bild um manchmal aufschlussreiche Einzelheiten erweitern. Es waren dann in den sechziger Jahren gleich drei historisch interessierte Publizisten, die sich von dem einzigartig dramatischen Stoff herausgefordert fühlten.

Den Anfang machte 1965 Erich Kuby mit einem zuvor in Teilen als «Spiegel»-Serie veröffentlichten Buch «Die Russen in Berlin 1945». Ihm folgte im Jahr darauf der bereits mit einem höchst erfolgreichen Report über die Invasion in der Normandie hervorgetretene Amerikaner Cornelius Ryan. Sein

Werk trug den Titel «Der letzte Kampf», und nur wenig später erschien von John Toland, einem ebenfalls bekannten amerikanischen Reporter, «Das Finale. Die letzten hundert Tage». Alle diese Darstellungen, denen sich schliesslich noch Tony le Tissier mit «Der Kampf um Berlin 1945. Von den Seelower Höhen zur Reichskanzlei» anschloss, beruhten ausser auf den inzwischen zugänglichen Erinnerungen auf umfangreichen Zeugenbefragungen.

Die durchweg hohe Lesbarkeit, die sie besaßen, ging nicht zuletzt auf das zurück, was sie an Genauigkeit sowie vor allem an historischer Tiefenschärfe vermissen liessen. Ungleich ertragreicher, auf neuerliche Befragungen überlebender Zeugen gestützt, war das Mitte der siebziger Jahre unter dem Titel «Die Katakombe. Das Ende in der Reichskanzlei» veröffentlichte Buch von Uwe Bahnsen und James R O'Donnell, das alle voraufgehend erwähnten Titel an Plastizität und informativer Dichte übertrifft.

Wie es zu gehen pflegt, hatten sich im Lauf der Jahre in die Darstellungen der Endphase des Dritten Reiches verschiedene Irrtümer eingeschlichen, die nicht selten von Buch zu Buch weitergereicht wurden. Zum überwiegenden Teil war das auf die oft widersprüchlichen Einlassungen der Beteiligten zurückzuführen. Es ist das Verdienst von Anton Joachimsthalers «Hitlers Ende. Legenden und Dokumente», diese Ungenauigkeiten, soweit möglich, richtiggestellt zu haben. Mit einer ungemainen, mitunter freilich etwas säuerlichen Pedanterie hat er die Befunde einander gegenübergestellt und das halbwegs Gesicherte herausgearbeitet. Seine Dokumentation betrifft indessen lediglich die Anlage des Führerbunkers, den Tod Hitlers sowie die noch immer nicht restlos geklärte Frage nach dem Verbleib der Leiche sowohl Hitlers als auch der seiner Ehefrau.

Überflüssig zu erwähnen, dass der vorliegende Text, vor allem mit Blick auf das Geschehen in Berlin, zahlreiche Tagebuchaufzeichnungen und Erinnerungsstücke einbezieht. Einige Sammlungen verdienen höchste Anerkennung. Zu nennen ist insbesondere Peter Gosztony «Der Kampf um Berlin 1945 in Augenzeugenberichten» sowie Bengt von zur Mühlen u.a. «Der Totenkampf der Reichshauptstadt». Darüber hinaus entstammen einige der verzeichneten Eindrücke noch den Berichten, die der Autor dem Kreis von Angehörigen und Freunden verdankt, die den Untergang miterlebten.

- Andreas-Friedrich, Ruth, «Schauplatz Berlin. Ein deutsches Tagebuch», München 1962
- Bahnsen, Uwe/O'Donnell, James P., «Die Katakombe. Das Ende in der Reichskanzlei», Stuttgart 1975
- Baur, Hans, «Ich flog Mächtige der Erde», Kempten 1956
- Below, Nicolaus von, «Als Hitlers Adjutant 1937-45», Mainz 1980
- Boldt, Gerhardt, «Die letzten Tage der Reichskanzlei», Zürich 1947
- Bormann, Martin, «The Bormann Letters. The Private Correspondence between Martin Bormann and his Wife from January 1943 to April 1945», hrsg. von H. R. Trevor-Roper, London 1954
- Bormann, Martin, «Le testament politique de Hitler», hrsg. von H. R. Trevor-Roper, Paris 1959
- Bourke-White, Margaret, «Deutschland, April 1945», München 1979
- Boveri, Margaret, «Tage des Überlebens», München 1968
- Gosztony, Peter (Hrsg.), «Der Kampf um Berlin 1945 in Augenzeugenberichten», Düsseldorf 1970
- Joachimsthaler, Anton, «Hitlers Ende. Legenden und Dokumente», München 1999
- Kardorff, Ursula von, «Berliner Aufzeichnungen», München 1964
- Kempka, Erich, «Ich habe Adolf Hitler verbrannt», München o. J.
- Koller, Karl, «Der letzte Monat. Die Tagebuchaufzeichnungen des ehemaligen Chefs des Generalstabes der deutschen Luftwaffe vom 14. April bis zum 27. Mai 1945», Mannheim 1949
- Kuby, Erich, «Die Russen in Berlin 1945», München 1965
- Müller, Rolf-Dieter/Ueberschär, Gerd R., «Kriegsende 1945. Die Zerstörung des deutschen Reiches», Frankfurt 1994

- Musmanno, Michael A., «In zehn Tagen kommt der Tod. Augenzeugen über das Ende Hitlers», München 1950
- Reitsch, Hanna, «Fliegen, mein Leben», Stuttgart 1951
- Ruhl, Klaus-Jörg, «Deutschland 1945. Alltag zwischen Krieg und Frieden in Berichten, Dokumenten und Bildern», Darmstadt/Neuwied 1984
- Ryan, Cornelius, «Der letzte Kampf», München/Zürich 1966
- Schäfer, Hans Dieter, «Berlin im Zweiten Weltkrieg. Der Untergang der Reichshauptstadt in Augenzeugenberichten», München 1985
- Schenck, Ernst-Günther, «Ich sah Berlin sterben. Als Arzt in der Reichskanzlei», Herford 1970
- Schroeder, Christa, «Er war mein Chef. Aus dem Nachlass der Sekretärin von Adolf Hitler», München 1985
- Springer, Hildegard, «Es sprach Hans Fritzsche. Nach Gesprächen, Briefen und Dokumenten», Stuttgart 1949
- Steiner, Felix, «Die Armee der Geächteten», Göttingen 1943
- Studnitz, Hans-Georg von, «Als Berlin brannte. Diarium der Jahre 1943 bis 1945», Stuttgart 1963
- Tissier, Tony le, «Der Kampf um Berlin 1945. Von den Seelower Höhen zur Reichskanzlei», Frankfurt/Berlin 1991
- Toland, John, «Das Finale. Die letzten hundert Tage», München/Zürich 1968
- Trampe, Gustav (Hrsg.), «Die Stunde Null. Erinnerungen an Kriegsende und Neuanfang», Stuttgart 1995
- Trevor-Roper, Hugh R., «Hitlers letzte Tage», Berlin 1965
- Tschuikow, Wassili L., «Das Ende des Dritten Reiches», München 1966
- Völklein, Ulrich (Hrsg.), «Hitlers Tod. Die letzten Tage im Führerbunker», Göttingen 1998
- zur Mühlen, Bengt von (Hrsg.), «Der Todeskampf der Reichshauptstadt», Berlin 1994

Register

- Adenauer, Konrad 10
Arnim, Bettina von 29
 Axmann, Artur 63, 114, 136,
 171, 175
Bahnsen, Uwe 202
Bärenfänger, Erich 177 f.
Baur, Hans 29, 118, 133-135,
 144, 174 f.
Below, Nicolaus von 7
Bernadotte, Graf Folke 114, 120
Bersarin, Nikolai E. 106
Betz, Georg 133, 175
Bismarck, Otto Graf von 48, 56
Blanter, Matwej I. 161-163
Bohlen, Charles 184
Boldt, Gerhard 201
Bonhoeffer, Klaus 89
Bormann, Gerda 44
Bormann, Martin 29 f., 42, 44,
 56-59, 63-65, 79f., 102, 114,
 133, 137-139, 144, 161, 167,
 171, 174f., 184, 199
Braun, Eva 59, 65, 117-119,
 123, 130-133, 144, 162, 183-
 188, 199
Braun, Margarete 117
Burgdorf, Wilhelm 29, 56-58,
 66, 75, 79, 91, 121, 128, 133,
 138, 164f., 173, 175
Busse, Theodor 20, 63, 72-77,
 81, 110, 173
Chaldej, Jewgeni 142
Christian, Eckhard 85
Churchill, Winston 98, 193
Dolmatowski, Jewgeni 177
Dombrowski, Inge 90
Dönitz, Karl 21, 60, 79, 123 f.,
 151, 163, 167, 173 f., 192,
 196
Echtmann, Fritz 188
Eisenhower, Dwight David 24,
 86, 192
Fegelein, Hermann 29, 79, 85,
 116-120, 173
Forster, Albert 156
François, Etienne 11
Friedeburg, Hans Georg von 193
Friedrich der Grosse 26, 32, 48,
 56, 137
Fritzsche, Hans 70, 163-165
Funk, Walther 97
Gall, Leonhard 27
Goebbels, Helga 170
Goebbels, Helmuth 137
Goebbels, Joseph 8, 25, 33,

39-42-, 44, 59f., 62.-65, 69,
 73, 77, 80f., 91, 94, 97, 100,
 102, 114, 116, 120-124, 128,
 132-138, 149f., 157, 162-172,
 183, 188
 Goebbels, Magda 133-135, 169-
 171, 188
 Goethe, Johann Wolfgang von 29
 Göring, Hermann 21, 59-63, 68,
 83, 94, 101-105, 114, 123
 Gosztony, Peter 203
 Graff, Anton 32, 135
 Grawitz, Ernst 108
 Greim, Robert Ritter von
 104 f., 114f.
 Guderian, Heinz 25, 36
 Günsche, Otto 119, 131-140, 144,
 174 f., 186, 199
 Haase, Werner 138
 Haffner, Sebastian 157
 Halder, Franz 153
 Harriman, Averell 184
 Haushofer, Albrecht 89
 Heidegger, Martin 93
 Heiden, Konrad 31
 Heinrici, Gotthard 17, 20-23, 39,
 63, 72f., 76f., 111-113
 Hentschel, Johannes 182 f.
 Hewel, Walter 69, 85, 129, 133,
 174f.
 Heydrich, Reinhard 49
 Himmler, Heinrich 21, 29, 43, 59,
 63, 81, 85, 89, 103, 114-116,
 119f., 123, 126, 167, 173
 Hindenburg, Paul von Benecken-
 dorff und von 100
 Högl, Peter 118, 133, 138f., 175
 Holste, Rudolf 110f., 128f., 167,
 173
 Hopkins, Harry L. 7, 184, 193
 Horthy, Nagybánya von 157
 Hübner, Rudolf 43
 Joachimsthaler, Anton 202
 Jodl, Alfred 73, 79-85, 101, 112,
 125, 128f., 158, 195
 Junge, Gertraud 134, 137
 Jüttner, Hans 117
 Kaether, Ernst 73
 Karnau, Hermann 144, 197
 Keitel, Wilhelm 39, 79-84, 101,
 110-113, 125, 129, 192f., 195
 Kempka, Erich 131, 139, 174,
 201
 Kesselring, Albert 60
 Klimentko, Iwan I. 182
 Koller, Karl 67 f., 85, 101, 115,
 201
 Konjew, Iwan S. 21, 23, 70f.,
 103, 183
 Krebs, Hans 23 f., 29, 39, 42, 57,
 68, 72f., 75-79, 91, 111, 116,
 121, 125, 129f., 133, 138,
 161-167, 173-175, 184, 195
 Kuby, Erich 201
 Kunz, Helmut 169
 Lammers, Hans-Heinrich 101
 Laval, Pierre 157
 Ley, Robert 8, 59, 97
 Linge, Heinz 133 f., 137-140,
 175, 186, 199
 Lorenz, Heinz 124
 Ludendorff, Erich 55
 Mansfeld, Erich 197
 Manteuffel, Hasso von 112
 Manziarly, Constanze 129
 Meinecke, Friedrich 47

Meissner, Otto 65
 Misch, Rochus 126, 171
 Model, Walter 25
 Mohnke, Wilhelm 60, 82, 91,
 109, 119, 125 f., 129 f., 150,
 161, 173-175
 Montgomery, Bernard Law 192
 Morell, Theodor 36, 65
 Müller, Heinrich 119
 Mummert, Hans 44
 Mussolini, Benito 52, 99, 128,
 134, 157
 Naumann, Werner 121, 168, 174
 O'Donnell, James P. 202
 Perels, Friedrich Justus 89
 Perewjorkin, S. N. 138
 Petacci, Clara 128

 Quandt, Harald *169t.*

 Rattenhuber, Johann 118, 129,
 133 f., 138, 143 f., 174 f., 186
 Reitsch, Hanna 104 f., 114 f.,
 169, 201
 Reymann, Hellmuth 38-41, 73
 Ribbentrop, Joachim von 59, 81,
 85, 102, 159
 Richelieu, Armand-Jean du
 Plessis, Herzog von 58
 Röchling, Hermann 68
 Rokossowski, Konstantin K. 71
 Roosevelt, Franklin Delano 26
 Ryan, Cornelius 201

 Schaub, Julius 82, 84
 Schenk, Ernst-Günther 203
 Schleicher, Rüdiger 89

 Schörner, Ferdinand 81, 124 f.
 Schukow, Georgi K. 16-23, 71,
 93, 103, 110, 143, 162, 164,
 183, 194, 196
 Schulze, Hagen 11
 Schwägermann, Günter
 171f., 175
 Speer, Albert 25-29, 56, 59, 63,
 90f., 103, 114, 117, 156
 Stalin, Josef W 18, 21, 23, 42,
 162, 183-186, 189, 192, 196
 Stauffenberg, Claus Graf
 Schenk von 8
 Steiner, Felix 69, 72-75, 78,
 110f., 115, 175
 Stumpfegger, Ludwig 169 f.,
 175
 Stumpff, Hans-Jürgen 193

 Taylor, Alan John Percivale 91
 Tissier, Tony le 202
 Tito, Josip 25
 Toland, John 202
 Tornow, Fritz 126
 Trevor-Roper, Hugh R. (Lord
 Dacre) 9f., 200 f.
 Tschuikow, Wassili I. 18-20,
 161-163, 173
 Voss, Hans-Erich 133, 174 f.

 Wagner, Richard 154
 Weidling, Helmuth 20, 63, 74 f.,
 H5f., 130f., 165-167, 173,
 176, 181
 Wenck, Walter 76, 80-83, 90,
 109 f., 125, 128-130, 173
 Wolff, Karl 156

Der Untergang

Regie Oliver Hirschbiegel
Drehbuch Bernd Eichinger



Traudl Junge (Alexandra Maria Lara) war von Dezember 1942 bis zum Ende Hitlers persönliche Sekretärin. Auf ihren Erinnerungen «Bis zur letzten Stunde» basiert, neben dem Buch von Joachim Fest, der Film «Der Untergang».





Adolf Hitler, gespielt von Bruno Ganz.

«Das ist wirklich Hitler – wenn man ihn sieht, beginnt man zu frieren. Das ist die Qualität, die ein Schauspieler haben muss, der Hitler darstellt. Allein die Erscheinung und die Autorität, die er ausstrahlt, die destruktive Energie, die aus einem ganz beiläufigen Wort von ihm ausgeht, die Verschlossenheit, die Menschenfeindlichkeit, der Menschenhass: das alles verschafft seiner Darstellung die hohe und zugleich erschreckende Authentizität.» Joachim Fest









Berlin ist eingekesselt, der Führer hat den «Fall Clausewitz» ausgegeben – alle Ministerien rücken ab, die Akten werden im Hof der Reichskanzlei vernichtet.

Soldaten schleppen Möbel und das Bild Friedrichs des Grossen in den Führerbunker.





Das letzte Aufgebot: Kinder sollen mit Panzerfäusten die Frontstadt Berlin verteidigen. Am 20. April 1945 dekoriert Hitler einige Hitlerjungen, unter ihnen ist Peter Kranz.

«Peter Kranz steht für viele Jungen, 11- bis 12jährige, die ältesten 14 Jahre. Peter ist hoch motiviert, schliesslich hat ihn der Führer selbst ausgezeichnet. Sein Vater ist kriegsversehrt, er will dieses sinnlose Verheizen von Kindern verhindern und steht dadurch in den Augen des eigenen Sohnes als Verräter da.» Bernd Eichinger



Albert Speer (Heino Ferch), der Architekt des Führers und sein Rüstungsminister.

Joseph Goebbels (Ulrich Matthes), Reichspropagandaminister, und seine Frau Magda (Corinna Harfouch).



Heinrich Himmler (Ulrich Noethen), Reichsführer der SS, kommt nur noch, um sich von Hitler zu verabschieden.

Der Arzt Prof. Schenck (Christian Berkel) kämpft inmitten von Chaos und Katastrophe um das Leben der Verwundeten.



Hitler mit dem «Germania»-Modell: «Also, Speer, die Bombenangriffe auf unsere Städte haben auch ihr Gutes. Es ist viel einfacher, nur den Schutt wegzuschaffen, als selbst alles niederzureissen. Wenn der Krieg erst mal gewonnen ist, dann wird das mit dem Aufbau ganz schnell gehen.»





SS-Gruppenführer Hermann Fegelein (Thomas Kretschmann), Himmlers Vertreter im Führerhauptquartier und Eva Brauns Schwager, hat unerlaubt die Bunkeranlage verlassen und gibt sich hemmungslos dem Defätismus hin.



*General Helmuth Weidling (Michael Mendl) im Gefechtsstand.
Hitler beordert ihn zu sich, um ihn erschiessen zu lassen, doch dann
ernennt er ihn zum Kommandanten der Verteidigung von Berlin.*

Die Familie Goebbels zieht in den Bunker: Helga, Hilde, Holde, Hedda, Heide und, der einzige Junge, Helmut, Jedes Kind sollte nur ein Spielzeug mitnehmen, mehr würde nicht gebraucht, hat der Vater verfügt.





«Nur immer rin in die jute Stube...» Der Höhlenkoller und die Ausweglosigkeit unterminieren die Moral – «ausser trinken kann man hier nicht mehr viel tun».



*«Mein Führer... Ich ... nach dem Rassengesetz bin ich verpflichtet...
also, ich muss Sie fragen... Mein Führer, sind Sie rein arischer Abstammung?»
Der herbeigeholte Standesbeamte Wagner traut Hitler und Eva Braun.*

*Ein Geburtstagskuchen für den Führer:
Eva Braun (Juliane Köhler)*





«Ich will sofort danach verbrannt werden und für immer unentdeckt sein.» Nach ihrem Selbstmord werden die Leichen Hitlers und Eva Brauns von Otto Günsche und Erich Kempka vor dem Bunker verbrannt.



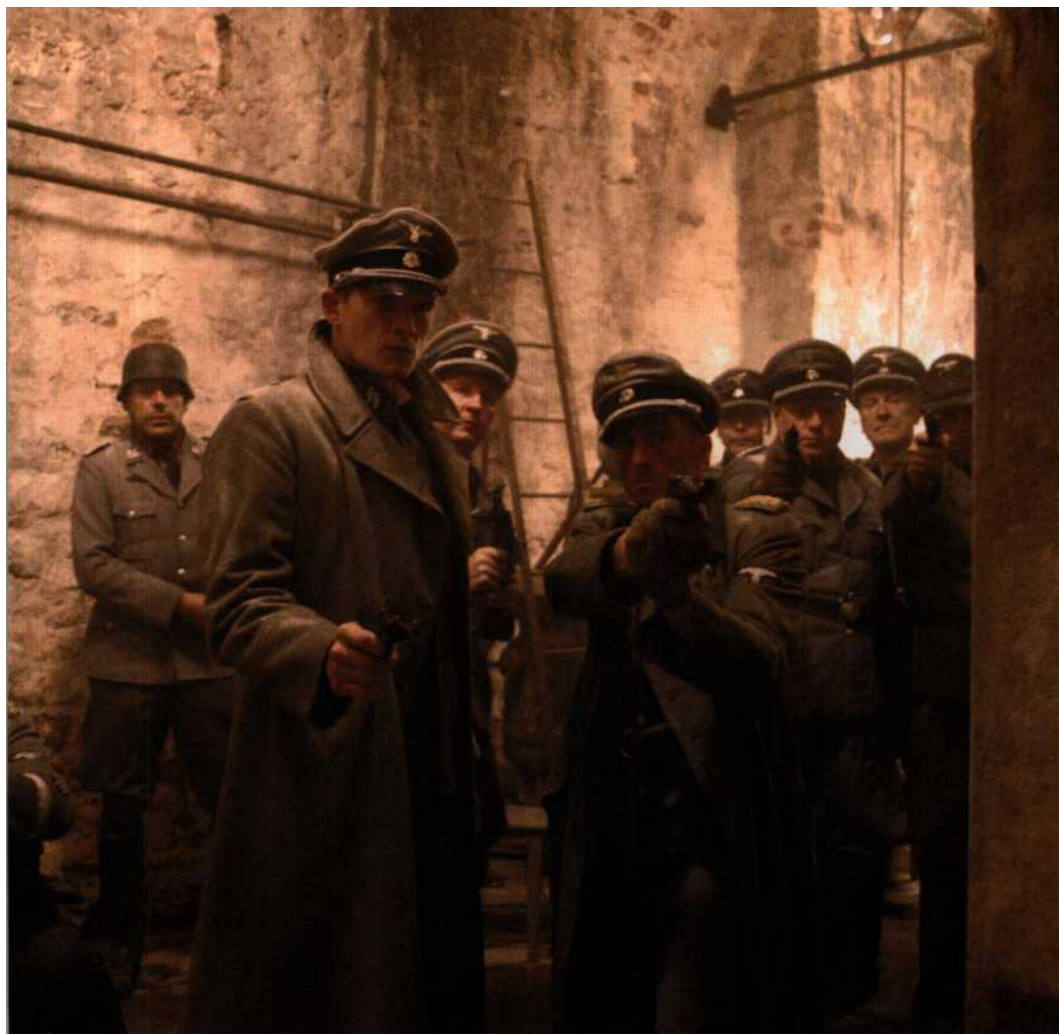
Ohne ein Wort, nachdem sie ihre Kinder getötet haben, erschießt Goebbels erst seine Frau, dann sich selbst. Die Ordonnanzen mit den Benzinkanistern stehen schon bereit.



Berlin im April 1945: ein Inferno.



*Wenn der «Henker» ein Haus verlässt, ist Schlimmstes zu befürchten:
Begleitet von SS-Leuten spürt er in den Strassen Zivilisten auf und
richtet sie gnadenlos hin. Auch Peters Eltern entgehen ihm nicht.*



*Das Ende im Keller der Schultheiss-Brauerei. «Wenn die Russen hier reinkommen, feuern wir unsere Magazine auf sie leer...»
Doch es kommt Oberst Clausen: «Die Kapitulation ist ausgesprochen, der Krieg ist aus.»*

Auf dem Weg in die Gefangenschaft: der Zug der geschlagenen Deutschen, angeführt von Otto Günsche (Götz Otto).



Die Rotarmisten haben einen Ring um das Gelände gezogen. Mit Peter an der Hand, die Mütze tief ins Gesicht gezogen, geht Traudl Junge unbehelligt durch die feindlichen Stellungen.





Traudl Junge und Peter Kranz haben es geschafft, sie sind der Hölle entkommen. Berlin ist ein einziges Trümmerfeld unter strahlendblauem Himmel.

1. TONMITSCHNITT AUS INTERVIEW «DER TOTE WINKEL»

Die wirkliche Traudl Junge als alte Frau (schwarzes Bild):

TRAUDL JUNGE (v.o.) Ich hab das Gefühl, dass ich diesem Kind, diesem kindischen jungen Ding böse sein muss oder dass ich ihm nicht verzeihen kann, dass es die, die Schrecken... dieses Monster nicht rechtzeitig erkannt hat. Dass es nicht durchschaut hat, in was es da hineingeraten ist. Und vor allem, dass ich so unüberlegt «ja» gesagt habe. Ich war ja, ich war ja keine begeisterte Nationalsozialistin. Ich hätte ja, als ich dann nach Berlin kam, sagen können, nein, ich will da nicht mitmachen und ich will auch nicht ins Führerhauptquartier geschickt werden. Ich hab's aber nicht gemacht. Aber da war die Neugier zu gross. Und irgendwie hab ich das auch nicht so, ich hab ja nicht gedacht, dass mich das Schicksal so vorantreibt an eine Stelle, die ich überhaupt nicht angestrebt habe. Und trotzdem, es fällt mir schwer, mir das zu verzeihen.

2. WALDWEG – AUSSEN – NACHT

Das Gesicht einer hübschen brünetten jungen Frau: Traudl Junge (22, damals noch Humps). Sie trägt ein gutsitzendes Schneiderkostüm der 40er Jahre und stolpert eilig mit ihren Stöckelschuhen hinter zwei Soldaten drein, die den schneebedeckten Waldweg notdürftig mit Taschenlampen beleuchten. Beide Männer tragen Stahlhelme und SS-Kampfanzüge mit geschulterter MP.

SOLDAT 1 Die Damen sind hier.

Erst jetzt erkennen wir im Dunkeln fünf weitere Damen zwischen 20 und 30 Jahren, alle sorgfältig frisiert und herausgeputzt. Auch sie haben Schwierigkeiten, auf dem vereisten Weg im Finstern Schritt zu halten. Der Trupp kommt vor der Schranke zum Stehen.

SOLDAT 2 Können passieren.

Die Schranke öffnet sich. Schrift-Einblendung:

NOVEMBER 1942

**FÜHRERHAUPTQUARTIER «WOLFSSCHANZE»,
RASTENBURG, OSTPREUSSEN**

Aus dem Dunkeln werden vage die Umriss eines niedrigen, verhältnismässig kleinen Bunkers erkennbar. Vor einem Eisentor stehen zwei bewaffnete Posten. Der eine öffnet die Tür und lässt Traudl und die fünf Damen, ohne dass ein Wort gesprochen wird, eintreten. Alles wirkt ziemlich unwirklich und konspirativ.

3. WARTEZIMMER/«WOLFSSCHANZE» – BUNKER – INNEN

Traudl und die Damen werden von Heinz Linge, 33, Hitlers Diener, in einen ca. 3 X4 Meter grossen Raum geführt, an dessen einer Seite eine Bank angebracht ist.

LINGE Bitte, meine Damen, nehmen Sie doch Platz.

Traudl und die anderen Damen nehmen nebeneinander auf der Bank Platz. Sie sind sichtlich nervös, nesteln an ihren Kleidern und versu-

chen nach dem nächtlichen Marsch ihre Frisuren zu ordnen. Sie sitzen wie aufgeregte Hühner auf der Stange. Traudl hat am äusseren Ende Platz genommen.

LINGE Ich muss Sie noch um einen kleinen Moment Geduld bitten...
Der Führer füttert eben noch seinen Hund. Er wird Sie in Kürze empfangen.

Eine der jungen Frauen hebt wie in der Schule die Hand.

HANNAH (Berliner Dialekt) Sag'n Se doch... Ick mein... Wie soll'n wa denn... wie begrüsst man eijentlich den Führer?

Linge lächelt sie an.

LINGE Der Führer wird Sie zuerst begrüssen, und Sie antworten dann nur «Heil, mein Führer».

TRAUDL Was is mit dem Hitlergruss?

Linge lächelt jetzt auch Traudl an.

LINGE Ich denke, meine Damen, das können wir uns schenken. Schliesslich sucht der Führer in Ihnen ja keine neuen Soldaten, sondern eine Sekretärin... Am besten benehmen Sie sich ganz natürlich, möglichst unbefangen...

Die jungen Frauen nicken beflissen und lächeln.

LINGE Wollen mal sehen, ob er Zeit für Sie hat.

Er geht zu einer hohen doppelflügeligen Tür und öffnet sie einen Spalt.

LINGE Mein Führer, die Damen aus Berlin sind da.

Er öffnet die Tür nun ganz, die Damen recken neugierig ihre Hälse. Aus dem hellerleuchteten Arbeitszimmer tritt Hitler in den Warteraum. Seine Erscheinung ist dynamisch und gepflegt. Zu seiner feldgrauen Uniformjacke trägt er schwarze Hosen. An seiner Jacke sind unpräzise das EK 1 und das Goldene Parteiabzeichen angebracht. Freundlich nähert er sich den jungen Frauen, die alle mit einem Ruck von der Bank hochschnellen. Hitler bleibt stehen und betrachtet die vor ihm stehenden Frauen mit einem seltsam anmutenden eindringlichen Blick. Seine Stimme ist tief und voll.

HITLER Ich möchte mich bei Ihnen bedanken, meine Damen, dass Sie gekommen sind... so mitten in der Nacht...
aber im Krieg ist man unglücklicherweise nicht immer Herr seiner Zeit.

Hitler streckt seine Hand aus und begrüsst die von Traudl aus am anderen Ende stehende Frau mit einem Händedruck. Er schaut ihr direkt in die Augen, was die junge Frau sichtlich nervös macht.

HITLER Darf ich fragen, wie Sie heissen?

MARGARETHE Ich heisse Margarethe Lorenz... (stottert)...

Heil... (räuspert sich) mein Führer.

HITLER Und wo kommen Sie her?

MARGARETHE Aus Fulda... Heil, mein Führer.

Hitler geht zur nächsten Frau, drückt ihr die Hand, wieder der eindringliche Blick direkt in die Augen.

HITLER Und Sie, wie heissen Sie?

URSULA Ich heisse Ursula Puttkammer... Heil, mein Führer...

Hitler unterbricht sie lächelnd.

HITLER ...Das können Sie ruhig weglassen, Kind... sagen Sie mir ganz einfach, woher Sie kommen.

URSULA Aus Frankfurt am Main, mein Füh...

Hitler ist schon bei der nächsten, Händedruck, tiefer Blick.

Dasselbe Ritual.

HANNAH Ick bin die Hannah Potrovsky, und ick bin jeborene Berlinerin... um ed genau zu sajn... orginal aus Pankow.

Sie lächelt Hitler gewinnend an, der ohne erkennbare Reaktion zur nächsten weitergeht. Dasselbe Ritual.

HEDWIG Hedwig Brandt aus Crailsheim... Schwaben.

Hitler geht weiter zu Traudl. Auch hier der forsche Händedruck und der durchdringende Blick.

HITLER Und wie heissen Sie?

TRAUDL Ich heiss Traudl Humps, ich komm aus München.

Hitler lässt ihre Hand los und betrachtet sie noch einen Moment.

HITLER Eine Münchnerin... aha...

Sein Blick geht noch einmal in die Runde, dann zurück zu Traudl.

HITLER Tja, Frl. Humps... dann woll'n wir mal...

Hitler dreht sich um und geht zurück ins Arbeitszimmer. Traudl

steht etwas verdattert da, bis Linge ihr ein Zeichen gibt, dass sie Hitler in sein Arbeitszimmer folgen soll. Linge schliesst hinter ihr die Tür.

4. HITLERS ARBEITSZIMMER/«WOLFSSCHANZE» – INNEN

Das Arbeitszimmer ist ein ziemlich grosser Raum, aber mit wenig Mobiliar. Hinter Hitlers Schreibtisch liegt in einer Kiste die junge Schäferhündin Blondi. Hitler geht auf Blondi zu und streichelt sie.

HITLER Meine Blondi tut Ihnen nichts. Sie hat einen ausgesprochen scharfen Verstand. Überhaupt ist sie viel klüger als die Menschen.

Hitler küsst seinen Hund und führt Traudl zu einem Schreibmaschinentisch.

HITLER Jetzt machen Sie es sich erst einmal bequem. Sie brauchen gar nicht aufgeregt zu sein... Ich mache bei meinen Diktaten selber so viele Fehler, so viele können Sie unmöglich machen.

Traudl legt mit etwas zittrigen Händen Papier in die Maschine ein.

HITLER Sie sind noch sehr jung, wie alt sind Sie denn?

TRAUDL 22, mein Führer.

Hitler geht zu seinem Schreibtisch und nimmt eine altmodische, billige Brille mit Nickelrand, die er sich aufsetzt. Er beugt sich über die Schreibtischplatte und beginnt das Diktat von dort liegenden handgeschriebenen Notizen.

HITLER Meine deutschen Volksgenossen und -genossinnen!
Parteigenossen...

Traudl beginnt hektisch auf die Tastatur einzuhacken. Mit verbissen konzentrierter Miene versucht sie dem Diktat zu folgen.

HITLER ...Es ist, glaube ich, etwas Seltenes, wenn ein Mann nach rund 20 Jahren vor seine alte Anhängerschaft hintreten kann und dabei in diesen 20 Jahren an seinem Programm keinerlei Änderungen vorzunehmen brauchte.

Hitler unterbricht und geht zu Traudl, die mit hochrotem Kopf zu Ende tippt. Hitler schaut Traudl über die Schulter auf das von ihr getippte Blatt. Auf dem Blatt stehen zwei Zeilen, die aussehen wie ein chinesischer Text, die Buchstaben ohne Sinn und Zusammenhang. Hitler sieht Traudl ruhig in ihre panischen Augen.

HITLER (freundlich) Ich würd sagen, das probieren wir gleich nochmal.

5. WARTEZIMMER/«WOLFSSCHANZE» – INNEN

Traudl tritt aus der hohen Doppeltür, die Linge hinter ihr schliesst. Neugierig blicken ihr die anderen Frauen entgegen, die noch immer auf der Bank warten. Traudl bleibt einen Moment in der Mitte des Raumes stehen, als wäre sie benommen. Plötzlich hellt sich ihr Gesicht auf.

TRAUDL Ich hab's geschafft! Er hat mich engagiert.

Nach einer «Schrecksekunde» springen die anderen fünf Mädchen auf und umarmen Traudl jubelnd.

6. VOSSSTRASSE/EINGANG NEUE REICHSKANZLEI – AUSSEN – DÄMMERUNG

Es ist früher Morgen. Dämmerung. Die Vossstrasse und der Platz vor der Reichskanzlei sind menschenleer und verlassen. Eine geisterhafte Stille. Überall zerbombte Häuser, auch die Neue Reichskanzlei ist durch Bomben beschädigt. Alle Fenster sind zertrümmert. Schuttberge und Krater überall.

Schrift-Einblendung:

**BERLIN, 20. APRIL 1945 – 56. GEBURTSTAG DES FÜHRERS
ADOLF HITLER – 2½ JAHRE SPÄTER**

Von der der Reichskanzlei gegenüberliegenden Seite nähern sich vier SS-Soldaten in voller Kampfausrüstung mit Stahlhelm, MPs etc. Je zwei schleppen jeweils ein riesiges, übermannsgrosses, verpacktes «Bild» wie zwei in den Wind gehaltene Segel. Wir erkennen aber schnell, dass in der Verpackung keine Bilder sein können, da die Pakete weitaus breiter als Bilder sind. Die Last muss wirklich schwer sein, da die Soldaten in der Mitte der Vossstrasse absetzen und verschnaufen müssen. Plötzlich hören sie ein entferntes Pfeifen, das orkanartig anschwillt. Die Soldaten schauen sich verblüfft an, lassen dann die «Bilder» fallen, die dumpf zu Boden poltern, und schmeissen sich bäuchlings in den Dreck der Strasse. Im selben Moment kracht mit unglaublicher Wucht eine Artilleriegranate in unmittelbarer Nähe ein. Eine massive Säule aus Schmutz und Trümmern fliegt hoch zum Himmel.

7. FÜHRERBUNKER/TRAUDLS ZIMMER

Traudl, Gerda Christian (ca. 30), die andere Privatsekretärin Hitlers, und Frl. Manziarly (Hitlers Diätköchin), deren Betten in drangvoller Enge in dem winzigen Raum zueinandergestellt sind, schrecken verstört aus dem Schlaf hoch. Draussen schlägt eine zweite Granate ein.

TRAUDL Das ist ja Artillerie!

GERDA Du spinnst doch. Woher sollen die mit Artillerie schiessen?

Ein erneuter Einschlag erschüttert den Raum.

FRAU MANZIARLY (österreichischer Akzent) Frau Junge, Sie ham recht.

Des sind keine Fliegerbomben, des is Artillerie. Des san die Russen. Des is ja a saubers Geburtstagsgeschenk.

8. FÜHRERBUNKER/HITLERS VORZIMMER

Hitler, in seinem üblichen grauen Feldrock und schwarzer Hose, stürmt ins Vorzimmer. Er ist unrasiert und sichtlich verstört. Er scheint in den wenigen Jahren plötzlich vergreist. Sein Gesicht ist aufgedunsen, seine linke Hand zittert. Martin Bormann, ein untersetzter, stiernackiger Mann von 45, in der braunen SA-Uniform mit der Hakenkreuzbinde am Arm, und General Burgdorf, 49, Chefadjutant der Wehrmacht, erwarten ihn stehend. Auch ihnen sieht man an, dass sie gerade aus den Betten kommen. Burgdorf beendet sein Telefonat und legt den Hörer auf das Telefon, das auf einem kleinen, mit Papieren übersäten Schreibtisch steht.

HITLER Burgdorf, was ist los? Woher kommt die Schiesserei?

BURGDORF Mein Führer, darf ich Ihnen zum Geburtstag gratulieren.

Ein vernichtender Blick Hitlers. Bormann lächelt still in sich hinein. Er hasst Burgdorf.

BURGDORF Mein Führer, das Zentrum von Berlin steht unter Artilleriebeschuss. Granaten sind in dichter Folge am Brandenburger Tor, am Reichstag und bis hin zum Bahnhof Friedrichstrasse eingeschlagen.

HITLER Von wo kommt der Beschuss?

BURGDORF Mein Führer, wir haben noch keine Meldung. Ich sprech grad mit Koller.

Hitler streicht sich das Haar glatt. Zu Burgdorf:

HITLER Koller, geben Sie mir Koller.

Während Burgdorf die Verbindung herstellt, betritt Krebs, 47, Chef des Generalstabs, eilig den kleinen Raum. Er ist noch dabei, seine Uniform zuzuknöpfen. Burgdorf reicht Hitler den Hörer.

HITLER (ins Telefon) Koller, Sie wissen, dass Berlin unter Artilleriefeuer liegt?

KOLLER Nein.

9. LUFTWAFFENSTÜTZPUNKT WILDPARK WERDER – INNEN – TAG

Die Szene wird zwischengeschnitten mit General Koller (Stabschef der Luftwaffe), der sich im Moment auf dem Gelände des Luftwaf-

fenstützpunktes Wildpark Werder zur Inspektion befindet.

HITLER Ja, sagen Sie, hören Sie den Beschuss nicht?

KOLLER Nein. Ich bin in Wildpark Werder.

HITLER Riesige Aufregung in der Stadt... Die Russen sollen eine Eisenbahnbrücke über die Oder haben.

KOLLER Der Feind hat keine Eisenbahn-Batterie über die Oder, (zu Hitler) Es handelt sich hier nicht um Fernfeuer. Der Divisionsgefechtstand der Flak am Zoo-Bunker meldet, dass es sich hier um Geschütze nur des Kalibers io bis 12 cm handelt. Die russische Batterie ist bei Marzahn in Stellung gegangen.

HITLER (ungläubig) Das sind ja nur 12 Kilometer bis zum Stadtkern. Ist der Russe schon so nah?

Bormann, Burgdorf und Krebs schauen sich verblüfft an.

HITLER (schreit unvermittelt) Man müsste die ganze Luftwaffenführung sofort aufhängen.

Hitler schmeisst wutentbrannt den Hörer auf die Gabel.

HITLER Das ist unerhört, unerhört. Der Russe steht 12 Kilometer vorm Stadtkern, und ich erfahre das sozusagen auf Nachfrage.

KREBS Mein Führer, vielleicht handelt es sich ja wirklich um Fernfeuer... Sie erwähnten eine Eisenbahnbrücke über die Oder...

HITLER (unwirsch) Ach, Unsinn...

10. NEUE REICHSKANZLEI/GROSSES ZIMMER – INNEN

In einem grossen Raum mit sehr hohen Wänden stehen etwa 50 Personen in kleinen Gruppen beieinander. Der Raum ist an mehreren Stellen beschädigt, die Decke ist an einer Stelle heruntergebrochen. Einige Fensterhöhlen sind lose mit Pappe zugenagelt.

Die Führung des Regimes steht hier zum letztenmal zusammen, die grosse Gratulationscour: Himmler, Bormann sowie die Spitzen der Wehrmacht Jodl, Keitel, Krebs, Burgdorf und die wichtigsten Gauleiter in ihren SA-Uniformen. Ordonnanzen reichen Champagner. Man steht in Gruppen beieinander, trinkt aus Champagnerbechern. Etwas abgesondert stehen Himmler und Fegelein, sein ständiger Vertreter bei Hitler. Fegelein ist gross, schlank, ein schneidiger Frauentyp. Himmler rückt sich seine Nickelbrille zurecht, nimmt dann ein weisses Taschentuch und betupft sich damit die Nase.

Szene wechselt zu:

Burgdorf und Bormann, der seinerseits zu Himmler schießt.

BORMANN Dieser Himmler, was für ein aufgeblasener
Hanswurst.

BURGDORF Bonzen, überall Bonzen... Es könnte einem speiübel werden
nur vom Hinsehen.

Er schüttet den Inhalt eines grossen Schnapsglases in sich hinein.

Zurück zu:

FEGELEIN Es heisst, der Führer wird heute noch «Clausewitz» ausgeben.



Himmler winkt ab.

HIMMLER Berlin als Frontstadt, er wird die Stadt nicht halten können.

Berlin ist am Ende. Wenn der Führer hier bleibt, dann wird das ganze Reich mit ihm zusammen in den Abgrund gerissen. Das müssen wir ihm ausreden. Sprechen Sie doch mal mit dem Hewel.

Himmler deutet auf einen eleganten Herrn um die 50, der, im Unterschied zu den meisten Anwesenden, keine Uniform trägt, sondern einen «Diplomatenanzug». Es ist der Diplomat des Auswärtigen Amts, Hewel.

HIMMLER Der Führer mag den Hewel. Er ist der einzige Diplomat, der noch Einfluss auf ihn hat.

FEGELEIN Hewel hat alles versucht. Glauben Sie mir, es ist sinnlos.

HIMMLER Na, dann sprechen Sie doch a mal mit Ihrer Schwägerin.

Fegelein seufzt.

HIMMLER Warum nicht? Sie sind verheiratet mit der Schwester von Eva Braun... Das macht Sie praktisch mit dem Führer verwandt...

Es muss jetzt alles versucht werden. Berlin ist praktisch von den Russen eingekesselt. Sie sind doch noch jung. Sie werden doch bald Vater... wollen Sie in der Stadt umkommen?

FEGELEIN Bestimmt nicht.

Alle stehen betreten herum. Linge betritt den Raum.

LINGE Meine Herren – der Führer.

Aus der hinteren Tür betritt Hitler den Raum. Er blickt düster.
Alle Anwesenden entbieten den Hitlergruss.

ALLE Heil!

11. LANGER FLUR/SIEBTER STOCK – INNEN

Der Arzt Prof. Dr. Schenck, ca. 40, kommt den langen Gang herunter. Verwundert sieht er, wie von den angrenzenden Räumen von Soldaten packenweise Akten zu den Fenstern geschleppt werden und von dort hinaus in den Hof geworfen werden. Er wendet sich an seinen Adjutanten Müller.

SCHENCK Was ist denn hier los?

Müller, ohne seine Arbeit zu unterbrechen, schmeisst Leitz-Ordner nach Leitz-Ordner hinunter in den Hof.

MÜLLER (lakonisch) Packen, abhauen.

Schenck blickt aus dem Fenster: Aus den Fenstern werden Leitz-Ordner in den Hof geworfen. Büromöbel hinterher.

SCHENCK Aha...

MÜLLER «Clausewitz» ist ausgegeben. Alle Ministerien und alle Wehrmachtsführungsämter rücken ab aus Berlin.

SCHENCK Und wer organisiert die Verpflegung der Bevölkerung und der Soldaten?... wenn alle weg sind?

MÜLLER (zuckt die Achsel) Fragen Sie mich etwas leichteres, Professor.

SCHENCK Aber das ist doch Wahnsinn!

Schnell läuft er die nächste Treppe nach unten.

12. INNENHOF – TAG – AUSSEN

SS-Soldaten schütten Öl auf einen brennenden Haufen Akten. Die Flammen stochern hoch. Beissender, schwarzer Qualm dringt nach oben, jagt die Wände hinauf und über die Dächer hinweg. Schenck nähert sich der Gruppe um Tellermann. Tellermann sieht ihn kommen.

SOLDATEN (Befehle)

TELLERMANN Ah, der Herr Professor!

Schenck bleibt vor ihm stehen, spricht ohne Umschweife:

SCHENCK Ich kann nicht zulassen, dass meine Verwaltung evakuiert wird.

Telleremann schaut ihm ruhig in die Augen.

TELLERMANN So, so... Sie können das nicht zulassen.

SCHENCK Die Lebensmittelversorgung von Berlin wird zusammenbrechen.

Telleremann wippt auf den Zehen.

TELLERMANN Ein guter Soldat findet immer seine Verpflegung.

SCHENCK (ungehalten) Ja! Und wenn in der Stadt gekämpft wird, wem nimmt der Soldat die Verpflegung dann weg? Doch wohl der Zivilbevölkerung! Ich werde das nicht verantworten.

TELLERMANN (schreit) Das ist ein Führerbefehl!

Schenck nimmt allen Mut zusammen.

SCHENCK Als Amtschef bin ich der SS und Himmler unterstellt. Aber als Arzt bin ich Angehöriger der Wehrmacht, und die marschiert noch nicht ab. Ich bitte dies zu beachten.

Tellermann misst ihn mit den Augen. Ein langer Moment.

TELLERMANN Der Professor kann in Berlin bleiben. Die entsprechenden Vollmachten sind sofort auszustellen... Aufsitzen!

Er dreht sich abrupt um und geht. Neben ihm setzt sich die lange Schlange der bepackten Lastautos in Bewegung.

13. NEUE REICHSKANZLEI/GROSSES ZIMMER – INNEN

Das Abschiedsdefilee: In einer langen Reihe sind die Parteibonzen und Gauleiter, die wir schon vorher gesehen haben, angetreten. Hitler schreitet die Reihe ab. Er bemüht sich, aufmerksam zu wirken – es gelingt ihm nicht. Eher nachlässig, fast verachtend gibt er jedem die Hand. Jeder stammelt Entschuldigungen. Hitler nickt bei jeder dieser Versicherungen stumm.

GAULEITER 1 Alles für Deutschland. Heil, mein Führer.

GAULEITER 2 Mein Führer, ich... Heil, mein Führer.

Traudl und die Manziarly beobachten die Szene aus einiger Entfernung.

TRAUDL Die können's ja gar nicht erwarten, endlich wegzukommen.

GAULEITER 3 Heil, mein Führer ...

MANZIARLY Was mich am meisten stört, ist die Schleimerei.

GAULEITER 4 Wer an Sie glaubt, glaubt an den Endsieg!

MANZIARLY (weiter) Nach vorn «Sieg Heil» und nach hinten «leck mich am A... Abend».

Die beiden Frauen kichern kurz in sich hinein.

Hitler tritt zu Himmler, dem letzten in der Reihe. Hitler gibt ihm herzlich die Hand. Himmler umklammert sie mit beiden Händen.

HIMMLER Mein Führer – ich flehe Sie an, verlassen Sie Berlin. Noch ist es nicht zu spät.

HITLER Zu spät?

Himmler winkt Hewel, der nahebei steht und nun zu ihnen tritt.

HIMMLER Hewel, kommen Sie doch mal her, bitte. Mein lieber Hewel... Sie sind doch auch der Ansicht, wir sollten Fühlung aufnehmen mit den Alliierten... Politik machen.

HEWEL Ja, in der Tat... Wir sollten Politik machen.

HITLER (müde) Politik? Ich mache keine Politik mehr. Das widert mich so an. Wenn ich tot bin, werdet ihr noch genug Politik machen müssen.

HIMMLER (stammelt) Mein Führer...

HITLER (mit feuchten Augen) Es ist gut, mein lieber Himmler, mein treuer Heinrich. Es ist gut... gehen Sie nur.

Er klopf ihm auf die Schulter. Hitler verlässt den Raum, Himmler schaut ihm nach.

14. TIEFGARAGE/NEUE REICHSKANZLEI – Innen

Aufbruchstimmung. Die Gratulanten, Funktionäre, Parteibonzen, Gauleiter etc. besteigen eilig ihre Limousinen, die in langer Reihe vollbepackt bereitstehen. Motoren werden angelassen. Allenthalben Grüsse und Verabschiedungen. Himmler, in Reisemontur, und Fegelein gehen auf Himmlers Limousine zu.

HIMMLER Unter uns, der Mann ist fertig...

FEGELEIN (lacht) Na ja, was soll man von einem erwarten, der weder raucht noch trinkt und überdies Vegetarier ist.

Himmler hält Fegelein am Arm fest.

HIMMLER Jetzt aber mal im Ernst, Fegelein, ich werde wohl die Sache selbst in die Hand nehmen müssen. (Konspirativ) Berlin wird fallen, und das in wenigen Tagen. Wenn der Führer tot ist, mit wem, glauben Sie wohl, werden die Alliierten verhandeln?

Er zwinkert mit dem Auge.

FEGELEIN Was macht Sie denn so sicher, dass die Alliierten mit Ihnen verhandeln wollen?

HIMMLER Der Westen braucht den Nazi-Staat und meine SS, um nach dem Krieg Ordnung zu schaffen. Glauben Sie es mir, eine Stunde mit Eisenhower, und er sieht das genauso. Erste Kontakte sind geknüpft.

FEGELEIN Seien Sie vorsichtig. Das ist Landesverrat.

HIMMLER (nonchalant) Ach, Fegelein, da hab ich ganz andere Sorgen... Sagen Sie, wenn ich Eisenhower gegenüberstehe, was halten Sie für angebracht? Hitlergruss, oder soll ich ihm die Hand schütteln?



Ein Wagen fährt in die Garage ein, kommt zum Halten. Albert Speer, 40, eine elegante Erscheinung im langen Ledermantel, steigt aus und betrachtet das Treiben um sich. Er erwidert die Grüsse, die ihm hier und da entgegenkommen. Speer geht auf Himmler und Fegelein zu.

FEGELEIN (für sich) ...sieh an... (zu Speer) je später der Abend, desto lieber die Gäste...

SPEER (zu Himmler) Meine Herren, Sie sind schon im Aufbruch? Ich wollte Sie eigentlich noch sprechen. Die Befehle des Führers über die Zerstörung aller zivilen Einrichtungen...

HIMMLER (unterbricht) ...Bedaure, mein Lieber, ich muss fort... besuchen Sie mich doch bei Gelegenheit in Hohenlychen. Ich begeben mich jetzt allerdings mit meinem Stab in den Norden des Reichs, um von dort aus den Kampf um Berlin zu unterstützen.

Er geht zu seinem Wagen, verabschiedet sich von Fegelein und steigt ein. Die Autokarawane setzt sich nach und nach in Bewegung.

Der Exodus der einstmals Mächtigen. Speer schaut ihnen nach.

15. NEUE REICHSKANZLEI/GROSSER RAUM – INNEN

Hitler geht in die Hocke, um durch den Triumphbogen des «Germania»-Modells durchschauen zu können. Er ist wie ausgewechselt und guter Laune.

HITLER Also, Speer, die Bombenangriffe auf unsere Städte haben auch ihr Gutes. Es ist viel einfacher, nur den Schutt wegzuschaffen, als selbst alles niederzureissen. Wenn der Krieg erst mal gewonnen ist, dann wird das mit dem Aufbau ganz schnell gehen.

Hitler blickt Speer agitiert an. Speer versucht seinem Blick auszuweichen.

HITLER (in Gedanken) Wie viele tausend Stunden haben wir beide mit diesen herrlichen Entwürfen verbracht. Sie sind ein grosses Genie, Speer.

Hitler schaut ihn an. Speer weiss nichts zu sagen.

HITLER (weiter) Doch, doch... Nur Sie und ich wissen, dass ein Drittes Reich nicht vorstellbar ist...

Eva Braun, ein Sektglas in der Hand, sowie Traudl und Gerda, ebenfalls an ihren Gläsern nippend, betrachten das grosse Modell von «Germania». Neben Hitler steht Hermann Fegelein.

Neben ihm Walter Hewel. Am Kopfende Albert Speer. Abgesehen von einigen Ordonnanzen, die aufräumen, ist der grosse Raum nun verlassen.

HITLER (weiter) ...das aus Warenhäusern und Fabrikgebäuden besteht... Nur Wolkenkratzer und Hotels. Dieses Dritte Reich wird eine Schatzkammer sein für Kunst und Kultur, die Jahrtausende überdauern... Wir sehen die antiken Städte vor uns, die Akropolis. Wir sehen die Städte des Mittelalters, wir sehen ihre Dome und wissen, dass die Menschen so was brauchen – einen Mittelpunkt. Ja, Speer, das war meine Vision, und das ist sie noch immer...

Hitlers Hand berührt fast liebevoll den gewaltigen Entwurf des grossen Kuppelbaus.

FEGELEIN Mein Führer, wenn Sie diese Pläne verwirklichen wollen, dann sollten Sie Berlin verlassen. Eva, jetzt sag du doch mal was.

EVA BRAUN Er ist der Führer. Er weiss, was richtig ist.

TRAUDL (zu Hitler) Bitte, Sie müssen raus aus Berlin, das sagt doch jeder. Die Russen haben uns ja schon fast abgeschnitten.

HITLER (plötzlich müde) Ach, Kind, ich kann das nicht. Ich käme mir vor wie ein Lama-Priester, der eine leere Gebetsmühle betätigt. Ich muss hier in Berlin eine Entscheidung herbeiführen... oder untergehen. Speer, was meinen Sie?

SPEER Sie sollten auf der Bühne stehen, wenn der Vorhang fällt.

Hitler sieht Speer an.

16. FLAKSTÜTZPUNKT – AUSSEN – TAG

Auf einer zerbombten, weiträumigen Strasse ist ein Flakgeschütz aufgebaut. Fliegeralarm ertönt, Menschen laufen hektisch über die Strasse.

Um das Flakgeschütz tummeln sich etwa zehn Hitlerjungen in Uniform, darunter der ca. 13jährige Junge Peter Kranz und ein Mädchen von ca. 16 Jahren (Inge Dombrowski). In ihrem Rock und mit Stahlhelm sieht sie trotzig und rührend aus. Ein sehr junger Oberleutnant macht sich an dem Geschütz zu schaffen. Die anderen häufen Munition auf und stapeln Panzerfäuste. Ein Mann (ca. 40), Wilhelm Kranz (Peters Vater), nähert sich der Gruppe und bleibt in einiger Entfernung stehen. Sein Gesicht ist hager und hart. Er hat den rechten Ärmel seiner Jacke in seine Jacketasche gesteckt. Sein Arm ist amputiert, er ist kriegsversehrt. Wilhelm betrachtet ruhig das Geschehen.

Wilhelm kommt näher. Peter dreht sich um und blickt seinen Vater aggressiv an.

PETER (schreit) Hau ab... Lass mich in Ruhe!



Die anderen unterbrechen für einen Moment ihre Arbeit und blicken nun auf Peter und seinen Vater. Wilhelm wendet sich an die Gruppe. Er spricht die Kinder einzeln an.

WILHELM Wie alt bist denn du? 12? Und du – 14? Und du?

Warum seid ihr hier? Wollt ihr Krieg spielen? Geht nach Hause, spielt etwas anderes...

OBERLEUTNANT Wer sind Sie denn? Was wollen Sie hier?

Wilhelms Stimme klingt hart.

WILHELM Ich will meinen Sohn. Und zwar lebend.

OBERLEUTNANT Sie sollten lieber stolz sein auf Ihren Sohn.

Er hat zwei Panzer abgeschossen. Der Führer persönlich wird ihn heute dafür auszeichnen.

Wilhelm betrachtet den jungen Oberleutnant für eine Weile.

WILHELM Aha, Sie sind jung, an welcher Front haben Sie gekämpft?



OBERLEUTNANT Ich... Ich... hatte noch nicht die Ehre...

WILHELM (ruhig) Es ist Ihr Glück, dass Sie noch nie eine Schlacht erleben mussten... Und jetzt seien Sie vernünftig und schicken die Kinder nach Hause.

INGE Wir werden die Stellung halten bis zum letzten Mann.

Wilhelm schaut das Mädchen an.

WILHELM Und welche Stellung soll das sein?

Er zeigt auf das Gelände, das von drei Seiten umschlossen ist.

WILHELM (weiter) Das ist keine Stellung, das ist eine Falle.

Die Russen werden euch von zwei Seiten in die Zange nehmen, und ihr könnt noch nicht mal wegrennen.

INGE Wir werden zurückschiessen.

WILHELM Mit was denn?

OBERLEUTNANT Wir benutzen die Flak als Artillerie.

Wilhelm schaut den jungen Oberleutnant nochmals lange an.

WILHELM Die Russen sind mit mehreren Armeen im Anmarsch.

Mit Panzern und schwerer Artillerie...

Ihr glaubt doch nicht im Ernst, ihr könntet diesen Sturm auch nur für fünf Minuten aufhalten?

INGE Wir haben es dem Führer geschworen.

WILHELM Habt ihr denn noch immer nicht begriffen?

Der Krieg ist verloren. Es ist zu Ende.

Peter schaut seinen Vater verächtlich an.

PETER Feigling ...

Er rennt weg.

Wilhelm versucht nicht, seinem Sohn zu folgen. Er schaut den jungen Oberleutnant eine Zeit eindringlich an.

WILHELM Haut ab! Jetzt! Wenn die Russen kommen, und ihr seid noch da, geht ihr alle drauf.

Er dreht sich um und stapft davon.

17. LAGEBESPRECHUNGSRAUM/FÜHRERBUNKER

Wir sehen eine grosse Karte Deutschlands. Mit roten Pfeilen ist der Vormarsch der West-Alliierten bzw. der Roten Armee eingezeichnet. Wir bekommen eine Übersicht über die hoffnungslose Lage. Dicht gedrängt im Raum sind Jodl, Keitel, Goebbels, Göring, Burgdorf, Koller, mehrere Adjutanten. Ausserdem zwei Stenographen. Hitler selbst sitzt mittig am grossen Kartentisch, auf dem die Lagekarten aufgeschlagen sind. Ihm gegenüber sitzt, breit und massig, Göring. Er ist nervös und schwitzt. Alle anderen stehen um den Tisch herum.

KEITEL Auch auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen:

Die 9. Armee muss zurückgenommen werden, sonst wird sie eingekesselt und aufgerieben. Wir müssen sofort...

HITLER (fällt ihm ins Wort) Die 9. Armee wird nicht zurückgenommen. Sagen Sie Busse, er soll kämpfen, wo er steht.

JODL Mein Führer, dann ist die 9. Armee verloren.

HITLER Wir werden die im Norden und Osten bis an den äusseren Verteidigungsring vorstossenden Sowjetverbände in einem rücksichtslosen, mit aller Kraft geführten Gewaltschlag zurückwerfen.

JODL (verwirrt) Mit welchen Kräften, mein Führer?

HITLER Die Gruppe Steiner wird vom Norden her angreifen und sich mit der 9. Armee vereinigen.

Hitler fährt mit seiner Hand über die Karte.

KREBS Die 9. Armee ist nach Norden hin bewegungsunfähig. Die Feindkräfte übersteigen unsere Mannschaften um ein zehnfaches.

HITLER Wenck soll mit der 12. Armee die Sache unterstützen.

JODL (entgeistert) Aber, mein Führer, die 12. Armee marschiert nach Westen, Richtung Elbe.

Hitler schlägt unwirsch mit der Faust auf den Kartentisch.

HITLER (laut) Dann soll die Armee eben kehrtmachen.

JODL Dann entblößen wir die Westfront.

HITLER (schreit los) Haben Sie noch Zweifel an meinem Befehl? Ich glaube, ich habe mich klar genug ausgedrückt.

GOEBBELS Früher oder später werden die Westmächte einsehen, dass nur wir die Bolschewisten aufhalten können. Wir sind das letzte Bollwerk gegen die asiatischen Horden. Wir müssen Berlin halten. Nur wenige Tage. Dann machen wir mit den Amerikanern «Kippe».

Hitler trinkt einen Schluck Wasser aus seinem Glas. Mohnke betritt den Raum. Göring schaut schwitzend auf seine teure Brillantuhr.

HITLER Ah, Mohnke... Sie sind da...

MOHNKE Mein Führer?

HITLER Ich habe heute den «Fall Clausewitz» ausgegeben. Berlin wird Frontstadt. Sie übernehmen als Kampfkommandant die Sicherung des Regierungsviertels.



MOHNKE Mein Führer, wenn es in Berlin zur Schlacht kommt... wir werden kämpfen bis zum letzten Mann... (er stockt) Aber... es sind... über drei Millionen Zivilisten in der Stadt. Sie müssen evakuiert werden.

HITLER Ich verstehe Ihre Bedenken, Mohnke, aber wir müssen auch da eiskalt sein. Wir können jetzt keine Rücksicht auf sogenannte Zivilisten nehmen.

MOHNKE Mein Führer, bei allem gebotenen Respekt, gestatten Sie die Frage: Was soll aus den Frauen und den Kindern werden...? Den Tausenden von Verletzten und den Alten... ?

HITLER In einem Krieg wie diesem gibt es keine Zivilisten.

Keiner wagt etwas zu sagen.

18. VORBUNKER/FLUR

Im Flur stehen einige Militärs zusammen. Sie rauchen und trinken aus Schnapsgläsern. Wir erkennen Jodl, Keitel, Burgdorf, Krebs, Fegelein.

KEITEL Der Führer hat jeglichen Sinn für die Realitäten verloren.

JODL Er verschiebt Divisionen auf der Landkarte, die gar nicht mehr existieren... Die Gruppe Steiner... ein versprengter Haufen, der sich mit Mühe verteidigen kann. Jetzt will er, dass Steiner angreift. Das ist purer Wahnsinn!

FEGELEIN Warum sagen Sie es ihm dann nicht?

KEITEL Er ist keinen Argumenten zugänglich... Das wissen Sie so gut wie ich.

FEGELEIN ...irgendwas muss getan werden...

KEITEL Sind Sie verrückt? Er würde uns einfach rausschmeissen.

Wie Rundstedt, wie Guderian...

FEGELEIN Ja und?

JODL Wir sind Soldaten! Wir haben unseren Eid auf den Führer geleistet.

FEGELEIN Soll der Eid uns daran hindern, selbständig zu denken?

BURGDORF (aufgebracht) Das sagen ausgerechnet Sie? Ein Opportunist ... Ein rücksichtsloser Karrierist?

FEGELEIN Wie bitte?

19. GARTEN HINTER DER REICHSKANZLEI – TAG – AUSSEN

Dichte dunkle Staubwolken verhängen die Sicht. Von der nahen Front hört man das unentwegte Donnern der Geschütze. Hitler, gefolgt von Goebbels, Speer, Hewel, Günsche und Bormann, tritt aus

dem Bunkereingang. In Reih und Glied aufgestellt, warten die io Hitler jungen. Sie sind alle in schwarze Uniformen gekleidet, und unter den Mützen blicken erschöpfte, bleiche Kindergesichter hervor. Hitler hat den Kragen seines Uniformmantels hochgeschlagen. Unter der Uniformmütze sieht man nur wenig von seinem kalkweissen Gesicht. In atemloser Hast kommt Peter verschwitzt angerannt. Unter den missbilligenden Blicken des HJ-Führers reiht er sich ein.

HJ-JUNGE Wo hast du jesteckt...?

PETER Das geht dich 'n Scheissdreck an.

HITLERJUGEND-FÜHRER Mein Führer, die erfolgreichsten Panzerjäger der Berliner Hitlerjugend anjetreten.

Hitler geht von einem Jungen zum anderen, schüttelt jedem die Hand und sieht ihm tief in die Augen. Aus einer Schatulle reicht ihm sein Adjutant je ein eisernes Kreuz, das Hitler den Jungen an die Uniform steckt. Dem einen klopf er auf die Schulter.

HITLER Ich bin stolz auf euch.

Vor einem Jungen bleibt der Hitlerjugend-Führer stehen.

HITLERJUGEND-FÜHRER Mein Führer, dieser Junge hat allein zwei russische Panzer mit der Panzerfaust erledigt. Sein Name ist Peter Kranz.

HITLER Also Peter heisst du. Ich wollte, meine Generale hätten deinen Mut.

Hitler zwickt ihn in die Wange, lächelt ihn an.

Am Ende der Reihe angelangt, bleibt Hitler stehen. Plötzlich müde und wie von aller Energie verlassen, stammelt er rauh:

HITLER Gut, gut. Die Geschichte schaut auf euch, und wenn

«Germania» aus diesen Trümmern neu emporwächst, seid ihr die Helden. Heil euch!

Keines der erschöpften Kinder erwidert etwas.

20. FÜHRERBUNKER/TREPPE – INNEN

Hitler steigt, gefolgt von Bormann, Goebbels, Speer, Hewel, Günche langsam die lange Treppe hinunter in den Hades. Sichtlich geschwächt, stützt er sich an der Wand ab.

21. FÜHRERBUNKER/TRAUDLS ZIMMER

Traudl, Gerda und Frau Manziarly sitzen auf ihren Betten und unterhalten sich leise, rauchen und trinken Kaffee. Mehrere Einschläge erschüttern den Raum.

GERDA Ich weiss nicht, wie's euch geht, aber mir ist das unheimlich.

Da waren mir die Fliegerbomben noch lieber.

TRAUDL Was soll denn jetzt werden mit uns?

MANZIARLY Mir hat er gestern g'sagt, er hätt Verständnis dafür, wenn ich gehen würd.

TRAUDL Aber Fräulein Manziarly, die meisten hab'n ihn doch eh schon im Stich g'lassen... wir können doch nicht einfach alle gehen.

GERDA Ich glaube, ich kann das auch nicht.

TRAUDL Ich wüsst auch gar nicht, wo ich hingehen sollt... meine Eltern, eigentlich alle meine Freunde daheim, haben mich g'warnt, ich soll mich nicht so nah einlassen, mit den Nationalsozialisten... soll ich jetzt sagen, da bin ich wieder, ich hab mich geirrt... als es ans Eingemachte ging, hab ich meinen Irrtum eingesehen...

MANZIARLY Irgendwie wird's scho weitergehen.

22. HOF-AUSSEN-NACHT

Der riesige Gebäudetrakt liegt verlassen im flackernden Widerschein des noch schwärenden, schmauchenden Grossfeuers im Hof. Angesengte Papierseiten treiben hoch in den Nachthimmel. Alles ist leer und ungeheuer einsam. Schenck und Müller schauen ins Feuer.

MÜLLER Was denken Sie, Herr Oberst?

SCHENCK Wir sollten gehen.

MÜLLER Wohin?

SCHENCK Ich weiss nicht. Irgendwohin, wo man uns braucht.

23. FÜHRERBUNKER/GÄNGE UND FLURE – NEUE REICHSKANZLEI/ ARBEITSZIMMER HITLER

Eva Braun, Traudl, Gerda und Fegelein, Hewel im Schlepptau, laufen durch die Gänge des Vorbunkers. Eva animiert die herumdösenden Offiziere, Ordonnanzen, Sekretärinnen und einige Krankenschwestern mitzukommen.

EVA Kommt alle mit nach oben... Jetzt wird gefeiert. Ich hab oben ein Fest vorbereitet. Kommen Sie mit! Kommt mit... Kommt, Kinder! Ich möcht, dass wir uns heut amüsieren.

Der Pulk wird immer grösser, je weiter er sich durch die Flure und Gänge des Vorbunkers und weiter durch den langen Tunnel zur Neuen Reichskanzlei begibt, bis er sich in einem grossen Raum einfindet.

24. FÜHRERBUNKER/ARBEITSZIMMER HITLER

Hitler schlägt erregt mit der flachen Hand auf den Tisch.

HITLER Wohin immer der Feind vordringt – er soll nur noch eine Wüste vorfinden.

SPEER Das ist das Todesurteil für das deutsche Volk. Kein Strom, kein Gas, kein sauberes Wasser, keine Kohle, kein Verkehr. Alle Bahnanlagen, Kanäle, Docks, Schleusen, Schiffe, Lokomotiven. All das zu zerstören würde unser Land zurückschleudern ins Mittelalter. Mit diesem Befehl rauben Sie dem Volk jegliche Überlebenschance.

HITLER (hart) Wenn der Krieg verlorengeht, ist es vollkommen wurscht, wenn auch das Volk verlorengeht... Es ist nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das deutsche Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil, es ist besser, diese Dinge selbst zu zerstören. Denn das Volk hat sich als das schwächere erwiesen, und es ist nur ein Naturgesetz, dass es dann eben ausgerottet wird.

Speer schaut Hitler fassungslos an.

SPEER Es ist Ihr Volk... Sie sind der Führer.

HITLER Was nach diesem Kampf übrigbleibt, sind ohnehin nur die Minderwertigen, denn die Guten sind gefallen.

25. NEUE REICHSKANZLEI/GROSSER RAUM

Grosse runde Tische sind noch einmal festlich gedeckt, der Raum mit Kerzen erleuchtet. Aus einem Grammophon ertönt der Schlager «Blutrote Rosen erzählen dir vom Glück...» (die einzige Platte, die man noch finden konnte). Etwa hundert Frauen und Männer haben

sich versammelt. Die Gesellschaft ist bunt gemischt: Sekretärinnen, Krankenschwestern in ihren Uniformen, Ordonnanzen, Adjutanten, Militär aller Rangstufen. Es wird Champagner getrunken und schrill gelacht.

Eva geht durch die Reihen:

EVA Hier, bitte schön. Och, kommen's doch. Sie sollen tanzen.

Von draussen dringt ununterbrochen das Grollen der Artillerie. Die Atmosphäre ist überzogen und unwirklich.

In Evas Augen brennt ein unruhiges Feuer. Hewel fordert sie zum Tanz auf. Sie tanzt ausgelassen mit Hewel, reisst alle mit.

Traudl Junge steht am Rande des Geschehens und stösst mit Gerda häufig mit Champagner an. Beide wirken hysterisch und angetrunken.

TRAUDL/GERDA Ex!

Nachdem Fegelein Eva und Hewel eine Weile beobachtet hat, geht er auf die tanzende Eva zu, er flüstert:

FEGELEIN Sie entschuldigen.

HEWEL Bitte sehr.

Fegelein nimmt Eva zur Seite.

EVA Was ist denn...?

FEGELEIN Wir müssen raus aus Berlin, Eva... Du musst ihn überzeugen... oder komm mit mir... Eva! Du wirst sterben!

Eva schaut ihn kurz an und löst sich dann von ihm.



FEGELEIN Du wirst sterben...!

Eine riesige Explosion ganz in der Nähe lässt den Raum erzittern. Der Rest der Fenster splittert. Die Gesellschaft verstummt für einen Moment. Durch die Erschütterung kratzt die Grammophon-Nadel ans Ende der Platte. Stille.

EVA BRAUN Kann denn hier keiner Musik machen? Ich will tanzen.

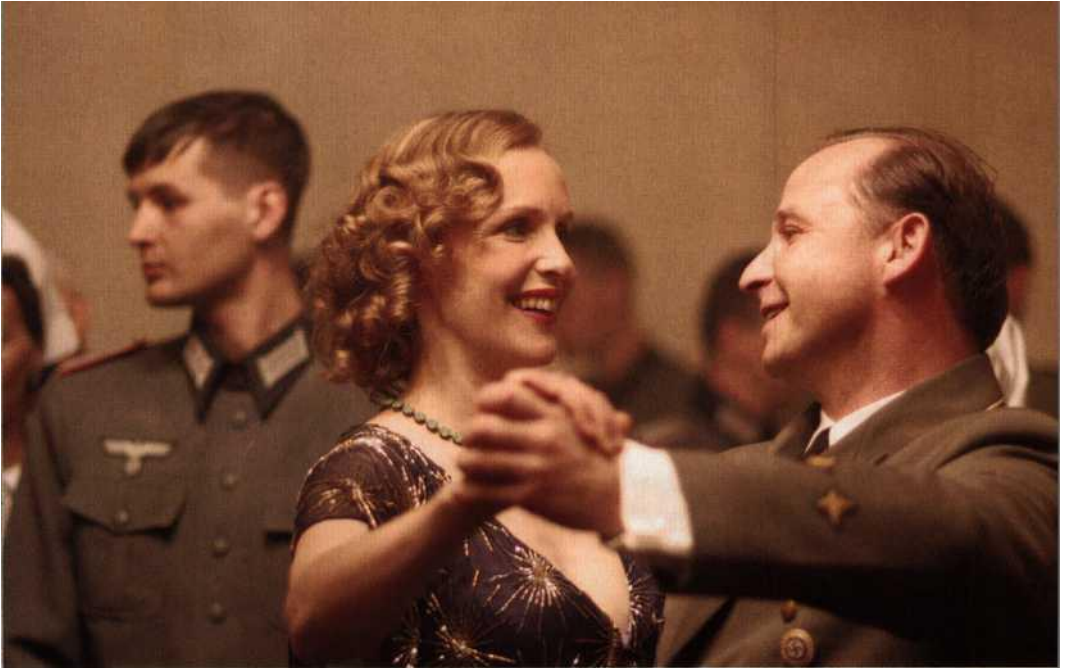
Ein Offizier meldet sich.

OFFIZIER Ich!

EVA (weiter) ...Tanzen!

OFFIZIER Haben Sie einen besonderen Wunsch?

EVA Einen Swing!



Der Offizier geht zum Klavier und beginnt zu spielen. Eva springt auf den Tisch und beginnt für alle zu tanzen. Die Gesellschaft lässt sich mitreißen. Gläser und Flaschen fallen klirrend auf den Boden. Die Gesellschaft feuert Eva an. Jeder will den Rausch ohne Erwachen. Traudl betrachtet die tanzende Eva, das Bild verschwimmt ihr vor den Augen. Neben ihr steht Gerda.

GERDA Traudl, Traudl...

TRAUDL Das ist alles so unwirklich... wie in einem Traum, aus dem man aufwachen möchte... Aber man kann nicht. Es geht weiter, immer weiter, Gerda... Ich glaub, mir ist schlecht...

Ihr wird übel. Plötzlich schlagen von überall mit ungeheurem Krach Granaten ein. Dreck und Mörtel spritzt durch den Raum. Eine gewaltige Schmutzwolke fetzt durch den Saal und löscht die meisten Kerzen. Panik.



Traudl stolpert mit den anderen zurück in die Bunkeröffnung. Sie übergibt sich in eine Ecke des Flurs. Hinter ihr das Brüllen der Geschütze und Einschläge.

GERDA Traudl, komm, komm, komm...

Sie torkeln weiter in die dunkle Tiefe der endlosen Gänge des Bunkers. Von dem Geschehen um sich herum nehmen sie kaum noch etwas wahr.

26. STRASSE BERLIN/UNTERSTAND – TAG – AUSSEN/INNEN

Der Strassenzug ist fast vollständig zerstört. Artillerie-Granaten jeden Kalibers jaulen heran und schlagen überall mit ohrenbetäubendem Getöse ein. Schutt wird hochgeschleudert. Die Staubentwicklung ist so gewaltig, dass das Sonnenlicht kaum durchdringt. Dazwi-

schen das trockene Stakkato der MGs und MPs. Ein Motorrad mit Beiwagen kommt auf den Gefechtsstand zugefahren. Der Fahrer springt ab und rennt ins Gebäude.

SOLDAT Scheisse.

General Helmuth Weidling, etwa 52, eine typisch preussische Soldatenscheinung, hat einen behelfsmässigen Gefechtsstand in einer Ruine eingerichtet. Unter dem ständigen Beschuss fetzt Mauerwerk kreuz und quer. Er ist am Funktelefon und verständigt sich schreiend, während er das Inferno draussen beobachtet. Adjutanten und Mannschaften versuchen sich im Chaos zu organisieren.

WEIDLING (schreit ins Telefon) Ich habe meinen Gefechtsstand...

Ich habe den Gefechtsstand nicht verlegt...

Nach Westen?... Wieso denn nach Westen?... Ich stehe tausend Meter vorm Feind...

Plötzlich schreit ein Soldat:

SOLDAT Die kommt rein. Volle Deckung!

Der Adjutant wirft sich schützend auf Weidling. Alle werfen sich zu Boden.

ADJUTANT Herr General?!

Eine Granate zerfetzt die eine Seite des Unterstandes. Das Funkgerät wird aus der Halterung gerissen. Weidling erhebt sich kalkbedeckt und versucht wieder Verbindung herzustellen. Die Leitung ist tot.

WEIDLING Hallo? Hallo?

Er bemerkt, dass zwei Soldaten bei dem Einschlag getötet wurden.
Man schleppt sie an die Seite des Raums.

ADJUTANT Muss Meldung machen, Herr General!

WEIDLING (zu seinem Adjutanten) Ich soll erschossen werden.

ADJUTANT Was?... Wieso denn?...

WEIDLING Man glaubt, ich hätte meinen Gefechtsstand von Südosten
vom Feind weg nach Döberitz im Westen verlegt.

ADJUTANT Wär vernünftig, Herr General.

WEIDLING Kommen Sie mit.

Weidling setzt seine Mütze auf. Nach kurzem Zögern folgt ihm der
Adjutant.

27. SS-HAUPTAMT «UNTER DEN EICHEN» – INNEN – TAG

Das Telefon schrillt laut in einem Büro. Schenck rennt den Gang
entlang auf das Büro zu, er tritt ein und nimmt den Hörer ab. Die
Szene wird zwischengeschnitten mit:

28. BUNKERANLAGE NEUE REICHSKANZLEI

In den weitläufigen Bunkeranlagen, deren Eingänge zur Vossstrasse
liegen, herrscht hektischer Betrieb. Eine grosse Lazarett-Station
wurde eingerichtet. Krankenpfleger und -Schwestern betreuen die
verletzten Soldaten, die stöhnend auf den Betten liegen. Direkt da-
neben wird der Gefechtsstand Mohnkes bereitgemacht. SS-Soldaten
schleppen ihr schweres Gerät und stapeln Waffen und Kommunika-
tionssysteme. Inmitten des Treibens steht Mohnke am Telefon.

SCHENCK Schenck.

MOHNKE Mohnke, ich bin hier im Bunker der Neuen Reichskanzlei an der Vossstrasse. Der Führer hat mich zum Kampfkommandanten des Regierungsviertels ernannt. Ich brauche Ihre Hilfe.

SCHENCK Ich fürchte, das wird schwierig. Hier wurde alles evakuiert. Mein Adjutant und ich sind die einzigen hier im Hauptamt. Alle anderen sind weg.

Immer mehr verletzte Soldaten und verstörte Frauen, Kinder und alte Männer drängen in den Bunker. Von draussen hört man Gefechtslärm.

MOHNKE Sie sind doch Arzt?

SCHENCK (v. o.) Ja... Internist.

MOHNKE Hören Sie, requirieren Sie irgendein Fahrzeug und bringen Sie alles an Medikamenten, Morphin, Penicillin, Verbandzeug, alles, was Sie unterwegs finden können, hierher zu mir.

SCHENCK Ich sehe, was ich machen kann.

MOHNKE Danke. Beeilen Sie sich.

Mohnke legt auf. Im Gedränge erkennen wir Weidling, gefolgt von seinem Adjutanten, die sich durch das Gewühl schieben.

29. BUNKERANLAGE NEUE REICHSKANZLEI/FLURE UND GÄNGE

Mit Weidling und seinem Adjutanten durchschreiten wir die weitläufige Bunkeranlage, niedrige, enge Gänge, die voll von Soldaten und Offizieren sind, die sich gefechtsbereit machen.

30. BUNKERANLAGE NEUE REICHSKANZLEI/TUNNEL ZUM VORBUNKER

Weidling und der Adjutant durchschreiten einen sehr langen Tunnel, der die Bunkeranlage der Neuen Reichskanzlei mit dem Vorbunker verbindet.

31. BUNKERANLAGE NEUE REICHSKANZLEI

Irgendwann senkt sich der Bunkergang zu einer zweiten Ebene tiefer unter der Erde. Zwei SS-Soldaten stehen Wache und halten Weidling an. Weidling gibt ihnen die Papiere. Der Soldat studiert sie sehr lange. Zwischendurch blickt er auf Weidling.

WEIDLING Ich muss den Führer sprechen.

SS-SOLDAT I In welcher Sache?

WEIDLING Ich soll erschossen werden.

Der Wachsoldat blickt ihn ungerührt an. Überlegt. Eine bedrohliche Situation. Weidling hält seinem Blick stand.

SS-SOLDAT I Warten Sie hier.

Er geht die Treppen hinunter und verschwindet. Weidlings Adjutant ist sichtlich unwohl.

SS-SOLDAT II Die Waffen bitte.

Weidling will sich eine Zigarette anzünden, aber der Wachsoldat II bedeutet ihm, dass dies nicht erlaubt ist.

SS-SOLDAT II Hier nicht.

Er steckt die Zigaretten weg. Unten taucht Wachsoldat I auf.

Das Telefon klingelt:

SS-SOLDAT II Verstanden... Herr General.

Weidling geht die Treppe hinunter, der Adjutant will folgen.
Wachsoldat II hält ihn zurück.

SS-SOLDAT II Sie nicht!

Im unteren Flur erwarten ihn Krebs und Burgdorf. Sie sind kühl und zurückhaltend.

KREBS/BURGDORF Heil Hitler!

WEIDLING Heil Hitler! Was geht hier eigentlich vor? Warum soll ich erschossen werden?

KREBS Sie wissen von dem Befehl des Führers, dass ein Ausweichen nach Westen für alle ausdrücklich verboten ist. Offiziere, die sich dieser Anordnung nicht bedingungslos fügen, sind festzunehmen und augenblicklich zu erschiessen.

WEIDLING Wovon reden Sie?... Meine Einheiten stehen seit Tagen in schwersten Kämpfen. Mein Gefechtsstand ist einen Kilometer von der vordersten Kampflinie entfernt.

Krebs und Burgdorf blicken sich an.

BURGDORF Weiter...

Weidling deutet auf sein Eichenlaub zum Ritterkreuz.

WEIDLING (patzig) Sehen Sie das?... Ich verbitte mir Ihren schnoddrigen Ton... Und jetzt tun Sie, was Sie nicht lassen können.

Burgdorf wechselt einen Blick mit Krebs.

BURGDORF (zu Weidling) Ich glaube, Sie sollten die Sache dem Führer selbst vortragen. Kommen Sie mit.

Die drei Männer gehen in Richtung der Privaträume.

32. STRASSE AM BOTANISCHEN GARTEN – AUSSEN – TAG

Einige deutsche Soldaten beobachten mit Feldstechern sorgfältig das Gelände. Der Geschützlärm und das Knattern der MGs hallt von der hinteren Seite des botanischen Gartens herüber.

Schenck und Müller fahren in einem kleinen Militärlastwagen mit offener Ladefläche vor und werden von einem der Soldaten angehalten.

SOLDAT Hier könn' Se nich weiter, Herr Oberst.

Schenck deutet auf das nahe Lazarettgebäude.

SCHENCK Ich bin hier im Auftrag des Kampfkommandanten Brigadeführer Mohnke. Ich muss rüber ins Lazarett, wir brauchen Verbandszeug und Medikamente.

SOLDAT In dem Lazarett da is keener mehr. Die sin alle abgehauen...

SCHENCK Was ist mit den Verwundeten passiert?

SOLDAT Na, sajen Se mal... Bin ick 'n Hellseher... Oder wat?

Schenck wendet sich an Müller.

SCHENCK Ich seh mal nach.

Er geht in Richtung Lazarett.

MÜLLER Herr Oberst.

SCHENCK Sie bleiben hier.

SOLDAT Aber passen Se uff, det Se nüscht jewischt kriegen... hier stromern überall Russen durch de Gegend...

Der Soldat zeigt mit dem Finger auf sein Panzerrohr.

SOLDAT (weiter) ...seh'n Se det, det is det Ende vom Reich.
Dahinter is Ruski-Land...

Schenck schleicht vorsichtig über den Platz in Richtung Lazarett.

MÜLLER Darf ich mal?

Müller nimmt sich ein Fernglas und sieht Schenck nach.

MÜLLER (weiter) Dieser verdammte Dickschädel, dieser verdammte.
Warum lässt er mich das nicht machen?

33. LAZARETT – INNEN

Schenck geht durch die dämmerigen Flure des Krankenhauses.
Das Lazarett scheint menschenleer.

SCHENCK Hallo?

Er geht durch eine der Türen und blickt in einen Raum, in dem er im Halbdunkel aufeinandergestapelte Leichen erkennt. Langsam schleicht er weiter und öffnet eine Tür am hinteren Ende des Ganges.



34. KELLERGEWÖLBE – INNEN

Das grosse Kellergewölbe ist schwach erleuchtet. Dicht gedrängt stehen etwa 40 Krankenhausbetten aneinander, in denen sehr alte Frauen liegen. Angstvoll blicken sie auf Schenck und erkennen in ihm erleichtert einen Deutschen. Schenck schaut mit Entsetzen auf diese trostlose Szenerie der Verlassenheit.

35. FÜHRERBUNKER/ZWISCHENSTUFE

Auf der Zwischenstufe zum eigentlichen Führerbunker sitzen Bormann, Burgdorf und Krebs an einem Tisch zusammen. Auf der anderen Seite des Tisches sitzt Weidling, der gelangweilt und stocknüchtern auf seine Uhr blickt. Auf dem Tisch stehen mehrere leere Schnapsflaschen. Alle drei haben ihre Uniformjacken aufgeknöpft und trinken aus kleinen Schnapsgläsern.

Sie wirken aufgedunsen und sehr betrunken. Weidling schaut auf seine Uhr.

WEIDLING Ich sollte längst bei meiner Truppe sein. Sind Sie sich sicher, dass der Führer mich noch braucht?

Krebs schiebt ihm ein volles Schnapsglas hin.

KREBS Austrinken...

BURGDORF Führerbefehl!

Alle lachen, ausser Weidling.

BORMANN Sie haben heute grossen Eindruck gemacht auf den Führer...

KREBS Aber Sie glauben nicht, dass Steiner morgen angreift... habe ich recht?

WEIDLING Ich bezweifle allerdings, dass Steiners Verbände für einen Angriff ausreichend sind, aber was erzähle ich Ihnen das, meine Herren. Das wissen Sie doch besser als ich.

BURGDORF Wenn Steiner nicht angreift, ist Berlin verloren.

Keitel kommt erschöpft die Treppen hoch. Krebs, Burgdorf und Weidling erheben sich. Keitel bleibt vor Weidling stehen.

KEITEL Ich gratuliere. Ihr Vortrag hat den Führer beeindruckt... Er ernennt Sie zum Kommandanten der Verteidigung von Berlin.

WEIDLING Es wäre besser, er hätte befohlen, mich zu erschiessen. Dann ginge dieser Kelch an mir vorüber.

36. STRASSE BERLIN – TAG

Brüllender Geschützlärm. Granateneinschläge überall. Die Luft ist mit beissendem, dunklem Trümmerstaub erfüllt. Ein Inferno. Deutsche Soldaten hinter MGs versuchen, den russischen Ansturm aufzuhalten. Die russischen Soldaten sieht man nur als Schemen hin und her laufen.

Aus den Hauseingängen blicken verängstigte Frauen, Kinder und ältere Männer auf das wilde Kampftreiben.

In einem Schützengraben zwischen beiden Fronten erkennen wir Peter mit einer Panzerfaust. Neben ihm im Graben steht ein älterer Soldat mit hartem Gesicht und Stahlhelm. Hinter einer Biegung erscheinen plötzlich zwei russische T34-Panzer. Peter macht sich bereit, aus dem Schützengraben hervorzukriechen. Der ältere Soldat zieht ihn an der Uniform wieder zurück in den Graben.

ÄLTERER SOLDAT Ruhig Blut. Ruhig Blut, Junge... ruhig Blut.

Die sind noch zu weit weg.

Das Rohr des einen T34-Panzers schwenkt auf die deutsche MG-Stellung im Vordergrund des Bildes und feuert. Die deutschen MG-Soldaten werden getötet, die Panzer rücken vor.

Peter hält es jetzt nicht mehr in seinem Graben. Er reisst sich los und springt einige Sätze nach vorne. Der ältere Soldat, der ihn noch am Bein festhalten wollte, erhält einen Kopfschuss und fällt nach hinten in den Graben.

Links und rechts neben Peter spritzt von den MG-Salven Dreck hoch. Im letzten Moment kann er sich zurück in den Graben rollen. Schwer atmend bleibt er, in die Erde verkrampft, liegen.

37. FÜHRERBUNKER – AUSSEN – INNEN – TAG

Zwei Soldaten rennen in den Bunker. Die Detonation schleudert ihnen eine Staubwolke nach. Sie steigen die Treppen hinab in den Bunker.

Der Flur vor dem Konferenzraum ist vollbepackt mit Menschen: Militär, Adjutanten, Ordonnanzen, Sekretärinnen. Von aussen hört man lautes Geschützfeuer. Teilweise schlagen die Granaten so nah und so laut ein, dass die Versammlung verstummt. Überall wird die Lage besprochen: «Wo stehen die Russen...», «...durchgebrochen», «Gegenangriff...», «Steiner kommt...» etc. Auch Traudl und Gerda sind anwesend.

SOLDAT Gehen Sie bitte, meine Damen.

Beide wenden sich an Günsche.

TRAUDL Sind das deutsche Geschütze, die solchen Lärm machen?

Günsche zuckt bleich die Schultern.

GÜNSCHE Ich fürchte, nein.

GERDA Aber Steiners Angriff muss doch schon im Rollen sein?

Fegelein sieht Traudl und Gerda. Er zieht sie in eine Ecke des Raumes.

FEGELEIN Ihr müsst so bald wie möglich verschwinden. Es bleibt nicht mehr viel Zeit.

TRAUDL Aber der Führer ist so zuversichtlich, dass er die Lage meistern kann. Er ist sicher, dass der Angriff von Steiner alles zum Guten wenden wird. Ich habe ihn mehrmals sagen hören, dass

dieser Angriff das gesamte Kriegsgeschehen beeinflussen wird.

FEGELEIN (eindringlich) Jeder in der Umgebung des Führers weiss, dass das ein Hirngespinnst ist, Phantasie. Ich würde mich wundern, wenn er selbst dran glaubt.

TRAUDL Aber was soll das denn heissen? Warum sollt er denn ein Spiel mit uns spielen?

FEGELEIN (trocken) Was hat er denn noch zu verlieren?

GERDA Ich glaube Ihnen kein Wort.

38. FÜHRERBUNKER/GROSSER KONFERENZRAUM

Fegelein schliesst unauffällig die Tür hinter sich. Dichtgedrängt stehen die Militärs. Ausser ihnen auch Bormann und Goebbels. Auch hier das ununterbrochene Kaboom der Explosionen des schweren Trommelfeuers. Hitler sitzt ruhig auf seinem Stuhl an der Tischmitte, er hat Farbstifte in der Hand.

KREBS (zeigt auf die Karte) Es ist dem Feind gelungen, die Front in breiter Formation zu durchbrechen.

Hitler zeigt keine Reaktion.

KREBS (weiter) Im Süden hat der Gegner Zossen genommen und stösst auf Stahnsdorf vor.

Krebs schaut auf Hitler, der immer noch keine Reaktion zeigt.

KREBS Der Feind operiert jetzt am nördlichen Stadtrand zwischen Frohnau und Pankow, und im Osten...

(weiter:) ... im Osten ist der Feind bis zur Linie Lichtenberg, Mahlsdorf, Karlshorst gelangt.

Hitler blickt in die Runde. Niemand sagt etwas.

HITLER Mit dem Angriff Steiners wird das alles in Ordnung kommen.

Burgdorf blickt hilfeschend zu Krebs. Alle Anwesenden schlagen die Augen nieder oder blicken weg.

KREBS Mein Führer... Steiner...

Hitler starrt vor sich hin.

JODL ... Steiner konnte nicht genügend Kräfte für einen Angriff massieren... Der Angriff Steiner ist nicht erfolgt...

Hitler nimmt mit zitternder Hand seine Brille ab.

HITLER Es bleiben im Raum: Keitel, Jodl, Krebs und Burgdorf.

Der Rest verlässt den Raum. Goebbels und Bormann bleiben im Raum stehen. Hitler starrt zunächst nur vor sich hin. Im Raum herrscht Totenstille. In abgerissenen Sätzen beginnt er unvermittelt zu brüllen.

HITLER Das war ein Befehl... Der Angriff Steiner war ein Befehl... Wer sind Sie, dass Sie es wagen, sich meinen Befehlen zu widersetzen?... So weit ist es also gekommen...

Diese Szene wird zwischengeschnitten mit:

39. FLUR VOR KONFERENZRAUM

Auf dem Flur sind noch mehr Menschen zusammengeströmt. Dichtgedrängt stehen sie zusammen und lauschen bestürzt. Immer mehr Personen kommen dazu, angezogen vom Lärm, der aus dem Konferenzraum dringt.

Gerda hat ihre Arme um Traudl Junge gelegt, klammert sich an ihr fest und weint lautlos vor sich hin. Traudl streichelt ihr beruhigend über den Kopf.

HITLER (v. o.) Das Militär hat mich belogen... jeder hat mich belogen, sogar die SS... Die gesamte Generalität ist nichts weiter als ein Haufen niederträchtiger, treuloser Feiglinge...

Im grossen Konferenzraum:

BURGDORF Mein Führer, ich kann nicht zulassen, dass Sie Soldaten, die für Sie verbluten...

Hitler unterbricht ihn, fährt auf ihn zu.

HITLER Sie sind Feiglinge, Verräter, Versager...

BURGDORF Mein Führer, was Sie da sagen, ist ungeheuerlich...

HITLER ... Die Generalität ist das Geschmeiss des deutschen Volkes...

Mit einer ruckhaften Bewegung schleudert Hitler die Farbstifte, die er in der Hand hält, auf den Tisch.

HITLER (weiter) Sie ist ohne Ehre... Sie nennen sich Generale, weil sie Jahre auf Militärakademien zugebracht haben... nur um zu lernen, wie man Messer und Gabel hält...



Im Flur vor Konferenzraum:

Plötzlich tritt – zunächst von allen unbemerkt – bleich und mit ihrem Dirndl auf merkwürdige Art deplaziert, Eva Braun hinzu. Als man sie endlich bemerkt, wird ihr respektvoll Platz gemacht. Sie nähert sich, ohne ein Wort zu sagen, der Tür zum Konferenzraum und horcht.

HITLER (v. o., weiter) Jahrelang hat das Militär meine Aktionen nur behindert... es hat mir jeden nur erdenklichen Widerstand in den Weg gelegt... Ich hätte gut daran getan, vor Jahren alle höheren Offiziere liquidieren zu lassen wie Stalin... Ich war nie auf einer Akademie, und doch habe ich allein... allein auf mich gestellt ganz Europa erobert...

Im grossen Konferenzraum:

Keiner der Anwesenden wagt noch ein Wort zu sagen. Entsetzt beobachten die Anwesenden, wie Hitler wütet.

HITLER (weiter) ...Verräter... von allem Anfang an bin ich nur verraten und betrogen worden... Es wurde ein ungeheurer Verrat geübt am deutschen Volke. Aber alle diese Verräter werden bezahlen... mit ihrem eigenen Blut werden sie bezahlen... Sie werden ersaufen in ihrem eigenen Blut.

Im Flur vor Konferenzraum:

Traudl nimmt Gerda in den Arm.

TRAUDL Gerda, jetzt beruhig dich doch.

Im grossen Konferenzraum:

Hitler ist erschöpft.

HITLER (weiter) Meine Befehle sind in den Wind gesprochen... Es ist unmöglich, unter diesen Umständen zu führen... Es ist aus... Der Krieg ist verloren.

Alle schauen ihn betroffen an. Noch mal rafft sich Hitler auf.

HITLER Aber wenn Sie, meine Herren, glauben, dass ich deswegen Berlin verlasse, irren Sie sich gewaltig! Eher jage ich mir eine Kugel durch den Kopf!

Hitler sackt nun endgültig in sich zusammen. Sein Kopf hängt schwer nach vorn.

HITLER (kraftlos) ...tun Sie, was Sie wollen...

Die Anwesenden blicken sich verwirrt an. Sie können nicht glauben, was sie hören.

40. FLUR VOR KONFERENZRAUM

Die Tür zum Konferenzraum öffnet sich. Hitler kommt aus dem Konferenzzimmer ohne einen Blick nach rechts oder links. Er geht gebückt und bleich durch das Spalier, das sich augenblicklich bildet. Bormann folgt ihm mit erregtem, rotem Gesicht. Er geht von einem zum anderen, ist ausser Fassung.

BORMANN Das kann der Führer nicht im Ernst gesagt haben, dass er sich erschossen will...

Im allgemeinen Durcheinander dreht sich Hitler plötzlich zu Traudl und Gerda. Hinter ihnen steht Fr. Manziarly. Hitlers Gesicht ist regungslos und hat jeden Ausdruck verloren. Die Augen sind erloschen. Er sieht aus wie seine eigene Totenmaske. Er blickt vage in Richtung der drei Frauen, aber sein Blick erfasst nichts. Im Flur ist es totenstill.

HITLER Frau Junge, Frau Christian. Ziehen Sie sich sofort um. In einer Stunde geht ein Flugzeug, das Sie nach Süden bringt... Es ist alles verloren... hoffnungslos verloren.

Traudl ist wie versteinert. Sie weiss nichts zu antworten. Alle im Raum sind ob dieser Worte bestürzt. Eva Braun löst sich als erste aus



der Erstarrung. Sie geht auf Hitler zu, nimmt seine beiden Hände, lächelt Hitler an wie ein Kind, das man tröstet.

EVA BRAUN Aber du weisst doch, dass ich bei dir bleibe. Ich lass mich nicht wegschicken.

Hitler schaut sie an. Zärtlich zieht er mit einer Hand Evas Kopf zu sich und küsst sie auf den Mund. Alle Anwesenden tauschen verwunderte Blicke aus. Das hat noch keiner je erlebt. Traudl kämpft mit den Tränen.

TRAUDL Mein Führer, ich bleibe auch.

Hitler dreht sich ab und verschwindet in seinen Räumen.

Keitel, Krebs, Fegelein und Burgdorf stehen betroffen in einer Gruppe zusammen. Sie sind aufgewühlt, und ihre Mienen spiegeln deutlich ihre Ratlosigkeit wider. Im weiteren Umkreis aufgeregte

Offiziere, Adjutanten, Bunkerpersonal. Goebbels drängt sich energisch zwischen den Herumstehenden hindurch in Richtung seines Zimmers.

41. FÜHRERBUNKER/ZIMMER GOEBBELS

Goebbels tritt ein und betrachtet sich ruhig im Spiegel.

42. FÜHRERBUNKER/FLUR VOR KONFERENZRAUM

Die Männer stehen noch immer ratlos beisammen.

BURGDORF Was jetzt?

FEGELEIN Der Zeitpunkt ist da. Wir sollten das Spektakel beenden.

KEITEL Was soll denn das heissen? Wollen Sie, dass wir aufgeben?

Das ist undenkbar. Der Führer hat immer erklärt: Wir kapitulieren nicht! Ein November 1918 wird sich nicht wiederholen! Niemals!

FEGELEIN Aber Sie haben es doch selbst gehört, er will nicht mehr führen. Tun Sie, was Sie wollen... Das waren exakt seine Worte.

BURGDORF Keiner hier kann ihn ersetzen. Keiner. Der Führer ist der Führer!

Krebs mustert die Beteiligten.

KREBS Der Führer hat die Fassung verloren. Er wird sich wieder fangen.

FEGELEIN Na prächtig... und wenn er sich gefangen hat, wie geht's dann weiter?

KREBS Fest steht, wir können nicht kapitulieren. Das wäre niemals

im Sinne des Führers. Und wir sind seinem Willen verpflichtet.
FEGELEIN (barsch) Das sind doch nichts als hohle Phrasen. Wir müssen
jetzt handeln, ansonsten haben wir jede Chance verspielt.

Wütend verlässt er die Runde.

BURGDORF Sie wollen doch nur Ihren Kopf retten.

FEGELEIN Ich verbitte mir diesen Ton.

43. VORBUNKER/SCHLAFRAUAM TRAUDL UND GERDA

Traudl dreht den Wasserhahn auf, es kommt kein Wasser. Das Licht flackert. Gerda sitzt auf ihrem Bett und ist mit ihrer Fassung ziemlich am Ende.

TRAUDL Verdammt...

GERDA Wir kommen da nie wieder lebendig raus. Es ist alles aus...

Traudl setzt sich zu Gerda auf das gegenüberliegende Bett.

TRAUDL Wir müssen einfach abwarten...

GERDA Aber der Chef glaubt doch selber nicht mehr dran. Was ist denn, wenn er sich umbringt? Was ist denn dann mit uns?

TRAUDL Der Günsche hat mir gesagt, es gibt vielleicht einen Fluchtweg unter den russischen Linien durch zu den Amis.

Gerda schaut erstaunt auf Traudl.

GERDA Warum hast du denn gesagt, dass du unbedingt bei ihm bleiben willst?

TRAUDL Weiss ich nicht... ehrlich!

Es klopft, Eva Braun betritt den Raum.

EVA BRAUN Es hat aufgehört.

Sie nickt den beiden Frauen aufmunternd zu.

EVA BRAUN Kommen Sie. Wir machen einen Spaziergang.

44. PARK DER REICHSKANZLEI – AUSSEN – TAG

Der gepflegte Rasen der Reichskanzlei ist aufgewühlt von tiefen Kratern und Löchern. Überall liegen leere Benzinkanister und sonstiges Gerät herum. Entlang der Umfassungsmauer sind in regelmässigen Abständen Haufen von Panzerfäusten gelagert. Schweigend wandern Eva Braun, Traudl und Gerda durch den Park. Die Schäferhündin Blondi läuft neben ihnen her. Die Luft ist mild, einige





Bäume blühen still und friedlich zwischen abgerissenen Baumresten. Versteckt hinter Sträuchern entdecken die Frauen auf einem kleinen Rondell eine Bronzestatue. In der Trostlosigkeit der Umgebung kommt sie den Frauen wunderschön vor. Sie lassen sich auf einem Stein nieder und betrachten die Statue. Blondi tollt auf dem Rasen umher. Eva Braun nimmt eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche und zündet sich eine an, inhaliert tief.

GERDA Traudl, schau mal...!

EVA BRAUN Ach, Kinder... ich muss auch mal wieder rauchen.

Auch Traudl und Gerda stecken sich Zigaretten an. Alle inhalieren tief. Plötzlich beginnen die Sirenen zu heulen. Ohne Hast rauchen die Frauen noch einige Züge, werfen dann die Zigaretten zu Boden, treten sie aus und erheben sich. Eva zuckt gleichmütig mit den Schultern.

EVA BRAUN Geh'n wir halt wieder runter.

45. BERLINER STRASSE – AUSSEN – NACHT

Ein mörderisches Gefecht ist im Gange. Das grelle Aufblitzen der schweren Geschütze zerreisst in Abständen die Nacht. Brände erhellen hier und da die Szene, werfen geisterhafte Schatten der Kämpfenden auf die Mauerreste. Das Brüllen der Geschütze, das Knattern der MGs ist ohrenbetäubend.

Im Chaos sind Menschenschreie zu hören.

Auf dem Gelände verteilt, versuchen deutsche Soldaten sich in ihren Verteidigungsstellungen zu behaupten. Sie schießen auf alles, was sich vor ihnen bewegt.

Aus einer Ruine beobachtet Mohnke mit seinem Stab das Geschehen. Ununterbrochen fetzen Granaten in die Trümmer um sie herum. Plötzlich sieht Mohnke etwas auf dem Gelände: Einige halbwüchsige Kinder mit Panzerfäusten über der Schulter und Männer ohne Uniform oder Stahlhelm springen über Schutthalden in Richtung Feind. Mohnke schreit gegen den Lärm an.

MOHNKE Wo kommen die denn her?

ADJUTANT Volkssturm... heute Nachmittag zugeteilt.

MOHNKE (ungläubig) Was? Die sollen raus da, aus der Schusslinie.

ADJUTANT Herr Brigadeführer, der Volkssturm unterliegt dem direkten Befehl von Dr. Goebbels.

Als drei Männer des Volkssturms über eine Schutthalde rennen wollen, blitzt es drüben auf. Sie werden von einer feindlichen Maschinengewehrgarbe niedergemäht.

MOHNKE Ich will sofort, dass die da rauskommen. Das ist doch Wahnsinn!... Ich kläre das.

46. KLEINE SEITENSTRASSE – AUSSEN – NACHT

Langsam fährt der kleine Lastwagen mit verhängten Scheinwerfern durch die dunkle Strasse. Auf der Ladefläche des Lastwagens sind nur einige Ballen geladen. Müller sitzt am Steuer, neben ihm Schenck. Aus der Ferne hört man Geschützdonner.

MÜLLER Ich bin nicht sicher, ob wir richtig sind, Professor.

SCHENCK Na sauber...

Weiter vorn ist die Strasse durch einen flackernden Feuerschein erhellt. Als sie näher kommen, sehen sie, dass in einem Hinterhof heruntergestürzte Dachbalken brennen, deren Flammen die Szenerie gespenstisch in unruhiges Licht tauchen. Plötzlich hört man Schüsse und Geschrei.

SCHENCK (weiter) Stopp! Scheinwerfer aus!

Müller hält den Wagen an, macht den Motor aus und löscht die Scheinwerfer. Er greift zu seiner MP. Das Geschrei nähert sich, man hört Rufe wie «Halt! Stehenbleiben!».

MÜLLER Glück gehabt... Deutsche...

Im Halbdunkel hasten zwei Männer in Zivilkleidung auf das Fahrzeug zu, hinter ihnen ein Trupp von acht SS-Soldaten. Einer der beiden Zivilisten erreicht als erster den kleinen Lastwagen und krallt sich mit seinen Händen an das halboffene Fenster auf Müllers Seite. Für einen kurzen Moment erkennen wir das angstverzerrte Gesicht eines 65jährigen Mannes mit hohlen Wangen und wirren Haaren.

MANN 1 Hilfe! Die wollen uns umbringen!

Im selben Moment wird er brutal von dem inzwischen herangekommenen SS-Kommando gepackt und weggerissen. SS-Leute haben auch den zweiten Mann erreicht und zerren ihn zusammen mit dem anderen weg.

SCHENCK Was ist denn hier los?

MÜLLER Das ist ein Greifkommando...

SCHENCK Das gibt's doch nicht.

Beide steigen aus dem Auto aus und nähern sich der Szene. In dem vom Feuerschein erhellten Hinterhof sehen sie die SS-Männer. Sie stoßen die alten Männer zu Boden und treten mit ihren Stiefeln auf sie ein. Man hört Schreie wie «Drecksau», «Verräterschweine», «Bolschewikenpack» ... Die beiden Männer wälzen sich blutend am Boden.

SCHENCK (scharf) Hören Sie sofort auf! Lassen Sie die Männer los!

Die SS-Leute schauen erstaunt auf Schenck und Müller.

SCHENCK Was geht hier vor?

Inzwischen haben sich die beiden Zivilisten mühsam erhoben. Sie torkeln wie Betrunkene.

SS-MANN I (lakonisch) Sie haben hier überhaupt nichts zu melden...

Er zeigt mit seiner Pistole auf die verschreckten Zivilisten.

SS-MANN I (weiter) Diese Männer haben wir in ihren Wohnungen aufgegriffen. Sie sind fahnenflüchtig. Sie werden erschossen wie alle Verräter.

SCHENCK Das sind alte Männer, Zivilisten... Das können Sie nicht machen.

SS-MANN I Nein?

Wie beiläufig feuert er zwei Schüsse auf die beiden Männer ab, die sofort in sich zusammensinken und am Boden liegenbleiben.

SS-MANN I (weiter) Wer sollte mich daran hindern? Sie vielleicht?

Der SS-Mann geht bedrohlich auf ihn zu. Müller hebt seine MP hoch.

MÜLLER Stopp! Es reicht.

Die anderen SS-Soldaten wollen zu ihren Waffen greifen, aber Müller hält sie mit seiner MP in Schach. Der SS-Mann 1 verliert plötzlich das Interesse an der Situation.

SS-MANN I Ab!

Mit der Waffe im Anschlag gehen Schenck und Müller zurück zu ihrem Laster. Sie steigen ein und fahren los. Der kleine Lastwagen verschwindet in der Dunkelheit.

47. NEUE REICHSKANZLEI/VOSSSTRASSE – AUSSEN – NACHT

Mohnke und sein Adjutant fahren im Geländewagen vor, der neben Schencks Lastwagen hält. Mohnke steigt aus, läuft eilig an Schenck vorbei und verschwindet im Bunker. Schenck und Müller laden von ihrem kleinen Lastwagen Kisten mit Arzneimitteln und Ballen von Mullbinden ab. Daneben werden Verletzte aus einem Sanitätsauto

heruntergehoben und in die Bunkeranlage getragen. Von der nahen Front hört man Geschützdonner. Schenck und Müller bepacken sich mit dem Ladegut und gehen nun ihrerseits über die Rampe in den...

48. FÜHRERBUNKER/LAZARETT VOSSSTRASSE

Vom Eingang her drängen sich Schenck und Müller, bepackt mit Ballen von Mullbinden und Arzeneikästen. Der grosse Lazarettbunker gleicht einer Vision von Hieronymus Bosch. Hunderte von Sterbenden, Schwerverletzten liegen auf den Betten oder einfach am Boden. Soldaten verschiedenster Waffengattungen, aber auch Zivilisten, Frauen und Kinder. Der Raum ist so überfüllt, dass man über die Körper steigen muss, wenn man von einer Stelle zur anderen will.

In den angrenzenden, langen Gängen hausen erschöpfte Soldaten von Volkssturm und Wehrmacht. Dazwischen hilfreiche Frauen, Flüchtlinge, Mädchen und Krankenschwestern. Fortwährend wird der Bunker von Detonationen erschüttert, das Licht flackert. Soldaten in verdreckten Felduniformen bringen ständig weitere verletzte Kameraden von draussen herein. Schenck geht andächtig und erschrocken durch die Gänge, eine Krankenschwester, Erna, führt ihn hinter eine mit einem Vorhang abgedeckte Nische.

Dort sehen wir Prof. Dr. Haase, 65, der gerade einem Soldaten den Unterarm amputiert.

ERNA Der Mann ist Arzt.

Haase blickt auf, nimmt seinen Mundschutz ab.

HAASE Können Sie operieren?

SCHENCK Eigentlich nicht...

49. FÜHRERBUNKER/TELEFONZENTRALE UND SEKRETARIAT

Mohnke betritt schnellen Schrittes den Bunker, er ist staubbedeckt. In der Telefonzentrale ist nicht mehr viel Betrieb. Traudl sitzt am Schreibtisch. Der Funk-Offizier Rochus Misch, ca. 40, sitzt vor der Apparatur, er hat Goebbels eine Verbindung hergestellt. Goebbels spricht am Telefon.

GOEBBELS Sag Fräulein Ilse... die Kinder sollen nicht zuviel Spielzeug mitnehmen... eines für jedes reicht.

Mohnke bleibt in der Tür stehen und entrichtet den Hitlergruss. Goebbels dreht sich kurz zu ihm um und bedeutet ihm mit der Hand, einen Augenblick zu warten.

GOEBBELS (in den Hörer) ...und nicht unnötig viel Nachtgewand, das ist jetzt nicht mehr nötig... bis gleich.

MOHNKE Herr Minister...

Goebbels legt den Hörer auf und wendet sich an Traudl.

GOEBBELS Frau Junge, nachher kommt meine Frau mit den Kindern. Bitte seien Sie so gut und nehmen Sie meine Familie in Empfang.

Traudl schaut ihn bestürzt an und nickt.

GOEBBELS Ich danke Ihnen.

Dann wendet er sich an Mohnke.

GOEBBELS Brigadeführer, was kann ich für Sie tun?

MOHNKE Herr Minister, die Russen schiessen Ihre Männer vom Volkssturm ab wie die Hasen...

Goebbels wartet ab.

MOHNKE ...diese Männer haben weder Erfahrung im Häuserkampf noch geeignete Waffen...

Goebbels mustert ihn kalt.

GOEBBELS (unterbricht) Was diesen Männern an Kampferfahrung und Waffen fehlt, gleichen sie aus mit ihrem glühenden, bedingungslosen Glauben an den Endsieg.

MOHNKE (erregt) Herr Minister...

Goebbels schaut ihn ungerührt an.

MOHNKE ... wenn Sie diese Männer nicht bewaffnen können, dann können sie nicht kämpfen... Sie sterben sinnlos...

GOEBBELS Ich kann kein Mitgefühl empfinden...

In ungewohnter Erregung schlägt er sich mit der Faust in den Handballen.

GOEBBELS Ich wiederhole, ich kann da kein Mitgefühl empfinden.
Das Volk hat dieses Schicksal selbst gewählt!

Mohnke betrachtet ihn mit starrem Blick.

GOEBBELS Ja, das mag für manche Leute eine Überraschung sein... Geben Sie sich keinen Illusionen hin! Wir haben das deutsche Volk ja nicht gezwungen. Es hat uns selbst beauftragt... Jetzt wird ihnen eben das Hälschen durchgeschnitten.

Goebbels macht auf dem Absatz kehrt und geht zur Tür in den angrenzenden Raum. Mohnke und Traudl schauen sich sprachlos an.

50. FÜHRERBUNKER/EVA BRAUNS ZIMMER

Das Zimmer ist klein, aber wohnlich eingerichtet. Eva sitzt vor einer Schminkkonsole und wird von einer Zofe frisiert. Das Telefon auf dem Beistelltisch des Bettes klingelt. Eva nimmt ab.

EVA Ja?

Diese Szene wird zwischengeschnitten mit Fegelein, der in einem...

51. KARG AUSGESTATTETES HOTELZIMMER

... auf einem Stuhl vor dem Bett sitzt. Aus den grossen Fenstern, die verhängt sind, und aus der Höhe des Raumes schliessen wir, dass er sich irgendwo in der Stadt aufhält. Hinter ihm auf dem Bett schläft eine nackte, rothaarige Frau. Fegelein ist nur in Unterwäsche und hat eine halbleere Schnapsflasche in der Hand. Er ist sehr betrunken.

EVA Hallo?

FEGELEIN Eva, du musst den Führer verlassen.

EVA Hermann!

Sie bedeutet der Zofe, den Raum zu verlassen.

FEGELEIN Sei nicht so dumm. Jetzt geht es um Leben und Tod.

EVA Wie kannst du so was nur sagen... Wo bist du überhaupt?

FEGELEIN Ich habe entschieden nicht die Absicht, in Berlin zu sterben.

EVA Hermann, weiss meine Schwester, wo du bist?

FEGELEIN Überleg's dir. Ich ruf wieder an.

Er legt auf.

52. FÜHRERBUNKER/GANG KINDERZIMMER

Die Goebbels-Kinder kommen durch den Gang auf das Kinderzimmer zugerannt. Traudl und Magda Goebbels, eine hübsche, blonde Frau Mitte 40, begrüßen sich.

TRAUDL Na, Kinder, da rechts ist euer Zimmer. Guten Tag,

Frau Goebbels.

MAGDA GOEBBELS Freut mich, Sie zu sehen, Frau Junge.

53. FÜHRERBUNKER/KINDERZIMMER

Das Kinderzimmer ist mit mehrstöckigen Betten ausgestattet. Die sechs Goebbels-Kinder toben herein und beginnen sofort eine «Schlacht» um die besten Plätze. Es sind fünf aufgeweckte, blonde Mädchen von zwölf bis vier Jahren – Helga, Hilde, Holde, Hedda, Heide – und ein neunjähriger Junge, Helmut.

Gutgelaunt toben sie eine Weile herum.

MAGDA GOEBBELS (lacht) So, Kinder, so. Kinder, jetzt stellt euch mal auf. Stellt euch auf. Helga, komm. Ihr stellt euch jetzt mal auf.

Die Kinder parieren sofort und stellen sich in einer Reihe auf.

MAGDA GOEBBELS Wir machen uns jetzt alle ganz fein, und dann dürft ihr eurem Onkel Hitler «Guten Tag» sagen.

Die Kinder sind über diese Aussicht durchaus begeistert.

KINDER Jaaa...

MAGDA GOEBBELS Kennt ihr euer Lied noch?

KINDER Jaaa...

Die Kleinste beginnt mit piepsiger Stimme zu singen.

HEIDE «Kein schöner Land in dieser Zeit...»

54. FÜHRERBUNKER/HITLERS WOHNRAUM

Hitler sitzt in seinem Sessel, die kleine Heide auf dem Schoß. Um ihn herum stehen die anderen Kinder in Festtagskleidung und prop-



per herausgeputzt. Des Weiteren sind dabei Magda und ihr Mann Joseph sowie Eva, Traudl und Gerda. Während die Kinder singen, betrachtet Traudl immer wieder Goebbels, der dem Vortrag seiner Kinder mit leuchtenden Augen folgt und das Lied mitsingt.

KINDER (im Chor weiter mit:) «Kein schöner Land» ...

Alle applaudieren kräftig. Hitler ist entzückt.

55. FÜHRERBUNKER/HITLERS WOHNRAUM

Jetzt sind nur noch Eva, Traudl und Gerda mit Hitler im Raum.

HITLER (sachlich) Also, wenn man sicher sein will, ist es das Beste, man schießt sich in den Mund...

Er zeigt den jungen Frauen mit dem Zeigefinger, den er sich in den Mund schiebt, wie das geht.



HITLER ... dann platzt der Schädel...

Die Frauen blicken sich angeekelt an.

EVA BRAUN liii...

HITLER ... man merkt überhaupt nichts. Der Tod tritt sofort ein.

EVA BRAUN Ich will a schöne Leich sein. Ich nehm Gift.

Aus ihrem Kleid nimmt sie eine kleine Messingkapsel, aus der sie eine Phiole Zyankali produziert.

EVA BRAUN Wenn ich schon bereit bin, heldenhaft zu sterben, soll's wenigstens schmerzlos sein.

HITLER Das ist unter Garantie schmerzlos. Durch eine Lähmung des Nerven- und Atmungssystems tritt der Tod ein... das ist eine Sache von Sekunden.

Gerda sieht Hitler an.

GERDA ...Vielleicht könnt ich auch eine haben?

TRAUDL Ich vielleicht auch?

Hitler erhebt sich und geht zum Schreibtisch.

HITLER Himmler hat mich Gott sei Dank gut versorgt.

Aus der Schreibtischschublade entnimmt er zwei Ampullen. Er gibt Traudl und Gerda je eine.

TRAUDL Danke.

HITLER Es tut mir sehr leid, dass ich Ihnen kein schöneres Geschenk machen kann.

56. FÜHRERBUNKER/EVA BRAUNS ZIMMER

Eva Braun sitzt an ihrem kleinen Schreibtisch und tippt mit zwei Fingern einen Brief auf der Schreibmaschine. Wir sehen die Buchstaben aufs Papier klatschen: «Berlin, den 23. IV. 45. Mein liebes Schwesterlein!» Während Eva tippt, hören wir ihre Stimme:

EVA BRAUN (v. o.) Berlin, den 23. 4. 1945. Mein liebes Schwesterlein!
Wie tust Du mir leid, dass Du solche Zeilen von mir bekommst:
Aber es geht nicht anders. Es kann jeden Tag und jede Stunde mit
uns zu Ende sein... Vorausgeschickt ...

57. BUNKERLAZARETT

Haase und Schenck operieren. Beide sind am Ende ihrer Kräfte. Plötzlich beginnt das Licht zu flackern.

EVA BRAUN (v. o., weiter) Hermann ist nicht bei uns!...



58. MASCHINENRAUM

Auch hier flackert das Licht. Der Maschinist Hentschel, ein sympathischer Mann um die 45 im blauen Monteurs-Overall, macht sich sofort an dem grossen Aggregat zu schaffen.

EVA BRAUN (v. o., weiter) Aber ich bin der felsenfesten Überzeugung, dass Du ihn noch mal sehen wirst.

59. BUNKERLAZARETT

Haase schaut besorgt auf die Operationsbirne.

EVA BRAUN (v. o., weiter) Er wird sich sicher durchschlagen, um vielleicht in Bayern den Widerstand wenigstens für einige Zeit fortzusetzen.

60. FÜHRERBUNKER/FLUR VOR KONFERENZZIMMER

Hitler verabschiedet mehrere Generale und Adjutanten, die in Marschkleidung vor ihm stehen, mit Handschlag. Darunter auch Jodl.

EVA BRAUN (v. o., weiter) Der Führer selbst hat jeden Glauben an einen glücklichen Ausgang verloren.

61. FÜHRERBUNKER/ZIMMER GOEBBELS

Magda Goebbels sitzt in ihrem kleinen Zimmer an einem winzigen Schreibtisch. Vor ihr aufgestellt sind zwei gerahmte Bilder: Eines zeigt ihre sechs kleinen Kinder, das andere ist ein Porträt ihres Soh-



nes aus erster Ehe, Harald Quandt, in Fliegeruniform.
Magda schreibt einen Brief.

MAGDA GOEBBELS (v. o.) Mein geliebter Sohn, ob Du diesen Brief erhältst, weiss ich nicht. Vielleicht gibt es doch eine menschliche Seele, die es mir ermöglicht, Dir meine letzten Grüsse zu senden.

62. FÜHRERBUNKER/HITLERS ARBEITSZIMMER

Hitler gibt Linge verschiedene Akten aus dem Safe.

MAGDA GOEBBELS (v. o., weiter) Du sollst wissen, dass ich gegen den Willen Papas bei ihm geblieben bin. Da noch vorigen Sonntag der Führer mir helfen wollte, hier herauszukommen.

63. GARTEN HINTER DER REICHSKANZLEI – AUSSEN – NACHT

Günsche und Linge verbrennen geheime Akten in einem grossen Feuer. Plötzlich tritt Hitler aus dem Dunkel in den flackernden Feuerschein.

MAGDA GOEBBELS (v. o., weiter) Du kennst Deine Mutter. Wir haben dasselbe Blut. Es gab für mich keine Überlegung. Unsere herrliche Idee geht zugrunde, und mit ihr alles, was ich Schönes, Bewundernswertes, Edles und Gutes in meinem Leben gekannt habe. Die Welt, die nach dem Führer und dem Nationalsozialismus kommt, ist nicht mehr wert, darin zu leben, und deshalb habe ich auch die Kinder hierher mitgenommen.

64. FÜHRERBUNKER/ZIMMER GOEBBELS

Magda sitzt an ihrem Schreibtisch, sie schraubt den Füller zu und legt ihn weg. Sie raucht.

MAGDA GOEBBELS (weiter) Sie sind zu schade für das nach uns kommende Leben, und ein gnädiger Gott wird mich verstehen, wenn ich ihnen selbst die Erlösung geben werde.

65. FÜHRERBUNKER/EVA BRAUNS ZIMMER

Eva Braun schreibt auf der Schreibmaschine.

EVA BRAUN (v. o., weiter) Ich möchte das goldene Armband mit dem grünen Stein bis zum Schluss tragen. Dann lasse ich es mir abnehmen, und Du sollst es immer tragen.

66. FÜHRERBUNKER/ZUGANG ZUM BUNKER

Schenck und Müller stehen rauchend an der offenen Klappe. Sie sind allein.

EVA BRAUN (v. o.) ...so wie ich es immer getragen habe.

67. U-BAHN-SCHACHT

Dichtgedrängt stehen und sitzen alte Männer, Frauen und Kinder in einem langen, dunklen U-Bahn-Schacht, der von Detonationen erschüttert wird.

EVA BRAUN (v. o.) Meine Brillantuhr habe ich unglücklicherweise zum Richten gegeben.

68. FÜHRERBUNKER/ZUGANG ZUM BUNKER

Schenck und Müller nehmen einen Schwerverletzten in Empfang und tragen ihn runter in den Bunker.

EVA BRAUN (v. o.) Die Adresse schreibe ich unten an.

Vielleicht hast Du ja Glück und bekommst sie noch. Sie soll dir gehören.

69. FLAKSTÜTZPUNKT/AUSSEN – NACHT

Verschiedene Detonationen und Schiessereien. Der Flakstützpunkt steht unter starkem Beschuss. Er gibt keinen Ausweg mehr. Inge befiehlt dem Oberleutnant, sie zu erschiessen. Er zögert, Inge strafft sich und erhebt die Hand zum Hitlergruss.

Er drückt ab. Anschliessend richtet er sich selbst durch einen Kopfschuss und sinkt in sich zusammen.

EVA BRAUN (v. o.) Ebenfalls gehört Dir das Brillantarmband und der Topasanhänger, Geschenk des Führers zu meinem letzten Geburtstag. Der Firma Heise bin ich noch anliegende Rechnung schuldig... Es könnten auch noch weitere Forderungen kommen. Aber sie dürften RM 1'500 kaum überschreiten. Auf jeden Fall bitte ich Dich, die Geschäfts- und Privatbriefe und das Kuvert an den Führer gleich zu verbrennen. Ich schicke bei gleicher Gelegenheit Ess- und Rauchwaren. Bitte geb auch Lindners und Kathi von dem Kaffee. Die Zigaretten gehören Mandi. Der Tabak ist für Papa. Die Schokolade für Mutti. So, jetzt weiss ich nichts mehr. Für heute genügt es.

70. ZIMMER EVA BRAUN

Sie schreibt.

EVA BRAUN (v. o.) Nun wünsche ich Dir, mein liebes Schwesterlein, viel viel Glück! Und vergiss nicht: Hermann siehst Du bestimmt wieder!! Mit den herzlichsten Grüssen und einem Kuss bin ich Deine Schwester.

Wir sehen die Buchstaben auf dem Papier: Eva nimmt den Füller und unterschreibt mit «Eva».

71. ARBEITSZIMMER HITLER

Traudl kommt ins Zimmer. Sie nimmt eine Akte vom Tisch. Hitler sitzt auf seinem Stuhl. Erst als sie den Raum verlässt, bemerkt sie Hitler und sieht, dass er versonnen auf das grosse Porträt Friedrichs II. schaut. Er ist wie in einer anderen Welt. Vorsichtig verlässt Traudl den Raum. Hitler hat sie gar nicht bemerkt.

72. STRASSE BERLIN – NACHT – AUSSEN

Nach einiger Zeit erreicht Peter den Flakstützpunkt. Die Rohre der beiden Flakgeschütze sind jetzt tatsächlich nach unten gedreht und werden als Artillerie benutzt. Peter will näher, als der Flakstützpunkt plötzlich unter schweren Beschuss kommt. Peter springt in Deckung. Er sieht in einiger Entfernung Inge liegen. Peter ist für einen Moment starr vor Schreck. Dann läuft er geduckt zu Inge hin. Er ruft ihren Namen, er rüttelt sie, aber das Mädchen ist tot.

73. FLAKSTÜTZPUNKT-AUSSEN – NACHT

Der Beschuss hat deutlich nachgelassen. Aus den Augenwinkeln sieht Peter Gestalten in einiger Entfernung in der Dunkelheit umherhuschen. Russische Kommandos dringen an sein Ohr. Vorsichtig schleicht er weiter und verschwindet irgendwo zwischen den Ruinen. Von dort beobachtet er das Geschehen. Peter stolpert erschöpft durch die Nacht. Er stürzt kopfüber in einen grossen Bombenrichter und rollt bis zum Grund. Am Ende seiner physischen und psychischen Kräfte rollt er sich wie ein Embryo zusammen und bleibt liegen.

74. FÜHRERBUNKER/WOHNRAUM HITLER

Linge betritt mit Keitel den Raum. Hitler sitzt am Tisch und studiert mit der Lupe dort ausgebreitete Karten.

Keitel tritt vor, Linge schliesst hinter ihm die Tür. Hitler schaut auf.

HITLER Hören Sie zu, Keitel, ich möchte, dass Sie noch heute Nacht abreisen. Begeben Sie sich zu Dönitz. Helfen Sie ihm, alles zu organisieren. Es muss wieder Schwung in die Sache.

KEITEL (verwirrt) Ich verstehe nicht.

HITLER Wir haben keine Ölgebiete mehr. Das ist katastrophal, weil es jede weitgreifende Operation unmöglich macht... Wenn ich diese Geschichte hier erledigt habe, müssen wir schauen, dass wir die Ölgebiete wiederbekommen.

Hitler wendet sich wieder dem Studium der Karten zu. Keitel ist zu verduzt, um irgendetwas zu erwidern. Er steht wie angewurzelt vor Hitlers Schreibtisch. Hitler blickt hoch.



HITLER Noch irgendwelche Fragen? **KEITEL** (perplex) Nein, mein Führer... **HITLER** Gut... Also dann, gute Reise...

Er wendet sich abermals seiner Arbeit zu. Keitel rafft sich zusammen und verlässt mit steifen Schritten das Zimmer.

75. STRASSE BERLIN/BOMBENTRICHTER – AUSSEN – TAG

Eine Bombendetonation, Menschen laufen in Panik umher. Eltern beweinen ihre toten Kinder, die von der Bombe getötet wurden.

Im fahlen Licht liegt Peter zusammengekauert auf dem Boden des Bombentrichters. Er erwacht benommen. Zunächst weiss er gar nicht, wo er ist. Er schaut umher und bemerkt zu seinem Entsetzen, dass neben ihm eine tote Frau liegt. Verstört stolpert er den Trichter hoch und verschwindet in den Trümmern.

76. FÜHRERBUNKER/FLUR UND TELEFONZENTRALE

An der kleinen Telefonzentrale sitzt Rochus Misch und liest mit wachsender Erregung ein Telegramm.

77. FÜHRERBUNKER/ARBEITSZIMMER HITLER

Hitler sitzt in seinem Sessel. Vor ihm Goebbels und Hewel. Bormann steht vor ihm und liest aus dem Telegramm vor.

BORMANN Mein Führer! Sind Sie einverstanden, dass ich nach Ihrem Entschluss, in der Festung Berlin zu verbleiben, als Ihr Stellver-

treter sofort die Gesamtführung des Reiches übernehme, mit voller Handlungsfreiheit nach innen und aussen. Falls bis 22 Uhr keine Antwort erfolgt, nehme ich an, dass Sie Ihrer Handlungsfreiheit beraubt sind. Ich werde dann zum Wohle von Volk und Vaterland handeln...

Hitler reagiert nicht. Im Raum ist es sehr still.

BORMANN Das ist Landesverrat und Verrat an Ihrer Person...

HEWEL Görings Sorge ist nicht so unberechtigt... Wenn unsere Kommunikationssysteme zusammenbrechen, und das kann stündlich geschehen... dann sind wir in der Tat von der Welt abgeschnitten. Befehle und Anweisungen können dann nicht mehr übermittelt werden.

GOEBBELS Ich sehe das anders. Göring will die Macht an sich reißen. Diese Mischpoke, die sich am Obersalzberg um ihn rottet, war mir noch nie geheuer. Das riecht nach Putsch.

Hitler erregt sich, trommelt mit seiner Hand auf der Lehne des Sessels herum. Er ist ausser sich.

HITLER (rast) Dieser Versager... Dieser Schmarotzer... Ein Parvenu, ein Faulpelz...

78. IM FLUR

Während dieser Tirade betritt Speer den Flur. Er hat seinen Ledermantel über den Arm geschlagen. Starr verharren die Anwesenden und lauschen. Von innen dringt Hitlers Geschrei fort.

HITLER (v. o.) Wie kann er es wagen, mich als handlungsunfähig zu erklären... Vielleicht behauptet er morgen, ich sei bereits tot...

Eine SS-Einheit soll sofort zum Obersalzberg.

Freundlich begrüsst er Traudl, gibt ihr die Hand.

SPEER Guten Tag, Frau Junge.

TRAUDL Herr Speer, wie sind Sie denn noch nach Berlin reingekommen?

SPEER Einfach war es nicht... Aber ich muss noch einmal zum Führer.

Linge macht eine bedeutungsvolle Geste.

LINGE An Ihrer Stelle würde ich damit lieber warten.

79. IM ARBEITSZIMMER

HITLER (weiter) Die Luftwaffe... was hat er daraus gemacht... allein dafür müsste man ihn an die Wand stellen... Dieser Morphinist hat die Korruption in unserem Staate möglich gemacht. Und jetzt das... Verrat an meiner Person... An meiner Person!... Ich will, dass Göring sofort entmachtet wird und alle Ämter aufgibt. Für den Fall, dass ich den Krieg nicht überstehe, ist der Mann auf der Stelle hinzurichten.

80. FÜHRERBUNKER/FLUR UND KINDERZIMMER

Speer und Traudl stehen im Flur.

TRAUDL ...was wird denn jetzt aus uns? Gibt's denn noch Hoffnung?

SPEER Frau Junge, Sie sollten hier raus, bevor es zu spät ist.

TRAUDL Der Führer will dableiben... wir können ihn doch alle nicht einfach so allein lassen.

Speer sieht sie für einen Moment eindringlich an.

SPEER Bei dem, was den Führer erwartet, braucht er niemanden.

Am allerwenigsten Sie.

TRAUDL Aber der Herr Goebbels und seine Frau bleiben doch da... und die Kinder ja auch...

Speer weicht ihrem fragenden Blick nicht aus. Es entsteht eine längere Pause. Traudl schlägt die Hände vors Gesicht.

TRAUDL Aber die Kinder... Und ich hab immer geglaubt... (verwirrt) ich hab geglaubt... da gibt's noch einen Ausweg... irgendwie.

Erst jetzt schlägt Speer die Augen nieder. Auch Traudl schaut entsetzt zu Boden.

81. ZIMMER MAGDA GOEBBELS

Es klopft.

MAGDA GOEBBELS Herein!

Speer öffnet die Tür. In dem winzigen Zimmer liegt Magda Goebbels in ihrem Bett. Ihr Gesicht ist schweissnass und kalkweiss, ihre Augen glänzen fiebrig.

MAGDA GOEBBELS Albert, grüss dich...

Albert Speer setzt sich zu ihr auf die Bettkante und nimmt ihre Hand.

SPEER Du hast Fieber...

MAGDA GOEBBELS Albert... mein Herz hält das nicht aus...

SPEER Warum nimmst du nicht die Kinder, Magda, und verschwindest von hier?

MAGDA GOEBBELS Verschwinden? Wohin denn?

SPEER Ich hab dir schon einmal gesagt, ich kann euch mit einem Lastkahn nach Schwanenwerder bringen. Man kann ihn umbauen, so dass ihr euch darin verstecken könnt, bis alles vorbei ist... Lange dauert es so oder so nicht mehr...

MAGDA GOEBBELS Ich habe mir alles genau überlegt... Ich möchte nicht, dass meine Kinder in einer Welt ohne Nationalsozialismus aufwachsen...

SPEER Überlege es dir noch mal, Magda... Die Kinder haben ein Recht auf ihre Zukunft...

MAGDA GOEBBELS Wenn die Idee des Nationalsozialismus stirbt, gibt es keine Zukunft mehr.



Speer erhebt sich.

SPEER Ich kann nicht glauben, dass du das wirklich willst.

MAGDA GOEBBELS Geh...

Er verlässt das Zimmer.

82. FÜHRERBUNKER/FLUR UND VORZIMMER

Speer geht den Flur entlang und wirft im Vorbeigehen einen Blick in den Maschinenraum und in die Telefonzentrale. Als er den Vorraum betritt, sieht er Bormann. Er sitzt hinter seinem Schreibtisch, die Beine weit von sich gestreckt und den Kopf im Nacken. Er schnarcht. Vor ihm steht eine dreiviertelvolle Schnapsflasche und ein grosses Glas. Speer geht zur angrenzenden Tür, ohne Bormann weiter zu beachten, und tritt in das Zimmer von Eva Braun.

83. FÜHRERBUNKER/ZIMMER EVA BRAUN

Speer klopft an.

EVA BRAUN (v. o.) Herein.

Der kleine Raum ist, soweit möglich, mit hübschen Möbeln gemütlich eingerichtet. Als Speer eintritt, umarmt ihn Eva Braun glücklich. Sie hat Tränen in den Augen.

EVA BRAUN Ich wusste, dass Sie kommen würden. Sie gehören nicht zu denen, die den Führer im Stich lassen.

Speer macht sich langsam von ihr los.

SPEER Ich... ich bin nur da, um mich vom Führer zu verabschieden, Fräulein Braun... Ich muss noch heute Nacht zurück nach Hamburg.

Eva wirkt gelöst und fast heiter.

EVA BRAUN Aber natürlich müssen Sie gehen...

Sie zeigt auf einen der beiden Sessel.

EVA BRAUN (weiter) ... setzen Sie sich...

Beide setzen sich an einen kleinen Tisch, auf dem eine Schale mit Keksen steht sowie zwei Gläser und eine Flasche Sekt.

EVA BRAUN Sehen Sie, ich hab einige von den Möbeln, die Sie für mich entworfen haben, mitgebracht. Ich könnt mich einfach nicht von ihnen trennen.

Eva schenkt ihm und sich ein.

EVA BRAUN (weiter) Aber, bitt' schön, nehmen Sie sich doch. Sie haben bestimmt den ganzen Tag noch nichts gegessen.

Speer nickt.

SPEER Das stimmt allerdings. Danke.

EVA BRAUN ... es ist so wichtig, dass Sie 'kommen sind...

Das beweist ihm, dass Sie auf seiner Seite stehen...

SPEER Hat er denn daran gezweifelt?

EVA BRAUN In letzter Zeit hat er schon manchmal dran gedacht, ob Sie vielleicht auch gegen ihn sind... aber ich hab ihm immer gesagt,

dass Sie kommen würden... und jetzt sind Sie ja da.

Sie prostet Speer zu und trinkt einen Schluck Sekt.

EVA BRAUN Ich glaub, es hat ihm gefallen, dass Sie ihm geraten hab'n, in Berlin zu bleib'n... Ich glaub auch, dass es richtig ist.

Eva legt für einen kurzen Moment ihre Hand auf Speers Arm.

EVA BRAUN Wissen Sie... es ist vielleicht verrückt... aber ich bin wirklich glücklich, dass ich hier sein darf... und ich hab auch gar keine Angst.

Speer schaut die junge Frau an. In seinem Blick liegt Bewunderung.

84. FÜHRERBUNKER/HITLERS ARBEITSZIMMER

Hitler steht hinter seinem Schreibtisch, als Speer das Zimmer betritt. In kurzer Entfernung bleiben die beiden Männer voreinander stehen.

HITLER Ja. So, Sie sind gekommen.

SPEER Mein Führer... ich...

Hitler blickt Speer an. Seine Augen bekommen für einen Moment einen schimmernden Glanz.

HITLER Es ist gut. Setzen wir uns.

Beide setzen sich.

HITLER Ich habe Grosses vorgehabt... mit den Deutschen wie mit der Welt... Keiner hat mich begriffen... nicht einmal meine ältesten Mitkämpfer... Was hatten wir für Möglichkeiten! Die Weltmacht lag zum Greifen nahe!... Zu spät... Das einzige, was ich mir zugute halten kann, ist, dass ich die Juden mit offenem Visier bekämpft habe und dass ich den deutschen Lebensraum vom jüdischen Gift gesäubert habe. Es fällt mir leicht davonzugehen... nur dieser eine Augenblick (er lacht verächtlich)... und dann ewige Ruhe...

SPEER ...aber schonen Sie doch das Volk, mein Führer...

HITLER (rauh) Wenn mein eigenes Volk an dieser Prüfung zerbricht, könnte ich darüber noch keine Träne weinen... es hätte nichts anderes verdient... es würde sein eigenes Schicksal sein, das es sich selbst zuzuschreiben hat!

Speer räuspert sich. Nur mühsam und stockend kommen seine Worte über die Lippen.

SPEER Seit Monaten... ich muss es loswerden, mein Führer... seit Monaten habe ich Ihre Zerstörungsbefehle ausgesetzt...

Hitler blickt ihn mit merkwürdig abwesenden Augen an, als würde er das, was Speer jetzt sagt, schon lange wissen. Er nimmt einen herumliegenden Bleistift in die Hand und beginnt nun, mit den Fingern damit zu spielen. Speer redet weiter wie unter Zwang. Hitler scheint abwesend in die Ferne zu blicken.

SPEER (weiter) Es gibt schriftliche Beweisstücke, wonach ich Ihre Befehle nicht nur missachtet, sondern Ihnen auch zuwidergehandelt habe... ich musste es Ihnen sagen!

Der Bleistift in Hitlers Hand zerbricht mit einem «Knack».

Speer blickt Hitler an. Hitler wirft die beiden Hälften des Bleistiftes auf den Tisch.

SPEER (weiter) Meine persönliche Loyalität zu Ihnen hat dabei nie Schaden genommen.

Hitlers Augen beginnen sich mit Tränen zu füllen, die er nicht abwischt. Speer erhebt sich steif. Hitler blickt zu Boden.

HITLER Also, Sie fahren. Gut. Auf Wiedersehen.

Die von Speer dargebotene Hand übersieht Hitler.

SPEER Ich wünsche Ihnen alles Gute.

Hitler nickt nur. Ohne ein weiteres Wort verlässt Speer den Raum. Während Speer den Gang entlanggeht, zieht er sich seinen langen Ledermantel an.

In der Kantine bringt Fräulein Manziarly etwas zu essen.

FRÄULEIN MANZIARLY So, meine Herren, jetzt esst's euch erst mal richtig satt.

Wir verfolgen Speer auf seinem Weg nach draussen durch den Bunker.

85. EHRENHOF – AUSSEN – NACHT

Speer schreitet die Treppen der Reichskanzlei hinab und hält unten bedächtig inne. Er wirft einen Blick zurück. Dann wendet er sich um und geht.

86. WOHNUNG FAMILIE KRANZ/TREPPENHAUS – INNEN/NACHT

Peter schleppt sich erschöpft die Stufen hoch. Wilhelm, sein Vater, sitzt mit einer Kerze auf der oberen Treppenstufe. Plötzlich erkennt er Peter, der aus dem Dunkeln auftaucht. Er springt auf, läuft ihm einige Stufen entgegen und umarmt ihn. Peter sackt in seinen Armen zusammen.

WILHELM Peter! Ist gut, Junge, ist gut.

Peter schluchzt.

87. WOHNUNG FAMILIE KRANZ/PETERS ZIMMER – INNEN – NACHT

Peter liegt in dem kärglich eingerichteten Zimmer unter zerschlossenen Decken in seinem Bett. Er ist schweissgebadet. Die Fenster sind abgehängt, nur eine Kerze erleuchtet spärlich den Raum. Dorothee sitzt an seinem Bettrand und wischt ihm mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn. Im Hintergrund steht Wilhelm.

DOROTHEE Er hat Fieber.

WILHELM Ja... aber er lebt.

Abblende.

88. FÜHRERBUNKER/FLUR UND KRANKENRAUM

Hitler geht durch den Flur auf das Krankenzimmer zu. Hitler betritt den Krankenraum, der nur zwei Betten hat. Auf dem einen liegt Ritter von Greim, an dessen Bein sich der Arzt Stumpfegger zu schaffen macht. Auf der Bettkante neben Greim sitzt eine junge Frau, Hanna

Reitsch, 33, und versucht, Greim, der offensichtlich grosse Schmerzen hat, die Stirn mit einem Tuch zu kühlen.

HITLER Es gibt noch Treue und Mut auf der Welt. Ritter von Greim und Fräulein Reitsch, ich freue mich, dass sie beide gesund eingetroffen sind... (mit Blick auf Greim)... zumindest einigermassen. Bitte...

Greim lächelt tapfer. Hannas Augen leuchten.

HANNA Wir waren unter schwerem Beschuss, konnten dann aber doch in Gatow landen... Von da war aber auf den Strassen kein weiteres Durchkommen mehr möglich. Also haben wir uns einen Fieseler Storch besorgt...

Hitler hört interessiert zu.

HANNA (weiter) ...und sind direkt über die russischen Linien geflogen und auf der Ost-West-Achse gelandet... ein paar hundert Meter von hier... Kurz vor der Landung hat uns dann die russische Artillerie doch noch erwischt.

89. FÜHRERBUNKER/FLUR UND LAGERAUM

Die Kamera fährt den Flur entlang auf den Lageraum zu, wir hören Hitlers Stimme.

HITLER (v. o.) General Ritter von Greim, ich ernenne Sie hiermit zum Oberbefehlshaber der Luftwaffe. Zugleich befördere ich Sie zum Generalfeldmarschall.

Im Lageraum:

Ein kleines Bankett ist angerichtet. Hitler sitzt am Kopfende des Tisches, rechts neben ihm Eva Braun. Links neben ihm Greim, der sein verletztes Bein auf einen Schemel gelegt hat. Ebenfalls anwesend sind Traudl und Gerda, Krebs, Burgdorf und Goebbels. Man isst und trinkt schweigend und lauscht Hitler.

HITLER (zu Greim) Eine grosse Verantwortung liegt nun auf Ihren Schultern. Sie müssen die Luftwaffe vom Grunde auf umkrempeln. Es wurden viele Fehler gemacht. Seien Sie unerbittlich! (in die Runde) Das Leben vergibt keine Schwäche... (weiter) ...die sogenannte Menschlichkeit... das ist ein Geschwätz der Schweinepaffen. Mitleid ist eine Ursünde... ich sage immer, Mitleid zu haben mit den Schwachen ist Verrat gegen die Natur...

Goebbels nickt mit glänzenden Augen Zustimmung.

GOEBBELS Das Starke kann letztlich nur triumphieren, indem es das Schwache ausmerzt.

Gerda blickt Goebbels verständnislos an.

HITLER (weiter) Ich selbst habe mir, diesem eisernen Gesetz der Natur gehorchend, stets jedes Mitgefühl versagt... ich habe die Widerstände im Innern wie die Gegenwehr der Fremdrassigen immer mit brutaler Härte eiskalt niedergeschlagen... anders kann man das nicht machen.

Linge betritt den Raum, ein Papier in der Hand. Respektvoll wartet er ab, bis Hitler ausgedet hat.

HITLER (weiter) ...die Affen zum Beispiel trampeln jeden Aussenseiter als gemeinschaftsfremd tot... Und was für die Affen gilt, muss

doch im erhöhten Masse für die Menschen gelten...

Hitler unterbricht sich, nimmt das Papier von Linge und liest. Traudl blickt in die Runde, aber niemand scheint ernstlich irritiert zu sein. Mit einemmal weicht alles Leben aus dem Gesicht Hitlers. Er stiert einige Momente vor sich hin.

HITLER (tonlos) Himmler hat in Lübeck den Westmächten ein Kapitulationsangebot gemacht... über den Grafen Bernadotte... der englische Rundfunk berichtet das...

Alle Anwesenden blicken erschrocken auf Hitler, der versteinert vor sich hinstarrt.

HITLER ...Himmler... Unter allen ausgerechnet Himmler...

(bitter) ... der Treueste der Treuen... das ist der schlimmste Verrat von allen... Göring, ja... der war korrupt... immer schon. Speer, ja... ein weltfremder, unberechenbarer Künstler... All die anderen... ja, ja, ja, ja, ja... Aber Himmler... ja, ist er denn wahnsinnig geworden?

Er steht auf.

HITLER (weiter) Um sich zu autorisieren, behauptet er, ich wäre krank... Ja, vielleicht schon tot...

Fassungslos, kalkweiss im Gesicht, stiert Hitler in die Runde.

HITLER Bitte, lassen Sie mich mit Ritter von Greim und

Frl. Reitsch allein... (zu Linge) und holen Sie mir Fegelein.

LINGE Mein Führer, wir wissen nicht, wo er sich im Moment aufhält.

HITLER Was soll das heissen? Er ist Himmlers Adjutant... er muss zur Verfügung stehen!

BURGDORF Wir haben ihn schon seit Tagen nicht mehr gesehen.

Eva und Traudl schauen sich erschrocken an.

HITLER Ich will sofort seinen Bericht! (zu Goebbels) Sie bleiben, Doktor, bitte.

Alle Angesprochenen verlassen den Raum. Hitler schlurft auf Hanna Reitsch zu.

HITLER Sie und Greim müssen so bald als möglich aufbrechen... Fliegen Sie zu Dönitz... teilen Sie ihm mit, er soll alles veranlassen, um Himmler seiner verdienten Strafe zuzuführen.

HANNA Mein Führer, Ritter Greim und ich haben beschlossen, hier mit Ihnen in den Tod zu gehen.

Hitler strafft sich, seine Augen beginnen fanatisch zu leuchten.

HITLER Ich danke Ihnen für diesen Treuebeweis, aber Himmler muss sterben, er hat Verrat geübt. (Fiebrig) Ja... ich hatte recht, ihn nicht in meine Pläne einzuweihen.

GREIM ... mein Führer?

Hitler stiert ihn mit flackerndem Blick an.

HITLER Ja, glauben Sie denn, ich schaue tatenlos zu, bis diese Judenschweine mich abmurksen?

Greim schaut Hitler verständnislos an.

HITLER Dies alles ist Teil eines gigantischen Täuschungsmanövers. Ich habe den Feind tief ins Reich eindringen lassen – er wähnt sich bereits als Sieger, aber Sie werden sehen, Greim, es wird ein böses Erwachen geben!... (weiter) ...Dönitz mobilisiert im Norden, Kesselring im Süden... Wir werden den Feind in einer riesigen Zangenbewegung zerquetschen. (Er macht mit den Händen die entsprechende Geste) Zugleich falle ich den Russen mit drei Armeen, die bei Prag bereitstehen, in den Rücken!

GREIM (verwirrt) Ich... hatte ja keine Ahnung, mein Führer, dass wir noch über derartige Reserven verfügen!

HITLER Ich habe Vorsorge getroffen, dass Ihnen, Greim, in Kürze tausend der modernen Strahljäger zur Verfügung stehen... (weiter) ...damit können Sie die Luftwaffe wieder schlagkräftig machen.

Hanna ist von diesen Neuigkeiten ebenfalls tief beeindruckt.

HANNA Man muss knien vor Ihrem Genie, mein Führer, und vor dem Altar des Vaterlandes.

90. FÜHRERBUNKER/HITLERS ARBEITSZIMMER

Auf einem Stuhl sitzt der Reichsarzt der SS, Professor Ernst Grawitz, 46. Er ist korpulent und in Uniform. Mit einem Taschentuch wischt er sich den Schweiß von der Stirn. Die Tür öffnet sich und Hitler tritt ein. Er schlurft zittrig zu seinem Schreibtisch.

GRAWITZ Heil, mein Führer.

HITLER (barsch) Sie suchen also an, Berlin zu verlassen?...

GRAWITZ Mein Führer... wie Sie wissen, sind alle ärztlichen Administrationen und Verbände, die der SS und Himmler unterstellt

sind, inzwischen aus Berlin abgezogen...

HITLER (ungehalten) Himmler ist ein Verräter... er wird seiner gerechten Strafe nicht entgehen...

GRAWITZ Mein Führer, als Reichsarzt SS gibt es für mich keine Aufgaben mehr hier.

HITLER Ihr Ansuchen, Berlin zu verlassen, ist ganz und gar unakzeptabel.

Hitler winkt ab und setzt sich.

GRAWITZ Meine Familie... falls die Russen mich... (flehend) Ich muss hier weg...

HITLER Sie haben nichts Unrechtes getan. Was Sie mit Ihren medizinischen Forschungen erreicht haben, dafür werden Ihnen kommende Generationen dankbar sein... Ich übernehme für alles die volle Verantwortung.

Grawitz windet sich. In diesem Moment betritt Günsche den Raum.

HITLER Wir sprechen ein andermal darüber.

Grawitz blickt verzweifelt, schlägt die Hacken zusammen und verlässt den Raum.

91. FÜHRERBUNKER/HITLERS VORZIMMER

Hitler und Günsche stehen sich gegenüber.

GÜNSCHE Wir können den Gruppenführer Fegelein nirgendwo finden. Er ist nicht in der Bunkeranlage...

Hitler packt jäh ein erneuter Wutausbruch.

HITLER Was soll das heissen, Sie können Fegelein nicht finden... Dann suchen Sie ihn eben... Ich will Fegelein sehen – sofort!

Günsche ist über den Ausbruch sichtlich verstört.

HITLER Wenn er sich ohne Befehl entfernt hat, ist das Fahnenflucht... Verrat... (er ist ausser sich) Bringen Sie mir Fegelein... Fegelein! Fegelein! Fegelein!

Jedesmal schlägt Hitler mit der Faust auf den Tisch. Sein Gesicht ist zum Zerplatzen gerötet.

92. WOHNUNG ERNST GRAWITZ/FLUR UND WOHNZIMMER – INNEN – NACHT

Grawitz steht im Flur und betrachtet sich im Spiegel. Dann öffnet er die Tür zum Wohnzimmer. In dem bieder eingerichteten Wohnzimmer ist der Tisch für das Abendessen gedeckt. Um ihn herum sitzen drei Kinder im Alter von fünf, sechs und acht Jahren und Frau Grawitz. Grawitz betritt den Raum in seiner Ausgehuniform, die mit Orden dekoriert ist. Er ist bleich im Gesicht. Sowohl seine Frau wie auch die Kinder reagieren erstaunt auf sein Äusseres.

KIND Papa, warum hast du denn deine Sonntagsuniform an?

Grawitz lächelt. Über den Tisch hinweg blickt er seine Frau an.

FRAU GRAWITZ Ernst, ist irgendwas?

GRAWITZ Nein. Danke.

ILSE (zu ihrer Puppe) Brigitte hat auch Hunger.

FRAU GRAWITZ So, Ilse, jetzt musst du aber auch mal was essen.

ILSE Danke.

FRAU GRAWITZ Bitte.

SOHN GRAWITZ Danke.

Die Mutter schöpft Suppe in die Teller der Kinder. Grawitz nimmt zwei Handgranaten aus seiner Tasche, er schraubt sie auf. Mit einem letzten Blick auf die Kinder reißt er die Ringe aus den Handgranaten. Ein weisser Blitz zerreisst das Bild.

93. STRASSE VOR HOTEL – AUSSEN – NACHT

Im dritten Stock eines Hauses zerfetzt eine grelle Detonation die Fenster. Glassplitter und eine Puppe fallen auf den Asphalt. Dann liegt das Haus wieder im Dunkeln.

Es ertönt der Schlager «Davon geht die Welt nicht unter». Innen scheint ein makabrer Ball im Gange: Elegante Frauen in schwarzen, langen Kleidern und SS-Soldaten spielen Weltuntergang.

94. BALLRAUM – INNEN – NACHT

Der schwerbewaffnete Trupp stürmt krachend in den Saal. Die Anwesenden sind derart betrunken, dass sie sich in ihrer Orgie kaum stören lassen.

Die SS-Soldaten trampeln durch die chaotische Szenerie zum hinteren Teil des Ballraums, wo eine Treppe zu den oberen Fluren führt.



95. HOTELTREPPE – INNEN – NACHT

Der SS-Trupp stürmt mit Gepolter die Treppe hoch.

96. HOTELZIMMER – INNEN – NACHT

Die Tür zum Hotelzimmer kracht auf. Mit einem Schrei fährt die rothaarige Frau vom Stuhl hoch. Fegelein ist so betrunken, dass er nichts mitbekommt.

FEGELEIN (betrunken) ...wassislos...

SOLDAT Gruppenführer, Sie stehen unter Arrest.

Fegelein, in seinem Suff, kapiert immer noch nicht.

FEGELEIN Was?

SOLDAT Verdacht der Fahnenflucht... Ziehen Sie sich an. Wir müssen Sie mitnehmen.

FEGELEIN Leck mich...

Der Soldat gibt den anderen ein Zeichen. Sie ziehen ihn hoch.

FEGELEIN (krakeelt) ...lass mich los, du Kanake... Du has mir gar nichts zu sagen...

97. FÜHRERBUNKER/HITLERS SCHLAFZIMMER

Hitler sitzt an seinem Schreibtisch. Eva Braun stürzt aufgelöst in den Raum, wirft sich vor Hitler auf die Knie.

EVA BRAUN Bitte, du kannst mir Hermann doch nicht umbringen lassen.

Hitler steht abrupt auf und entzieht sich ihrer Umklammerung. Dabei behält er den Welpen im Arm.

HITLER ...es besteht überhaupt kein Zweifel... er wollte fliehen...

EVA BRAUN Aber... was bedeutet das schon noch... es ist ja eh alles vorbei... Denk doch an meine arme Schwester... sie ist vom Hermann schwanger...

Hitler strafft sich.

HITLER (suggestiv) Er hat mit Himmler kollaboriert... Er ist ein Verräter... Mit Verrätern gibt es kein Mitleid.

Hitler streichelt Evas Wange.

HITLER (weiter) Mit Verrätern gibt es kein Erbarmen. Er wird vor ein Standgericht gestellt und erschossen.

Eva blickt tränenüberströmt zu ihm hoch.

EVA BRAUN Aber wem nutzt das denn jetzt noch?

HITLER Es ist mein Wille...

Eva wischt sich die Tränen aus den Augen.

EVA BRAUN (plötzlich ruhig) Du bist der Führer.

98. FÜHRERBUNKER/KLEINER LAGERAUM

Hitler wird bereits von Bormann, Goebbels, Weidling, Mohnke, Burgdorf und Krebs erwartet. Weidling und Mohnke tragen ihre verdreckten Felduniformen. Hitler setzt sich hinter seinen Schreibtisch. Der Raum erzittert in Abständen unter schweren Detonationen.

HITLER Bitte.

WEIDLING Mein Führer... die Russen erzielen Durchbruch auf Durchbruch... Reserven sind nicht mehr vorhanden... Eine Versorgung aus der Luft findet nicht mehr statt... (weiter) ...das heisst, dass keine Munition mehr herangebracht werden kann...

Mohnke nimmt einen Stadtplan der Berliner Innenstadt aus der Tasche und breitet ihn vor Hitler auf dem Tisch aus. Er zeigt Hitler den Frontverlauf. Hitler setzt die Brille auf.

MOHNKE Im Norden steht der Russe kurz vor der Weidendammer Brücke, im Osten am Lustgarten (zeigt es). Im Süden am Potsda-

mer Platz. Im Westen im Tiergarten, dreihundert bis vierhundert Meter vor der Reichskanzlei (zeigt es).

HITLER Wie lange können Sie noch halten?

WEIDLING Maximal ein bis zwei Tage.

Hitler setzt die Brille wieder ab.

HITLER (zu Mohnke) Gilt das auch für das Regierungsviertel?

MOHNKE Jawohl, mein Führer.

WEIDLING Mein Führer... als Soldat schlage ich Ihnen vor, den Durchbruch aus dem Berliner Kessel zu wagen.

Weidling wendet sich eindringlich an Hitler.

WEIDLING ...bedenken Sie... im Krieg um Berlin sind bereits fünfzehn- bis zwanzigtausend der besten Offiziersjahrgänge gefallen.

Hitler schaut Weidling erstaunt an.

HITLER Aber dafür sind die jungen Leute doch da...

Weidling hat Mühe, sich zu beherrschen.

GOEBBELS Was Sie da vortragen, ist ein Hirngespinnst. Ein ganz und gar verrückter Plan.

WEIDLING ...denken Sie an die Tausende von Verwundeten. Wir können nichts mehr für sie tun.

Weidling breitet Papiere vor Hitler aus.

WEIDLING Mein Führer, die Befehle sind ausgearbeitet... Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Offizier...

Goebbels unterbricht ihn hysterisch.

GOEBBELS Der Führer kann nicht als rühmloser Flüchtling vom Parkett der Weltgeschichte verschwinden.

HITLER Selbst wenn der Ausbruch erfolgreich sein sollte... ich geriete doch einfach aus einem Kessel in den anderen... Ich müsste dann unter freiem Himmel oder in einem Bauernhaus oder in irgendetwas ähnlichem hausen und das Ende abwarten...

Bormann wischt sich den Schweiß von der Stirn.

HITLER Wenck ist mit der 12. Armee im Anmarsch. Sie kann sich mit der 9. Armee von Busse vereinigen und dem Russen einen so vernichtenden Schlag versetzen, dass er alles rettet...

Weidling sieht Krebs fragend an, der blickt zu Boden.

HITLER (weiter, er schaut in die Runde) Wenck ist ein ganz ausgezeichnete Mann. Telegrafieren Sie an Keitel.

Krebs notiert.

HITLER Es ist mir sofort zu melden: Erstens, wo sind die Spitzen von Wenck? Zweitens, wann greifen sie weiter an? Drittens, wo ist die 9. Armee? Viertens, wohin bricht die 9. Armee durch?

Hitler erhebt sich von seinem Stuhl.

HITLER Sie werden sehen, meine Herren, ich behalte recht... Wenck wird kommen.

Weidling und Mohnke sehen auf Krebs und Burgdorf, die den Blicken der beiden ausweichen. Hitler schleppt sich zur Tür, die in sein Wohnzimmer führt.

HITLER (murmelt vor sich hin) Wenck wird kommen...

Er geht an salutierenden Soldaten vorbei und verschwindet in sein Wohnzimmer. Sofort bricht ein Tumult los.

WEIDLING Ich will jetzt sofort wissen, ob die Gesamtlage es wahrscheinlich macht, dass Wenck noch eingreifen kann.

KREBS Es ist unwahrscheinlich, dass Wenck mit seinen wenigen Verbänden der Roten Armee...

GOEBBELS (aufgeregt) Wieso behaupten Sie, ein Angriff Wencks sei unwahrscheinlich...

KREBS (insistiert) Wenck hat der Roten Armee absolut nichts entgegengesetzt...

WEIDLING Wenn das so ist, warum sagen Sie das nicht dem Führer? Sind hier denn alle verrückt geworden?

BURGDORF Glauben Sie im Ernst, der Führer weiss das nicht selbst? Aber er wird niemals kapitulieren, (schreit) Und damit Sie's nur wissen, wir auch nicht! Ich habe das einmal mitgemacht – das reicht!

WEIDLING (zu Mohnke) Kommen Sie... Ich muss hier raus.

Ohne einen Gruss verlässt Weidling den Raum und zieht Mohnke mit sich. Krebs schaut ihnen nach.

99. EHRENHOF – NACHT – AUSSEN

SS-Soldaten schleppen den vollkommen betrunkenen Fegelein durch den Garten. Dann schubsen sie ihn ein Stück vorwärts.

Fegelein schwankt etwas.

SOLDAT Stehenbleiben!

Fegelein dreht sich um und sieht, wie die SS-Soldaten eine Reihe bilden. Mit einem Schlag ist er nüchtern. Er richtet sich auf und versucht seine Uniformjacke zuzuknöpfen. Er strafft sich, erhebt den Arm zum Hitlergruss.

FEGELEIN Heil Hitler!

Die Salve aus den MPs der SS-Soldaten reisst ihn nach hinten.

100. FÜHRERBUNKER/TRAUDLS ZIMMER UND FLURE

Der kleine Raum ist mit Feldbetten vollgestellt. Traudl erwacht aus einem unruhigen Schlaf. Sie ist vollständig angezogen. Sie setzt sich im Bett auf und schaut auf ihre Uhr. Rasch geht sie zu einem provisorischen Waschbecken, sieht in den Spiegel und reibt sich den Schlaf aus den Augen.

101. FLURE

Die wenigen Menschen stehen in Gruppen. Im Vorbeigehen hört Traudl aus den Gesprächsfetzen, dass sich alle mit möglichen Arten von Selbstmord auseinandersetzen: Kopfschuss, Schläfenschuss, Mundschuss, Gift etc. Auch die entsprechenden Handbewegungen sind unmissverständlich.



102. FLUR VOR LAGERAUM

Als Traudl den Konferenzflur betritt, bietet sich ihr ein unerwartetes Bild. Der grosse Tisch wird von Ordonnanzen festlich gedeckt.

103. FLUR VOR LAGERAUM

Hitler, der offensichtlich auf Traudl gewartet hat, geht auf sie zu.

TRAUDL Entschuldigung, ich bin eingeschlafen...

HITLER Haben Sie sich etwas ausgeruht, Kind?

Hitler führt Traudl zu einem Tisch im Lagerraum, wo eine Schreibmaschine steht. Traudl öffnet sie.

HITLER Nehmen Sie den Stenoblock.

Traudl setzt sich an den Tisch, auf dem heute keine Lagekarten liegen, und nimmt einen Stenoblock zur Hand. Hitler steht ihr gegenüber, stützt beide Hände auf und starrt auf die leere Tischplatte.

HITLER Mein politisches Testament.

Traudl Junge schaut ihn erwartungsvoll an.

HITLER Seit ich 1914 als Freiwilliger meine bescheidenen Kräfte im Ersten, dem Reich aufgezwungenen Weltkrieg, einsetzte, sind nunmehr über 30 Jahre vergangen. In diesen drei Jahrzehnten haben mich bei all meinem Denken, Handeln und Leben nur die Liebe und Treue zu meinem Volk bewegt...

104. FÜHRERBUNKER/VORRAUM

Bormann bringt einen kleinen Mann mit Nickelbrille und schwarzem Anzug herein. Es ist der Standesbeamte Wagner, der, nervös schwitzend, Formulare sortiert.

WAGNER Tut mir leid, der Beschuss war so stark.

GOEBBELS Ja, ja. Sie werden da sitzen.

105. FÜHRERBUNKER/ANGRENZENDES ZIMMER

Hitler diktiert, Traudl schreibt. Durch die offene Tür sehen wir die Ordnonnanzen im angrenzenden Konferenzraum hin- und hergehen.

HITLER ... es werden Jahrhunderte vergehen, aber aus den Ruinen unserer Städte und Kunstdenkmäler wird sich der Hass auf das letzten Endes verantwortliche Volk immer wieder erneuern, dem wir das alles zu verdanken haben. Dem internationalen Judentum und seinen Helfern...

Traudl schaut ihn erstaunt an und vergisst für einen Moment zu schreiben. Erst der auffordernde Blick Hitlers lässt sie wieder an die Arbeit denken.

106. FÜHRERBUNKER/TELEFONZENTRALE

Traudl spannt Papier in die Schreibmaschine ein, beginnt zu tippen. Goebbels tritt ein. Sein Gesicht ist tränenüberströmt. Traudl schaut ihn entsetzt an.

TRAUDL Mein Gott, Herr Minister, was ist denn passiert?

GOEBBELS (aufgelöst) Stellen Sie sich vor, Frau Junge, der Führer will, dass ich Berlin verlasse... Er hat mir den Befehl dazu gegeben... Ich habe noch nie einem Befehl des Führers zuwidergehandelt... nie!... aber diesen Befehl werde ich nicht befolgen. Ich bleibe an der Seite des Führers. Bitte, Frau Junge, ich muss Ihnen sofort mein persönliches Testament diktieren...

TRAUDL (überfordert) Aber ich tippe gerade das Testament des Führers!

Goebbels versucht sich zu fangen. Er strafft sich.

GOEBBELS Gut, ich verstehe... ich komme dann wieder auf Sie zu.

Abrupt und fahrig wendet er sich um und verlässt den Raum. Traudl versucht, sich auf ihren Text zu konzentrieren, und beginnt wieder zu tippen.

Aus dem Nebenraum hören wir die Stimmen des Standesbeamten, Hitlers und Eva Brauns. Durch die angelehnte Tür beobachtet Traudl Ausschnitte aus dem Geschehen.

107. FÜHRERBUNKER/ANGRENZENDES ZIMMER

Hitler und Eva Braun sitzen an einem Tisch, vor ihnen sitzt der Standesbeamter Wagner.

WAGNER (stammelt) Mein Führer... Ich... nach dem Rassengesetz bin ich verpflichtet... also ich muss Sie fragen... mein Führer, sind Sie rein arischer Abstammung?

HITLER Ja.

WAGNER Dürfte ich dann bitte... Ihren Ausweis...

Man hört das Flüstern von Goebbels.

GOEBBELS (zischt) Sie sprechen mit dem Führer...

WAGNER Sehr wohl... Und Sie, Fräulein Braun, sind Sie rein arischer Abstammung?

EVA BRAUN Ja.

WAGNER Dann dürfte der Sache ja... nichts mehr im Wege stehen... Ich frage Sie also... Wollen Sie, mein Führer Adolf Hitler, die hier anwesende Eva Braun zu Ihrer Ehefrau nehmen, so antworten Sie mit «Ja».

HITLER Ja.

WAGNER Wollen Sie, Eva Braun, den hier anwesenden... (stottert) ...Führer... Adolf Hitler zu Ihrem Ehemann nehmen, so antworten Sie mit «Ja».

WAGNER Dann erkläre ich Sie hiermit zu Mann und Frau.

Die Anwesenden im Nebenzimmer applaudieren.

**108. DRAUSSEN AUF DER VOSSSTRASSE/ZUGANG ZUM BUNKER –
MORGENDÄMMERUNG**

Draussen ist es dämmrig hell. Weit kann man allerdings nicht sehen, denn überall hängen tiefe Staubwolken und verdunkeln das Licht. Ein unbeschreibliches Getöse einschlagender Granaten und Artillerie.

Durch die dicken Rauchschwaden nähern sich in geduckter Haltung Mohnke und sein Adjutant. Kurz bevor sie den Schutz des Bunkers erreichen, schlägt neben ihnen eine Granate ein. Von der Druckwelle werden beide zu Boden geschleudert. Mohnke erhebt sich, der Adjutant bleibt liegen.

Mohnke wirft ihn sich über die Schulter und läuft geduckt in den Bunker. Ein anderer Adjutant hilft Mohnke und übernimmt den verwundeten Kameraden. Er klopft seinem Adjutanten auf die Schulter.

MOHNKE Wird schon wieder.

109. FÜHRERBUNKER/TREPPE UND FLURE

Er geht weiter die Treppen hinab, setzt seine Mütze auf und geht um die Ecke zu seinem Befehlsstand.

MOHNKE Zwei Mann zu mir!

Ein weiterer Adjutant nimmt ihn sofort beiseite.

ADJUTANT Sie sollen sofort zum Führer.

MOHNKE Was? Um diese Zeit?

Mohnke folgt dem Adjutanten mit schnellem Schritt, er geht in Richtung Hitlers Schlafzimmer. Vor der Tür steht Linge.

110. FÜHRERBUNKER/SCHLAFZIMMER HITLER

Linge öffnet die Tür und lässt Mohnke eintreten. Hitler schaut Mohnke ruhig an. Rasiert und gekämmt, aber übernächtigt, sitzt er in Morgenmantel und Hausschuhen auf seinem Bett.

HITLER Wie lange können Sie noch halten?

MOHNKE Vielleicht zwanzig Stunden, nicht länger... Die Russen sind rundherum bis auf einige hundert Meter herangekommen.

Hitler nickt.

MOHNKE Für den Moment haben wir sie zum Stehen gebracht.

HITLER Wissen Sie, Mohnke, die westlichen Demokratien sind dekadent. Sie werden den straff geführten Völkern des Ostens unterliegen.

Mohnke kann mit dieser Bemerkung wenig anfangen.

HITLER Alles Gute. Ich danke Ihnen. Es war nicht nur für Deutschland.

Mohnke salutiert und verlässt den Raum.



111. FÜHRERBUNKER/FLUR

Günsche, mit einem Telegramm in der Hand, läuft aufgeregt den Flur entlang zum Lageraum.

112. FÜHRERBUNKER/LAGERAUM

Günsche betritt den Lageraum, in dem (zum letztenmal) Krebs, Burgdorf, Weidling, Bormann, Goebbels und Mohnke versammelt sind. Ihnen gegenüber sitzt Hitler erschöpft in seinem Stuhl.

GÜNSCHE Nachricht von Keitel.

Krebs nimmt das Telegramm an sich und liest es vor. Hitlers Augen brennen fiebrig.

KREBS Erstens: Spitze Wenck liegt südlich Schwielowsee fest. Zweitens: 12. Armee kann daher Angriff auf Berlin nicht fortsetzen. Drittens: 9. Armee mit Masse eingeschlossen.

Hitler steht langsam auf. Jeder im Raum denkt, dass Hitler nun etwas sagen wird. Er geht langsam um die Tischplatte.

WEIDLING Mein Führer, wir brauchen eine Anweisung für den Fall, dass die letzten Munitionsreserven aufgebraucht sind!

Hitler schaut mit starrem Blick auf die Anwesenden.

HITLER Ich werde niemals kapitulieren! Niemals... (zu Weidling) Ich untersage Ihnen, wie jedem anderen Truppenführer, die Kapitulation!

Hitler bewegt sich mit Mühe aus dem Raum. Günsche folgt ihm und schliesst die Tür hinter sich.



113. FÜHRERBUNKER/FLUR

Günsche geht auf Hitler zu.

HITLER Hören Sie gut zu, Günsche. Ich werde mir, nicht anders als Fräulein Braun... äh, meine Frau... selbst das Leben nehmen. Ich möchte aber nicht, dass meine Leiche von den Russen in einem Panoptikum ausgestellt wird. Ich darf dem Russen weder tot noch lebendig in die Hände fallen.

Günsche schaut ihn erschrocken an. Hitler merkt das gar nicht. Er gibt seine Anweisungen wie ein Unbeteiligter.

HITLER Ich will sofort danach verbrannt werden und für immer unentdeckt sein.

Hitler legt seine Hand auf Günsches Brust.

HITLER Günsche, ich nehme Ihnen das Versprechen ab, alle erforderlichen Vorkehrungen für die Beseitigung meiner sterblichen Überreste zu treffen.

GÜNSCHE Mein Führer... das ist ein schrecklicher Befehl, aber ich werde ihn ausführen.

Hitler schlurft ohne weitere Bemerkung davon. Günsche bleibt völlig verwirrt zurück. Er hat Mühe, sich zu fassen. Dann geht er in die Telefonzentrale, wo nur noch Misch Dienst tut.

114. FÜHRERBUNKER/FAHRBEREITSCHAFT

In dem grossen Bunker stehen etwa zehn auf Hochglanz polierte Luxuslimousinen in Reih und Glied. Ein merkwürdiger Kontrast zu der

Unordnung und dem Chaos überall sonst. SS-Soldaten in Kampfuniform stehen im Raum verteilt. In einem Verschlag läutet das Telefon. Erich Kempka (Fahrer Hitlers), ca. 50, hebt den Hörer ab.

KEMPKA Kempka?

Er horcht einen Moment ins Telefon.

GÜNSCHE Erich, ich brauche 200 Liter Benzin...

KEMPKA Was?... Bist du verrückt... wo soll ich jetzt so viel Benzin herkriegeln!

114a. (zwischen geschnitten)

GÜNSCHE ...Nimm's zur Not aus den abgestellten Fahrzeugen.

Die braucht eh' keiner mehr.

KEMPKA Wozu braucht ihr denn so viel Benzin?

GÜNSCHE Das kann ich dir am Telefon nicht sagen.

115. FÜHRERBUNKER/MEHRERE FLURE

In einem der von Soldaten und Verwundeten überfüllten Flure liegt auf einem Feldbett Professor Haase. Er schläft in seinen von der Arbeit mitgenommenen Kleidern. Schenck tritt zu ihm, rüttelt ihn vorsichtig am Arm. Neben Schenck steht Erna. Haase erwacht schlaftrunken.

SCHENCK Bitte kommen Sie. Der Führer möchte uns sehen.

Haase setzt sich auf, sein Atem rasselt. Sein Gesicht ist fahl und verschwitzt.

SCHENCK Herr Kollege, vielleicht sollte ich Sie beim Führer entschuldigen.

HAASE Mmmh, mmh... das ist nur mein Pneumothorax. Mit mir geht's sowieso bald zu Ende.

Schwer erhebt er sich. Langsam drängen sich Schenck, Haase und Erna in den hinteren Teil des Flurs.

116. FÜHRERBUNKER/TREPPE UND UNTERE RÄUME

Im Gänsemarsch bahnt sich die kleine Kolonne ihren Weg durch die am Boden sitzenden und liegenden, abgerissenen, zerlumpte und erschöpften Zivilisten und Soldaten, die mit durchgebluteten Verbänden bleich und apathisch vor sich hin starren. Haase geht schwer atmend voran. SS-Posten salutieren mit dem Hitlergruss und schlagen die Hacken zusammen, wenn Haase vorbeikommt. Plötzlich erklingen von irgendwoher Stimmen und ein Akkordeon, das die Melodie des Liedes «Die blauen Dragoner...» einleitet.

116a. FÜHRERBUNKER/TREPPE UND UNTERE RÄUME

Geisterhaft in dieser Umgebung des Grauens beginnt ein kleiner Kinderchor die erste Strophe des Liedes, begleitet vom Akkordeon, zu singen:

GOEBBELS' KINDER «Die blauen Dragoner, sie reiten...»

HAASE Gnä' Frau. Verzeihung.

Schenck, Haase und Erna kommen an einem kleinen Saal vorbei, der mit verwundeten Soldaten und Zivilisten sowie Pflegern und Schwestern zum Bersten voll ist.



Auf einer kleinen Bühne stehen die sechs Goebbels-Kinder aufgereiht. Neben ihnen der Akkordeonspieler. Magda Goebbels dirigiert.

KINDER «...mit klingendem Spiel durch das Tor. Fanfaren sie begleiten hell zu den Hügeln empor...» etc.

116b. FÜHRERBUNKER/TREPPE/FLURE

Schenck, Haase und Erna gehen die Treppen zum eigentlichen Führerbunker hinunter und bleiben vor Günsche, der ihnen entgegentritt, auf der untersten Stufe stehen. Am Tisch sitzen, völlig betrunken, Burgdorf und Krebs.

GÜNSCHE Ah, Herr Professor, kommen Sie bitte.

Günsche öffnet die Tür und bittet die Gruppe weiterzugehen. Er geht vor in Richtung Hitlers Arbeitszimmer.

GÜNSCHE (weiter) Wenn Sie bitte kurz hier warten möchten.

Die drei bleiben stehen. Aus der Toilette torkelt der stark betrunkene Feldweibel Tornow.

TORNOW 'tschuldigung.

Tornow stolpert zum Nebenraum. Hitler kommt aus seinem Arbeitszimmer und geht auf die drei zu, Günsche folgt ihm. Mit verzerrtem Lächeln gibt er Erna die Hand, dann richtet er sich an Haase. Hitlers Gesicht ist nun gänzlich das eines Greises.

HITLER Entschuldigen Sie, dass ich Sie von Ihrer wichtigen Arbeit abhalte.

Seine Erscheinung ist derart gebrechlich und zittrig, dass die Schwester in Tränen ausbricht.

SCHWESTER Mein Führer, bewahren Sie Ihren Glauben an den Endsieg! Führen Sie uns und wir werden Ihnen folgen.

Ihr versagen die Nerven. Sie verfällt unvermittelt in einen zuckenden, krampfartigen Zustand. Schenck versucht sie zu beruhigen. Hitler dreht sich langsam um und gibt Haase einen Wink, ihm zu folgen. Beide verschwinden in den Privaträumen Hitlers. Schenck schaut sich unsicher um und begleitet die Schwester hinaus.

SCHENCK (zur Schwester) Kommen Sie.

Günsche folgt den beiden. Auf einem Zwischenabsatz steht ein langer Tisch, an dem Burgdorf, Krebs, Walter Hewel sowie der junge Tornow sitzen.

TORNOW Nur immer rin in die jute Stube...

Er macht eine Handbewegung. Schenck nimmt Erna, die noch immer zittert, und folgt der Einladung, sich an den Tisch zu setzen. Auf dem Tisch stehen Schnapsflaschen und Gläser. Es wird ungeniert geraucht.

SCHENCK Setzen Sie sich.

TORNOW (lallt) Kommen Sie. Trinken Sie erst mal was.

Gläser werden gefüllt. Das Mädchen nimmt zittrig ein Glas und kippt es in einem Zug. Er giesst allen neu ein.

KREBS Ausser trinken kann man hier nicht mehr viel tun...

HEWEL Nehmen Sie doch bitte Platz.

TORNOW So is gut. Jawoll... die Lage is aussichtslos, aber sozusagen beschissen... (er lacht irre)

Eva Braun kommt mit Traudl an den Tisch.

EVA BRAUN Dürfen wir uns setzen?

Alle anwesenden Männer erheben sich.

KREBS Wir fühlen uns geehrt, Fräulein B... Frau...

EVA BRAUN Sie können ruhig Frau Hitler zu mir sagen.

Die Frauen setzen sich. Schenck schaut erstaunt. Günsche flüstert ihm etwas ins Ohr.

GÜNSCHE Das hat schon seine Richtigkeit.

Eva Braun und Traudl werden Zigaretten angeboten, die sich diese anstecken lassen.

EVA BRAUN Schade, man kann jetzt gar nicht mehr nach draussen.

TORNOW Nur wenn Sie den Heldentod sterb'n woll'n.

KREBS Fritz... jetzt reiss dich aber zusammen, ja...

TORNOW Zu Befehl! Zusammenreissen... hähä...

117. GARTEN FÜHRERBUNKER – AUSSEN – TAG

Unter dem ständigen Geschosshagel laufen sechs mit Benzinkanistern schwer bepakte SS-Soldaten im Zickzack durch den Garten.

SOLDAT 1 Deckung!

Rechts und links neben ihnen wirbeln Maschinengewehrsalven Staub und Mörtel hoch. Die Soldaten werfen sich vor dem Notausgang des Bunkers in Deckung.

SOLDAT 2 Das war knapp.

Die Soldaten legen die Benzinkanister im Eingang des Bunkers ab.

SOLDAT 1 Nix wie weg.

118. FÜHRERBUNKER/ZWISCHENTREPPE

Die Runde sitzt wie vorher um den Tisch. In völlig verdreckter Kampfuniform tritt der junge, erst 24jährige Obersturmbannführer Stehr dazu. Krebs erkennt ihn.

STEHR Heil Hitler!

KREBS (erstaunt) Herr Obersturmbannführer, was machen

Sie denn hier?

STEHR Ich soll Meldung machen beim Führer.

KREBS Das geht jetzt nicht. Setz dich erst mal her.

Stehr zögert. Tornow schiebt ihm ein Schnapsglas hin.

TORNOW Hinsetzen... austrinken...

Stehr setzt sich. Erst jetzt sehen wir, wie jung er wirklich ist.

HEWEL Darf ich Ihnen Frau Hitler vorstellen.

Er zeigt auf Eva. Verwirrt erhebt Stehr sich zum Gruss.

EVA BRAUN So jung und schon so hochdekoriert. Sie können stolz auf sich sein.

Eva lächelt ihn an. Stehr kann vor Verblüffung nichts herausbringen. Schenck erhebt sich.

SCHENCK Ich muss mich kurz entfernen... ich bin das Trinken offensichtlich nicht mehr gewöhnt...

EVA BRAUN Sie können ruhig die Toilette bei uns benutzen.

EVA BRAUN Ja, gehn's ruhig...

Schenck nickt, geht dann den halben Treppenabsatz hinunter, dort sieht er im Vorraum zum Lageraum Haase und Hitler miteinander sprechen.

119. FÜHRERBUNKER/VORRAUM ZUM LAGERAUM

Hitler und Haase sitzen Seite an Seite in den Sesseln. Sie sind so in ihr Gespräch vertieft, dass sie nicht bemerken, wie Schenck sie beobachtet. Er vernimmt einige geflüsterte Worte.

HAASE ...wenn Ihre Hand zittert, dann kann die Kugel auch nur den Sehnerv zerstören... deshalb ist es unbedingt zu raten, auch Gift einzunehmen, gleichzeitig... In dem Moment, in dem Sie auf die Kapsel beißen, drücken Sie ab.

HITLER Und dazu bleibt genügend Zeit?

HAASE Das Gift wirkt erst nach ein bis zwei Sekunden.

120. FÜHRERBUNKER/WASCHRAUM

Schenck geht durch die geöffnete Tür, Blondi ist in der Ecke angekettet. Sie knurrt ihn an, als er eintritt. Schenck verschwindet in der Toilette.

121. FÜHRERBUNKER/ZWISCHENTREPPE

Aus der Tür tritt Haase und bedeutet Günsche und Tornow, die noch mit den anderen am Tisch sitzen, zu ihm zu kommen. Günsche erhebt sich.

HAASE Tornow... Sie auch.

Die beiden folgen Haase zurück in den Lagervorraum.

122. KLEINER FLUR/VORRAUM

Aus dem Waschraum kommt Schenck, er sieht, wie Haase Blondi eine Kapsel ins Maul drückt, das von Günsche weit aufgerissen wird. Hitler steht daneben und beobachtet den Vorgang. Günsche hält Blondi das Maul zu.

Günsche hebt den Hund auf und verschwindet in Richtung Notausgang. Hitler dreht sich weg und verlässt den Raum. Haase folgt ihm.

123. FÜHRERBUNKER/EVA BRAUNS ZIMMER

In dem gemütlich eingerichteten winzigen Raum sitzt Eva Braun auf der Bettkante. Ihr gegenüber, in einem Sessel, sitzt Traudl. Beide Frauen rauchen.

EVA BRAUN Wissen's, Frau Junge, jetzt kenn ich ihn... mein' Mann schon über fünfzehn Jahr... und doch... wenn ich's mir recht überleg, weiss ich eigentlich gar nix von ihm... obwohl er ja gern red'...

Traudl nimmt einen Zug von ihrer Zigarette, schaut Eva an.

EVA BRAUN (weiter) Ich hab mich eigentlich auf Berlin g'freut. Aber nun is er so ganz anders als früher... Jetzt red' er mit mir nur über Hunde und vegetarisches Essen... Ich hab oft eine Sauwut über die Blondi... manchmal gebe ich dem Vieh heimlich unterm Tisch

einen Fusstritt... und Adolf wundert sich dann über ihr närrisches Benehmen.

Beide Frauen kichern.

TRAUDL ... Manchmal glaub ich, dass er niemanden in sich reinschauen lassen will... so richtig meine ich... wenn er privat ist... er kann so fürsorglich sein... und dann wieder... sagt er so brutale Sachen.

EVA BRAUN Sie meinen, wenn er der Führer is... (nickt)

Sie blickt Traudl an. Eva Braun nimmt eine neue Zigarette aus der Packung, reicht sie Traudl.

EVA BRAUN Jetzt kommen's, rauchen's noch eine...

Sie zündet ihr die Zigarette an. Traudl kann nicht mehr an sich halten und fängt an zu schluchzen.

TRAUDL ... Entschuldigung...

Traudl wischt sich die Tränen mit dem Handrücken ab.

TRAUDL Jetzt hab'n Sie so viel Sorgen... und ich blöde Kuh heul Ihnen noch was vor...

Eva erhebt sich und geht zum Kleiderschrank, den sie öffnet. Sie nimmt einen Silberfuchsmantel heraus und zeigt ihn Traudl.

EVA BRAUN Frau Junge, ich möcht Ihnen diesen Mantel zum Abschied schenken... ich hab immer so gern gutangezogene Damen um mich gehabt, jetzt soll'n Sie ihn haben und sich dran freu'n.

Traudl steht auf und berührt mit ihren Fingerspitzen den Pelz. Sie ist wirklich überrascht.

TRAUDL ... Ich bin ganz überrascht... Danke... aber ich weiss gar nicht... wo und wann ich ihn tragen könnt...

Eva lächelt und übergibt ihr den Pelz.

EVA BRAUN Bitte versuchen Sie, noch rauszukommen... versprechen Sie's mir.

Traudl nickt tapfer und verlässt den Raum. Eva setzt sich vor den Spiegel und zieht ihre Lippen mit einem roten Lippenstift nach.

124. FÜHRERBUNKER/KLEINER VORRAUM

Um den gedeckten Tisch sitzen Hitler, Frl. Manziarly, Traudl und Gerda. Eva ist nicht anwesend. Es gibt Nudeln mit Tomatensauce. Die Anwesenden essen mit stumm gebeugten Köpfen. Hitlers linke Hand zittert unaufhörlich, er isst bedächtig seinen Teller leer.

HITLER (zu Frl. Manziarly) Danke, das war sehr gut, Frl. Manziarly.

Er schiebt den Teller von sich und säubert sich den Mund mit der Serviette. Er erhebt sich.

HITLER Nun ist es soweit. Es ist zu Ende.

Mit müden Schritten verlässt Hitler den Raum. Die Frauen beenden ihre Mahlzeit unter bedrücktem Schweigen.

125. FÜHRERBUNKER/FLUR UND MASCHINENRAUM

Die beiden Frauen stehen im Maschinenraum und zünden sich Zigaretten an. Eine Weile rauchen sie schweigend vor sich hin. Günsche betritt den Raum.

GÜNSCHE Der Führer will sich verabschieden. Kommt jetzt.

Traudl und Gerda nicken und folgen Günsche nach draussen.

126. FÜHRERBUNKER/FLUR

In einer Reihe stehen Goebbels mit seiner Frau, Bormann, Krebs, Burgdorf, Hewel, Günsche, Linge, Gerda und am Ende Traudl. Hitler in der bekannten Uniform und Eva in einem dunkelblauen Kleid mit schmalem, weissem Besatz. Stumm gibt Hitler jedem die Hand. Vor Magda Goebbels bleibt er stehen und steckt ihr sein eigenes goldenes Parteiabzeichen ans Kleid.

HITLER Sie sind die tapferste Mutter im Reich.

Magda ist ergriffen, sie hat Tränen in den Augen.

MAGDA GOEBBELS Mein Führer, Sie machen mich zur glücklichsten Frau Deutschlands.

Hitler geht händeschüttelnd weiter. Sein Blick geht an den Leuten vorbei. Traudl berührt er sanft an der Schulter und blickt sie kurz an. Eva tritt zu Traudl, umarmt sie.

EVA BRAUN Grüßen's mir mein schönes Bayern...

Traudl ist ergriffen und den Tränen nahe. Hitler und Eva gehen in Hitlers Wohnzimmer. Traudl läuft weg.

127. FÜHRERBUNKER/TREPPE

Traudl läuft völlig verwirrt und aufgelöst die Treppen hinauf, die zum oberen Bunkerteil führen. Auf halber Höhe sitzen auf dem Treppenabsatz verloren die sechs Goebbels-Kinder. Traudl versucht sich zu fassen.

TRAUDL Ja, Kinder, was macht ihr denn hier?

HEDDA Wir wollen Tante Eva und Onkel Hitler besuchen...

TRAUDL Habt ihr denn heute überhaupt schon was gegessen?

HILDE Nö... Nur Frühstück.

Die anderen Kinder schütteln auch alle den Kopf. Traudl macht sich auf den Weg zur Küche.

TRAUDL Jetzt bleibt's da. Ich hol euch was zu essen und komm gleich zurück. Ja?...

HILDE Ja.

Die Kinder bleiben artig sitzen.

128. FÜHRERBUNKER/KANTINE/VORRATSRAUM

Traudl geht durch die feiernden Soldaten zu dem kleinen Vorratsraum. Ein Mann erzählt draussen einen Witz. Traudl hält eine Sekunde inne und hört zu.

MANN Kameraden, wisst ihr schon das Neueste von draussen? Berlin ist jetzt die Stadt der Warenhäuser. Hier war ein Haus und dort war ein Haus.

Allgemeines Gelächter.

129. FÜHRERBUNKER/VORZIMMER UND WOHNRAUM

Günsche hat sich vor der Tür zu Hitlers Wohnraum aufgestellt. Durch die andere Tür erscheint plötzlich Magda Goebbels. Sie ist völlig aufgelöst und redet aufgeregt auf Günsche ein.

MAGDA Herr Günsche, ich muss unbedingt noch einmal den Führer sprechen.

Günsche zögert.

MAGDA Bitte... es muss sein.

GÜNSCHE Es tut mir leid, Frau Goebbels, ich habe ausdrücklichen Befehl vom Führer, dass er nicht mehr gestört werden will.

Hinter ihr erscheint Goebbels. Magda bricht in Tränen aus.

MAGDA Bitte, Günsche... nur einen Augenblick.

Magdas Gesicht ist tränenüberströmt.

MAGDA Bitte...

Günsche wendet sich um und klopft an die Tür.

GÜNSCHE Mein Führer, Frau Goebbels ist hier...

Er klopft erneut, nun lauter. Plötzlich wird die Tür aufgerissen. Ein verstörter, ärgerlicher Hitler steht im Türrahmen. Hinter ihm im Zimmer auf der Couch sitzt Eva Braun mit hochgezogenen Beinen.

HITLER (unwirsch) Was ist denn noch?

Magda drängt sich an Günsche vorbei und wirft sich vor Hitler auf die Knie. Sie umfasst schluchzend seine Beine.

MAGDA Mein Führer, ich flehe Sie an, verlassen Sie Berlin.

Hitler blickt zu Günsche.

MAGDA Mein Führer, bitte verlassen Sie uns nicht... was soll denn aus uns werden?

HITLER (heiser) Morgen schon werden mich Millionen verfluchen... aber das Schicksal wollte es nicht anders.

Indem Hitler rückwärts in den Raum zurückgeht, löst er sich von Magda, die nun hemmungslos weinend gekrümmt am Boden kniet. Günsche hilft ihr auf und schliesst die Tür, und trennt so den letzten Blickkontakt zwischen Hitler und Goebbels.

GÜNSCHE Stehen Sie auf. Kommen Sie. Auf. Kommen Sie.

130. FÜHRERBUNKER/ZWISCHENTREPPE/LANGER TISCH

Traudl nimmt aus den gestapelten Vorräten Brot und ein Glas Kirschmarmelade und schmiert Brote. Draussen jaulen die Granaten heran und detonieren krachend. Der Bunker erzittert.

HELMUT Tante Traudl, das ist lustig, wenn es so donnert...

TRAUDL So... wieso denn?

HELMUT Uns kann ja hier nichts passieren, oder?

TRAUDL Stimmt.

131. FÜHRERBUNKER/LAGERAUM

Hitlers Stab sitzt abwartend um den Tisch. Goebbels läuft nervös auf und ab.

132. FÜHRERBUNKER/RAUM VOR HITLERS ARBEITSZIMMER

Ein Pistolenschuss knallt.

133. FÜHRERBUNKER/ZWISCHENTREPPE/LANGER TISCH

Erschrocken dreht sich Traudl um.

HELMUT (lacht) Volltreffer.

134. FÜHRERBUNKER/RAUM VOR HITLERS ARBEITSZIMMER

Linge geht in Richtung Hitlers Arbeitszimmer. Bormann und Gün-
sche stehen vor der Tür, sie blicken ihn fragend an. Linge öffnet vor-
sichtig die Tür und lugt hinein. Linge wendet sich an Bormann.

LINGE Herr Reichsleiter, es ist passiert.

Günsche geht durch die Tür und wirft einen Blick ins Zimmer. Er verlässt dann den Raum und geht an Bormann und Linge vorbei in den Lageraum. Dort warten mit unbewegter Miene Goebbels, Hewel, Krebs und Burgdorf. Günsche schlägt kurz die Hacken zusammen.

GÜNSCHE Ich melde, der Führer ist tot.

135. FÜHRERBUNKER/TREPPENABSATZ/RAUM VOR HITLERS ARBEITSZIMMER

Hilde öffnet die Tür zum Vorraum und sieht ihren Vater dort mit Hewel, Krebs und Burgdorf stehen. In Decken gehüllt werden die Leichname von Hitler und Eva Braun von Bormann, Linge und Günsche in den Flur getragen.

HILDE Da ist Papa.

Traudl nimmt Hilde an der Hand und zieht sie weg von der Tür, dabei bleibt sie selbst einen Moment lang stehen und sieht, wie die Leichname aus dem Bunker getragen werden.

136. TREPPE ZUM NOTAUSGANG

Plötzlich kommt Kempka die Treppe herunter und trifft auf die Gruppe. Er ist erregt. In seiner Wut begreift er die Situation nicht. Wild gestikulierend schreit er auf Günsche ein.

KEMPKA Sag mal, bist du wahnsinnig?... Wegen deinem Scheiss-Benzin sind draussen...

Günsche deutet auf die eingehüllten Leichen.

GÜNSCHE Erich... sei lieber still...

Kempka bemerkt erst jetzt erschrocken Evas Beine, die unter der Decke hervorschauen, und Hitlers schwarze Schuhe. Er ist vollkommen durcheinander. Die kleine Prozession setzt ihren Weg die Treppen hinauf zum Notausgang fort.

137. FÜHRERBUNKER/NOTAUSGANG, GARTEN – INNEN/AUSSEN – TAG

Draussen ertönt der Lärm von Artilleriefeuer und Granateinschlägen. In einer Feuerpause werden hastig die in Decken gehüllten Leichen in eine vorbereitete flache Vertiefung gelegt und mit Benzin übergossen.

GÜNSCHE Zurücktreten!

Die Männer müssen wegen der nahe einschlagenden Granaten immer wieder zurück in den Schutz des Bunkers.

KEMPKA Los, weiter, weiter.

138. TREPPENABSATZ

Neben Traudl stehen ein paar halbleere Flaschen Schnaps und einige leere Gläser am Boden. Sie nimmt eine Steinhägerflasche, schüttet sich eines der Gläser voll und trinkt es in einem Zug leer.

139. FÜHRERBUNKER/NOTAUSGANG, GARTEN – INNEN/AUSSEN – TAG

Die Leichen werden mit einem Stück brennendem Papier entzündet. Eine hohe Benzinflamme sticht aus der Grube hervor. Die Anwesenden blicken stumm auf die lodernden Flammen. Dann erheben alle die Arme zum Hitlergruss. Wegen eines Granateneinschlages müssen sie zurück in den Bunker fliehen.

140. FÜHRERBUNKER/FLUR – HITLERS ARBEITSZIMMER – WASCHRAUM

Der Gang ist nun menschenleer. Wie in Trance geht Traudl an den leeren Räumen vorbei zum hinteren Teil des Korridors, wo die Tür zu Hitlers Zimmer noch offen steht. Sie geht einen Schritt in den Raum hinein. Auf dem Tisch liegt Evas kleiner Revolver, daneben ein rosa Chiffontuch und mehrere Messinghülsen, die aufgebrochen sind. Auf der gemusterten Sitzbank ist Blut. Am Boden eine grosse Blutlache und Hitlers Revolver. Plötzlich muss Traudl würgen. Sie hält eine Hand vor ihren Mund und rennt in einen angrenzenden Waschraum.

141. STRASSE BERLIN – AUSSEN – NACHT

Ein Mann wirft ein Seil über eine Strassenlaterne. Eine Horde SS-Soldaten zerrt grölend ältere Männer in Zivil auf die völlig zerstörte, von Kratern und Schutthalden übersäte Ruinenstrasse. Die Männer wehren sich verzweifelt. Frauen und Kinder versuchen, die SS-Leute von ihren Männern und Vätern zu trennen. In dem schemenhaften Gewühl machen wir einen riesigen, grobschlächtigen Mann aus. Es ist der «Henker». Auf seinem rasierten Kopf trägt er eine Art Tirolerhut mit Feder. Seine Augen leuchten wie im Fieber. Über seine braune Lederjacke hat er zusammengerollte Seile geworfen. Er reisst



die «Gefangenen» brutal vorwärts. Eine furchterregende Gestalt aus der Apokalypse.

FRAU Nein, nein, nein, nein...

HENKER (brüllt herum) Ordnung, Ordnung, Ordnung muss her... Ordnung... muss wieder her, Ordnung.

Die SS-Soldaten werfen Seile über die Strassenlaternen und legen brutal die Schlingen über die Hälsen der Delinquenten. Im allgemeinen Durcheinander können sich zwei der Männer losmachen und stolpern in die Dunkelheit.

FRAU Lauf, Opa. Lauf.

Hinter ihnen peitschen Schüsse auf, aber sie werden nicht getroffen. Sie rennen in einen Hinterhof.

SOLDAT Die beiden da drüben sofort hinterher!

Wie aus dem Boden gewachsen stehen plötzlich drei Jungen und ein Mädchen vor ihnen. Einer davon ist Peter Kranz.

PETER Hierher, schnell! Wir kennen den Weg durch die Ruinen.

Die Männer zögern. Peter zerrt den Mann weiter.

PETER Sie können uns vertrauen. Schnell.

Von der Seite kommen die Geräusche von Menschen, die sich nähern. Die Gruppe verschwindet in der Nacht. Fast im selben Moment erscheinen Krebs, zwei Adjutanten und einige SS-Soldaten geduckt in der zerstörten Strasse. Einer der Adjutanten trägt eine weisse Flagge, die er verkrampft hochhält. Irgendwo, von nicht zu weit her, hört man die Einschläge von Artilleriegranaten.

Plötzlich tauchen in der Dunkelheit Laternenmasten auf, an denen Leichen aufgehängt sind. Sie tragen Schilder um den Hals wie «Ich bin ein feiges Verräterschwein», «Ich habe mit den Bolschewiken paktiert» etc. Ein grausiger Anblick. Eine Gruppe von sechs jungen SS-Soldaten mit drei jungen Frauen im Arm torkelt grölend vorbei. Krebs und seine kleine Mannschaft kämpft sich weiter fort.

ADJUTANT (zu Krebs) Hoffentlich haben die Russen unseren Funkspruch bekommen?

KREBS Werden wir gleich erleben...

SOLDAT (lacht) ...oder auch nicht...

142. QUARTIER TSCHUIKOW – INNEN – NACHT

Der russische Generaloberst Iwanowitsch Tschuikow, ca. 55, sitzt in einer schlichten Privatwohnung am Tisch. Mit ihm zwei russische Schriftsteller in einfachen Uniformen, einige Adjutanten. Ihm gegenüber sitzt Krebs.

TSCHUIKOW (russisch) Herr General, was bringen Sie uns?

KREBS (russisch) Ich melde Ihnen: Adolf Hitler und seine Frau haben im Führerbunker Selbstmord begangen.

Tschuikow und die «Generale» warten ab. Krebs nimmt ein Schreiben hervor.

KREBS (russisch) Ich bin von der Nachfolgeregierung ermächtigt, mit Ihnen in Friedensverhandlungen einzutreten... Zwischen unseren beiden Staaten, die die grössten Kriegsverluste zu verzeichnen haben.

TSCHUIKOW (russisch) Herr General, würden Sie in einer entsprechenden Situation mit mir Frieden schliessen?

Krebs windet sich. Im Raum ist es vollkommen still. Alle schauen sich gespannt an.

KREBS (russisch) Eine bedingungslose Kapitulation wird meine Regierung niemals akzeptieren.

TSCHUIKOW (russisch) Angesichts der Lage ergeben sich keine Alternativen.

143. FÜHRERBUNKER/LAGERAUM

Goebbels, Bormann, Burgdorf, Hewel, Hans Fritzsche (Beamter im Goebbels-Ministerium), Krebs, abgekämpft und müde, sowie

Weidling, in verdreckter Felduniform, sind im Raum verteilt.
Goebbels schreitet erregt im Zimmer auf und ab.

GOEBBELS (schreit) ...kapitulieren?... niemals... das ist empörend... Ich habe Berlin Vorjahren gegen die Roten erobert und werde die Stadt bis zum letzten Atemzug gegen die Roten verteidigen... die wenigen Stunden, die ich noch als deutscher Reichskanzler zu leben habe, werde ich nicht dazu benutzen, meine Unterschrift unter eine Kapitulationsurkunde zu setzen.

WEIDLING Wir müssen die Zivilbevölkerung schützen.

Alle schreien plötzlich verstört und aufgeregt wild aufeinander ein: «...keinen anderen Ausweg...», «...völliger Wahnsinn...», «...durchhalten bis zum Ende...», «...Kapitulation niemals...» etc.

KREBS Der Befehl des Führers ist unumstösslich.

BURGDORF Egal, was passiert, wir werden durchhalten bis zum Ende.

HEWEL Das ist doch völliger Wahnsinn. Wir müssen Verhandlungen aufnehmen.

GOEBBELS Ich wiederhole, meine Herren: Eine Kapitulation unterschreibe ich niemals!

Im allgemeinen Durcheinander verlässt Fritzsche den Raum. In langen Schritten läuft er den Flur entlang zur Telefonzentrale, in der Misch eine Zigarette raucht.

FRITZSCHE (aufgeregt) Setzen Sie sofort ein Schreiben an Marschall Schukow auf.

Misch schaut ihn überrascht an.



MISCH An Marschall Schukow?

In diesem Moment kommt Burgdorf angerannt. Hinter ihm Krebs und Weidling.

BURGDORF Was geht hier vor?

FRITZSCHE Das ist doch alles Wahnsinn. Wir müssen die Stadt den Russen übergeben.

Burgdorf gerät in einen Zustand der totalen Hysterie. Ausser sich greift er zu seiner Pistole und legt auf Fritzsche an.

BURGDORF (schreit) ...dann muss ich Sie erschiessen... Der Führerbe-
fehl verbietet jede Kapitulation.

Burgdorf zittert vor Wut. Im letzten Moment schlägt ihm Weidling den Arm mit der Waffe nach oben, der Schuss kracht in die Decke.

144. FÜHRERBUNKER/KRANKENZIMMER

Magda, die den Arzt Stumpfegger betrachtet, wie er verschiedene Essenzen in ein Fläschchen mischt, zuckt bei dem Schuss leicht zusammen. Dann macht er mechanisch weiter.

MAGDA GOEBBELS Wie lange hält die Wirkung an? **STUMPFEGGER** Etwa vier Stunden...

145. FÜHRERBUNKER/FLUR UND KINDERZIMMER

Magda Goebbels und der Arzt Stumpfegger gehen den Gang entlang zum Kinderzimmer. Dicht hinter ihnen folgt Goebbels. Stumpfegger hat einen Becher und ein Fläschchen in der Hand. Magda öffnet die Tür zum Kinderzimmer und tritt mit Stumpfegger ein, Goebbels wartet draussen.

146. IM KINDERZIMMER

Drinnen sitzen und liegen die Kinder in ihren Betten. Helga, die Älteste, liest aus dem Buch «Vier Schweinchen» vor.

MAGDA GOEBBELS So, Kinder... Dr. Stumpfegger hat euch die Medizin gebracht, von der ich euch erzählt habe.

STUMPFEGGER Sie ist zwar ein bisschen bitter, aber dafür hilft sie auch.

Stumpfegger giesst aus der Flasche so viel Flüssigkeit in den Becher, dass dieser halb voll ist.

STUMPFEGGER Jeder einen Schluck... wer ist der erste?

Keines der Kinder möchte den Anfang machen. Magda wendet sich an Heide, die Jüngste.

MAGDA GOEBBELS Heide, du bist doch immer so tapfer...

Heide nickt unsicher. Magda reicht ihr den Becher. Heide zögert.

MAGDA GOEBBELS Einen schönen grossen Schluck.

 Noch ein bisschen...

Heide nimmt schliesslich einen Schluck, verzieht das Gesicht.

MAGDA GOEBBELS Siehst du, war gar nicht so schlimm...

Magda gibt den Becher weiter an Hedda.

MAGDA GOEBBELS Fein.

Sie nimmt ebenfalls einen Schluck und gibt den Becher weiter an Hilde, die auch trinkt. Der Becher geht weiter an Helmut.

MAGDA GOEBBELS Helmut.

Helmut trinkt.

STUMPFEGGER So ist es brav, Kinder... die Medizin hilft, dass ihr nicht krank werdet hier in diesem feuchten Bunker.

HEIDE Aber hier ist es doch gar nicht feucht in dem Bunker.

Der Becher geht der Reihe nach um, bis ihn Helga, die Ältteste, in der Hand hält. Sie schaut auf die restliche Flüssigkeit im Becher.

MAGDA GOEBBELS Fein, fein... Brav, Helga.

HELGA Ich mag nicht.

MAGDA GOEBBELS Was soll das heissen... Willst du krank werden?

Helga fängt an zu weinen.

HELGA Bitte, Mama... ich mag das nicht trinken.

Magda gibt den Becher zurück an Stumpfegger und setzt sich aufs Bett neben ihre Tochter. Zärtlich, aber bestimmt nimmt sie den Kopf von Helga und hält ihn fest.

MAGDA GOEBBELS Kind, wein doch nicht, das hat doch keinen Sinn.

Die anderen Kinder schauen sie mit grossen Augen an.

MAGDA GOEBBELS (weiter) Du musst die Medizin trinken.

Sie wirft einen Blick auf Stumpfegger und nickt ihm zu. Er setzt den Becher an Helgas Lippen an, die aber den Mund nicht öffnet.

MAGDA GOEBBELS (weiter) Helga... Helga. Jetzt komm, komm, komm, mach den Mund auf.

Helga beginnt sich zu wehren und schlägt mit den Armen um sich. Sie schluchzt laut. Die Kinder blicken entsetzt auf den ganzen Vorgang. Magda umklammert Helga von hinten und hält ihre Arme fest.

MAGDA GOEBBELS Jetzt, jetzt. Trink, trink.

Helga beginnt leise zu wimmern, dabei öffnet sie leicht den Mund, und Stumpfegger benutzt den Moment, um ihr die Flüssigkeit einzuflossen.

HELGA Papa!

Helga lässt sich aufs Bett fallen und schluchzt in die Kissen. Magda streichelt ihr für einen Moment über die Schulter. Dann erhebt sie sich steif und breitet die Bettdecke über Helga.

MAGDA GOEBBELS Also dann schläft schön, Kinder.

Stumpfegger und Magda treten auf den Flur. Stumpfegger schliesst die Tür. Goebbels steht wie versteinert vor der Tür.

147. FÜHRERBUNKER/ZIMMER GOEBBELS

Hinter einem kleinen Schreibtisch sitzt Traudl und schreibt, Goebbels steht im Raum und diktiert.

GOEBBELS ... die Lügen werden eines Tages in sich zusammenbrechen, und das Licht wird das Dunkel erhellen...

Traudl schreibt.

GOEBBELS Können Sie mir das noch einmal vorlesen, bitte.

TRAUDL Die Lügen werden eines Tages in sich zusammenbrechen, und das Licht wird das Dunkel erhellen...

GOEBBELS Wir machen das neu... Die Lügen werden eines Tages in sich zusammenbrechen, und über ihnen wird wieder die Wahrheit triumphieren. Es wird die Stunde sein, da wir über allem stehen, rein... und... makellos.

Magda Goebbels tritt ins Zimmer. Stumm schaut sie ihren Mann an. Er erwidert ihren Blick.

148. FÜHRERBUNKER/FLUR UND KINDERZIMMER

Magda öffnet die Tür zum Kinderzimmer und macht das Licht an. Dann schliesst sie die Tür hinter sich. Goebbels bleibt wieder draussen stehen.

Magda nimmt eine Giftampulle aus ihrer Jackentasche und betrachtet ihre schlafenden Kinder. Dann setzt sie sich neben die kleine Heide aufs Bett. Mit der linken Hand öffnet sie dem Kind den Mund und schiebt ihm eine der Ampullen zwischen die Zähne. Dann schliesst sie mit einem Ruck der Hand den Mund des Kindes. Die Kapsel zerbricht zwischen den Zähnen. Sofort beginnt der Kinderkörper zu zucken, und der Kopf fällt auf die Seite. Nach zwei Sekunden liegt der Körper still. Magda küsst das tote Kind auf die Stirn und zieht die Bettdecke über das Gesicht. Da die Decke nun etwas zu kurz ist, schauen unten die nackten Füße hervor. Diese Prozedur vollzieht Magda mit tödlicher Präzision bei ihren restlichen fünf Kindern.

Nach einem letzten Blick löscht sie das Licht und tritt hinaus auf den Flur.

Im Flur

Mit dem Rücken an die Wand gelehnt, rutscht sie langsam ab, bis sie am Boden hockt. Goebbels steht noch immer im Flur, er geht auf seine Frau zu und will ihr aufhelfen. Sofort erhebt sie sich und geht in das der Telefonzentrale gegenüber liegende kleine Zimmer.

Rochus Misch und Goebbels schauen ihr zu, wie sie mit unbeweglichem Gesicht auf dem kleinen Tisch Patiencen legt.

149. FÜHRERBUNKER/VORRATSLAGER

Der Raum ist bis unter die Decke mit Vorräten, Waffen und Kleidung vollgestopft. Traudl und Gerda probieren neutrale Männeruniformen an.

GERDA Du wirst sehen, wir haben überhaupt keine
Chance...

TRAUDL Das is mir egal... Ich will hier raus...

GERDA Und wie sollen wir durch die russischen Linien kommen?

TRAUDL Mir ist wurscht, was passiert. Ich bleib hier
keine Minute länger.

GERDA Wir werden alle umkommen.

TRAUDL Jetzt hör aber auf. Es wird schon nicht so schlimm werden...
Wenn wir da bleiben, dann kriegen uns die Russen auf jeden Fall.

Günsche, Traudl und Gerda verabschieden sich von Krebs und Burgdorf.

GÜNSCHE Alles Gute.

Aus einem angrenzenden Raum kommen Linge und Kempka, ebenfalls in voller Marschkleidung.

KEMPKA So. Jetzt aber los...

Ohne viel weitere Worte beginnt sich der Flur zu leeren. Alle streben in den langen Bunkergang. Rochus Misch sieht der Truppe nach.

Der Flur liegt nun verlassen da. Nur Krebs und Burgdorf rauchen noch eine Zigarette. Fast gleichzeitig lassen sie die Zigaretten fallen, treten sie aus und verschwinden in dem angrenzenden Lagerraum.

Kurze Zeit später fallen zwei Schüsse, die im leeren Flur wiederhallen. Rochus Misch, der noch immer in der Telefonzentrale sitzt, schreckt auf. Er erhebt sich und geht zum Lageraum, wo er in zwei Sesseln Krebs und Burgdorf erkennt, die mit Einschüssen an den Schläfen zusammengesackt dasitzen. Misch holt zwei Handtücher, die er über die Gesichter der Toten legt.

150. STRASSE BERLIN – AUSSEN – TAG

Kinder auf der Strasse, unter ihnen ist Peter Kranz. Überall liegen tote Soldaten und Zivilisten.

(Bemerkung: Diese Szene wird zwischengeschnitten mit verschiedenen Bildern.)

151. IMPROVISIERTES TONSTUDIO – INNEN – NACHT

An einem Mikrofon steht Weidling mit einem Techniker am Aufnahmegerät. Um ihn herum stehen einige russische Soldaten und Offiziere. Weidling spricht in das Mikrofon:

WEIDLING Am 30. April 1945 hat der Führer Selbstmord begangen und damit alle, die ihm Treue geschworen hatten, im Stich gelassen...

152. STRASSE BERLIN – AUSSEN – TAG

Ein Lautsprecherwagen fährt langsam die verfallene Strasse entlang. Kein Mensch ist zu sehen. Aus den Lautsprechern ertönt verzerrt die Stimme Weidlings.

WEIDLING (v. o.) ...getreu dem Befehl des Führers wart ihr, deutsche Soldaten, bereit...

Peter rennt dem Wagen hinterher. Deutsche Soldaten kriechen aus den Trümmern hervor und lauschen. Während der Lautsprecherdurchsage kommen auch mehr und mehr Zivilisten, alte Männer, Frauen, junge Mädchen und Kinder, vorsichtig aus den Kellergewölb-
ben der zerbombten Häuser.

WEIDLING (v. o.) ...den Kampf um Berlin fortzusetzen, obwohl eure Munition zur Neige ging und die Gesamtlage den weiteren Widerstand sinnlos machte...

Mehr und mehr Zivilisten kommen wie Ratten aus den Löchern gekrochen. Angstvoll vermeiden sie das helle Tageslicht und halten sich eng an die Mauerreste gedrückt. Immer mehr Menschen laufen dem Wagen hinterher.

WEIDLING (v. o.) ... ich ordne die sofortige Einstellung jeglichen Widerstandes an. Jede Stunde, die ihr weiterkämpft, verlängert die entsetzlichen Leiden der Zivilbevölkerung Berlins und unserer Verwundeten... im Einvernehmen mit dem Oberkommando der sowjetischen Truppen fordere ich euch auf, sofort den Kampf einzustellen...

153. IMPROVISIERTES TONSTUDIO – INNEN – NACHT

WEIDLING (v. o.) ...Weidling, ehemaliger Befehlshaber des Verteidigungsbereichs Berlin... Bitte ein Glas Wasser.
Weidling bricht zusammen.

154. STRASSE BERLIN – AUSSEN – TAG

Peter läuft, so schnell er kann, über die Schutthalden auf sein Elternhaus zu.

155. HAUS PETER KRANZ – AUSSEN/INNEN – TAG

Aus dem Haus kommen der «Henker» und angetrunkene SS-Leute. Peter läuft an dieser unheimlichen Gruppe vorbei.

Innen hastet Peter die Treppen zum ersten Stock des halb verfallenen Hauses hoch. Er rennt in den Hausflur und erstarrt. Seine Mutter liegt verrenkt in einer Blutlache. Vom Querbalken baumelt an einem Seil der Körper seines Vaters.

156. FÜHRERBUNKER/LAGEVORRAUM UND TELEFONZENTRALE

Krebs und Burgdorf sitzen tot in den tiefen Ledersesseln. Ihre Gesichter sind noch immer mit den Handtüchern bedeckt. Rochus Misch starrt stumm auf die vor ihm liegende Pistole.

157. GOEBBELS' ZIMMER UND FLUR – INNEN – TAG

Goebbels nimmt seine Mütze und setzt sie auf. Dann zieht er sich sorgfältig Handschuhe an. Er schaut seine Frau an, beide verlassen den Raum.

Sie gehen den leeren Flur entlang und passieren die Telefonzentrale, in der Rochus Misch sitzt. Am Fuss der Treppe zum Notausgang bleibt Goebbels kurz stehen.

GOEBBELS Ich brauche Sie jetzt nicht mehr.

Er geht einige Schritte mit seiner Frau die Treppe hoch, dreht sich dann noch einmal um.

GOEBBELS Les jeux sont faites.

Dann verschwindet er mit seiner Frau nach oben. Rochus Misch bleibt allein zurück.

158. NOTAUSGANG PARK – AUSSEN – DÄMMERUNG

Oben am Ausgang warten Ordonnanzen. Neben ihnen stehen mehrere Benzinkanister. Ohne ein Wort gehen Goebbels und seine Frau an ihnen vorbei. Die Ordonnanzen entbieten den Hitlergruss. Dann beginnen sie die Benzinkanister aufzuschrauben.

159. GARTEN VOR DER REICHSKANZLEI – AUSSEN – DÄMMERUNG

Der Beschuss hat nachgelassen. Goebbels und seine Frau gehen um eine Schuttmauer und bleiben stehen, Goebbels zieht aus seinem Halfter die Pistole und richtet sie gegen seine Frau.

Am Eingang/Innen

Zwei Schüsse bellen kurz hintereinander auf. Die Ordonnanzen nicken sich zu und laufen mit den Kanistern nach draussen.

160. BUNKER VOSSSTRASSE/LAZARETT

Mohnke und einige seiner Männer versuchen, Ordnung in das Chaos zu bringen. Auch sie sind marschfertig. Mohnke geht zu Haase, der

unverdrossen weiteroperiert. Schenck, in Marschkleidung, hilft noch Verbände anzulegen.

MOHNKE Herr Doktor, es wird Zeit... es wird bald dunkel...

SCHENCK ...Sie sehen doch, was hier los ist...

MOHNKE Ich brauche Sie als Begleitarzt... Ich muss darauf bestehen.

SCHENCK (zu Haase) Also dann...

Er will ihm die Hand geben. Haase streckt ihm lächelnd die blutigen, behandschuhten Hände entgegen.

HAASE Gilt schon... Sie haben viel getan. Danke.

Mohnke drängt sich mit Schenck durch die Massen. Plötzlich erkennt er einen Soldaten, der, aus mehreren Wunden blutend, in einer Ecke kauert.

MOHNKE Schädle, los, kommen Sie mit...

SCHÄDLE Tut mir leid... ich geh nirgendwo mehr hin...



Bevor Mohnke ihn hindern kann, nimmt Schädle seine Pistole und schießt sich in den Kopf. Entsetzt starrt Schenck auf den Toten.

MOHNKE Weiter...

161. STRASSE VOR REICHSKANZLEI – AUSSEN – NACHT

Die Kellerfenster öffnen sich, als erster tritt Mohnke heraus. Nacheinander klettern die Männer, Frauen und Soldaten der ersten Gruppe aus der mit Einschusslöchern übersäten Seitenfassade der Reichskanzlei auf den Platz, der wie ausgestorben daliegt.

Die Wilhelmstrasse ist mit Trümmerbrocken übersät. Nur vereinzelt dringt aus der Ferne der Lärm von Schiessereien. Nahe einer Ruine liegt ein totes Pferd, an dem sich schattenhaft einige Zivilisten mit dem Messer Stücke herausschneiden.

Mehrere Brände erhellen rötlich fahl die geschwärzten Ruinen.

162. U-BAHN-SCHACHT – INNEN – NACHT

In Trupps von acht bis zehn rennen die Männer und Frauen die rund no Meter zur Treppe des U-Bahn-Eingangs «Kaiserhof». Vorsichtig tasten sie sich die Treppen hinunter in die vollkommene Finsternis. Traudl und Gerda stolpern in der Dunkelheit Mohnke, Schenck sowie einigen Soldaten hinterher.

SCHENCK Geht's?

TRAUDL Ja.

SCHENCK (flüstert nach hinten) Weiter...

Der Trupp keucht weiter. Sie gehen vorbei an Hunderten von Menschen, die sich hier versteckt halten. Viele Frauen mit Kindern, Verletzte, Sterbende. Traudl sieht sich bestürzt um. Das also ist die Realität.

Die Gruppe tastet sich im Dunkeln weiter nach vorne. Sie betreten das Bahngleis und stolpern vorwärts. Mohnke legt ein unerbittliches Tempo vor. Die Frauen laufen hinterher.

163. UMSTEIGEBAHNHOF STADTMITTE – INNEN – NACHT

Der Bahnsteig ist mit Kerzen und Fackeln notdürftig beleuchtet. Überall Zivilisten und verletzte Soldaten.

Die Gruppe um Mohnke stolpert aus dem schwarzen U-Bahn-Schacht auf den Bahnsteig. Traudl und Gerda betrachten die grausige Szenerie, während sie weiterlaufen. In einem U-Bahn-Waggon versorgen einige Ärzte bei Kerzenlicht die Verwundeten. Dicht daneben werden von einem General Soldaten mit dem EK 2 ausgezeichnet.

WEHRMACHTSOFFIZIER Sturmpanzerführer Krüger hat mit seiner Truppe die Wolfbrücke verteidigt und erhält dafür das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Sturmpanzerführer Wagner hat zwei MG-Nester ausgehoben und den Durchbruch in der Puttkammerstrasse verhindert. Er erhält dafür das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Sturmpanzerführer Rauch hat wichtige Meldungen durch die feindlichen Linien gebracht. Er erhält dafür das Eiserne Kreuz 2. Klasse.

164. RUINENLANDSCHAFT SPREEBRÜCKE – AUSSEN – NACHT

Die Truppe hastet geduckt über die Spreebrücke. Danach gehen sie an einer Häuserwand in Deckung. Frl. Manziarly setzt sich erschöpft

hin und betrachtet die Giftkapsel in ihrer Hand. Von der gegenüberliegenden Seite der Brücke kommen neue Schatten nach.

TRAUDL Da kommen die anderen.

Plötzlich hämmern Geschütze los. Die Erde erbebt unter pausenlosen Einschlägen. Das trockene Knallen der Gewehre der Scharfschützen und MG-Feuer zerreißen die Luft.

Traudl und Gerda und die Gruppe beobachten mit Schrecken aus der Entfernung, wie die hinter ihnen kommende Gruppe, die im Begriff war, ebenfalls die Spree zu überqueren, von allen Seiten unter Beschuss genommen wird.

Von drüben hört man das Toben der Geschütze. Gerda steht auf, Müller rennt auf sie zu.

MOHNKE Deckung, Müller!

Beim Versuch, sie in Deckung zu bringen, reisst er sie zu Boden. Dabei wird er tödlich getroffen.

GÜNSCHE Gerda, oh, mein Gott...

MOHNKE (schreit) Weg hier! Schneller... los, weg hier.

Einige Soldaten und Zivilisten, die noch laufen können, schliessen sich der Gruppe an. Dann verschwindet der angewachsene Trupp im Dunkel des nächsten Bahnschachts.

165. RUINENGELÄNDE – AUSSEN – DÄMMERUNG

Traudl und Gerda sitzen umringt von Soldaten in einer geschützten, halbverfallenen Hausruine. Ihnen gegenüber sitzen Günsche und Schenk. Vom brennenden Dachgebälk, das heruntergestürzt ist,

kommt Wärme und Licht. Einige Männer nähren das Feuer durch herumliegende Bretter. Jeder ist zum Umfallen müde. In ihren dünnen, verdreckten und zerschlissenen Sommeruniformen liegen die meisten ausgestreckt im Schutt, die Gesichter staub- und russverschmiert. Andere starren deprimiert in die Ruinen, deren Silhouetten sich leicht gegen die Vordämmerung abheben. Rauchschwaden treiben über die Trümmer.

Plötzlich entsteht Unruhe. Drei der SS-Soldaten, die etwas erhöht Wache halten, richten ihre Maschinepistolen auf den Eingang. Andere springen auf und halten ihre Waffen bereit.

SOLDAT Halt! Wer da?

HEWEL Ein Deutscher...

Im Eingang erscheint, wie ein Geist vom Feuer beschienen, Hewel. Mohnke winkt ihn herein. Hewel kann vor Erschöpfung kaum mehr gehen. Er lässt sich in der Nähe von Traudl und Gerda einfach auf den Boden sinken.



TRAUDL Herr Hewel! Hewel, Gott sei Dank, Sie leben ... Wo sind denn die anderen?

HEWEL Ich weiss nicht, Frau Junge... irgendwo... vielleicht... Die meisten aus meiner Gruppe sind sicher tot.

Hewel sieht in seinen Zivilkleidern wie ein Fremder von einem anderen Stern aus, fast komisch.

HEWEL Ich hätte niemals den Bunker verlassen dürfen... ich hätte mich längst erschiessen sollen... (weiter) ... aber ich konnte nicht...

Schenck gibt ihm eine offene Konserve.

SCHENCK Jetzt essen Sie erst mal was... zum Sterben ist immer noch Zeit.

166. RUINENLANDSCHAFT/SCHULTHEISS-BRAUEREI – AUSSEN – TAG

Eine lange Reihe von erschöpften, abgerissenen, verdreckten Gestalten nähert sich aus der Ruinenlandschaft kommend im Gänsemarsch dem riesigen Gelände der Schultheiss-Brauerei. Der Gruppe um Mohnke haben sich in der Zwischenzeit immer mehr Soldaten angeschlossen. Ein langer Zug erschöpfter, bleicher Männer.

In halbverfallenen Eingängen stehen, ausgemergelt und zerlumpt, viele Frauen und Kinder wie zu Spalier. Stumm sehen sie zu, wie die Soldaten vorbeitrotten. Ab und zu löst sich eine Frau oder ein Kind und steckt den vorbeigehenden Soldaten ein Stück Brot, Zigaretten oder einen Behälter mit Wasser hin. Auf dem Hof der Brauerei:

MOHNKE Sie bleiben bei den Frauen...

SCHENCK Kommen Sie.

Mohnke entfernt sich, um Informationen zur Lage einzuholen.

Traudl beobachtet die Soldaten.

MOHNKE Der Russe hat das ganze Gelände umstellt.

Traudl schaut ihn müde an.

TRAUDL Und was wird jetzt aus uns?

MOHNKE Vielleicht kommen Sie durch den Ring durch...

Sie könnten's versuchen...

GERDA Ich geh keinen Schritt mehr weiter...

Schenck geht auf Traudl und Gerda zu.

SCHENCK Überlegen Sie es sich... Die Russen haben es nur auf uns
abgesehen... als Frauen haben Sie eine Chance.

Traudl schaut Schenck an. Schenck lächelt aufmunternd.



SCHENCK Versuchen Sie es...

Schenck erhebt sich und gibt Traudl und Gerda die Hand.

SCHENCK Viel Glück.

MOHNKE ...wenn Sie durch die Russen gehen, achten Sie darauf, dass Sie niemandem direkt in die Augen... Denken Sie dran... Alles Gute...

Schenck und Mohnke entfernen sich. Günsche beobachtet die Russen durch ein Fernglas. Sie haben die Brauerei umzingelt und drängen langsam auf das Gelände.

TRAUDL Ach komm, Gerda, lass uns gehen...

GERDA Geh du... Ich kann nicht mehr...

TRAUDL Bitte, Gerda... ich muss es versuchen... bitte, sei mir nicht böse.

Gerda schüttelt den Kopf. Die beiden Frauen umarmen sich. Beide drücken sich fest aneinander.

GERDA Ich komme schon zurecht.

167. SCHULTHEISS-BRAUEREI/KELLER/FLURE/GÄNGE – INNEN

In den weitläufigen Kellergewölben und Gängen der Brauerei drängen sich viele Soldaten und Offiziere. Auch die angrenzenden Räume sind voll von Menschen. Sie stehen in Gruppen beieinander und diskutieren. Viele sitzen auf dem Boden und packen ihre Habseligkeiten in Umhängetaschen und Rucksäcke. Schenck, Hewel, Mohnke, Günsche und etwa zehn SS-Soldaten aus Mohnkes Einheit kommen den langen Gang entlang, auf der Suche nach einem letzten



Zufluchtsort. Der junge Obersturmbannführer Stehr erkennt Schenck, löst sich aus einer Gruppe von SS-Offizieren und läuft Schenck hinterher.

STEHR Herr Doktor! Herr Doktor, meine Kameraden wollen sich den Russen ergeben... darf ich mich Ihrer Gruppe anschliessen?

Schenck mustert den jungen Offizier.

SCHENCK Der Führer ist tot... Wollen Sie den Krieg auf eigene Faust fortsetzen?

STEHR Ich fühle mich nach wie vor meinem Eid verpflichtet.

Schenck zuckt mit der Schulter.

SCHENCK Tja... dann sollten Sie sich besser an den Brigadeführer wenden.



Stehr blickt fragend auf Mohnke. Mohnke nickt.

168. SCHULTHEISS-BRAUEREI/HOF – AUSSEN – TAG

Günsche beobachtet noch immer das Geschehen im Hof durch ein Fernglas. Im Hof beginnen deutsche Soldaten, ihre Gewehre auf dem Boden zu zerschlagen. Schwerbewaffnete Rotarmisten umstellen Gruppen von deutschen Soldaten und führen sie ab. Alles geht ohne Geschrei oder Schüsse vor sich. Die deutschen Soldaten lassen sich ohne Widerstand in die Gefangenschaft abführen. Andere Gruppen warten apathisch, bis sie an der Reihe sind. Immer mehr Soldaten ergeben sich. Günsche verlässt seinen Posten, um Bericht zu erstatten. Im Kellerraum:

GÜNSCHE Die Russen räumen den Platz leer.

MOHNKE Und?...

GÜNSCHE So, wie es aussieht, ohne Gegenwehr. Es ist noch kein Schuss gefallen.

MOHNKE Dann sind die spätestens in einer Stunde hier unten. Ich brauche Ihre Meinung... was soll nun geschehen?...

STEHR (hitzig) Wir dürfen uns dem Feind nicht widerstandslos ergeben... Das erfordert die Ehre...

Schenck dreht sich zu Stehr.

SCHENCK Und was heisst das, wenn man fragen darf?

STEHR Wir bleiben alle in diesem Raum zusammen...

Wenn die Russen hier reinkommen, feuern wir unsere Magazine auf sie leer... Die letzten Kugeln schießen wir uns selbst in den Kopf.

SCHENCK Was Sie da reden, ist Pappe... Ist denn diese mörderische und selbstmörderische Art des Umbringens aus Prestige Gründen wirklich die einzige Möglichkeit?

STEHR Wir sind Offiziere der Waffen-SS... Wir dürfen den Tod des Führers nicht überleben.

Mohnke schaut in die Runde.

MOHNKE Wer ist noch dieser Ansicht?

Nach und nach heben alle ihre Hände. Nur Schenck schüttelt den Kopf.

169. SCHULTHEISS-BRAUEREI/HOF – AUSSEN

Im Hof sind nun mehr und mehr schwerbewaffnete Rotarmisten. Ruhig führen sie Gruppe um Gruppe deutscher Soldaten ab.

Traudl betrachtet das Geschehen aus der Entfernung. Sie hat eine Mütze tief ins Gesicht gezogen. Dann beginnt sie mit starrem Blick langsam auf die russischen Soldaten zuzugehen, die einen weiten Ring um das Gelände geschlossen haben. Plötzlich spürt sie eine Berührung an ihrer Hand. Erschrocken wendet sie sich zur Seite und bemerkt Peter, der, wie selbstverständlich, ihre Hand in die seine genommen hat und mit einem kurzen Blick auf sie auf die russischen Soldaten zugeht. Man könnte die beiden für Mutter und Sohn halten. Traudl versteht plötzlich Peters Idee und umkrampft nun ihrerseits Peters Hand. Schritt für Schritt nähern sie sich den russischen Soldaten, die sich mehr für die Gefangennahme der Deutschen interessieren als für die beiden abgerissenen Zivilisten. Tiefer und tiefer dringen Traudl und Peter in den Ring der russischen Soldaten ein. Wie Mohnke ihr geraten hat, versucht Traudl jeden Blickkontakt zu meiden. Peter und Traudl sind nun mitten in den russischen Stellungen. Um sie herum wird nur russisch gesprochen. Die Soldaten singen, trinken und tanzen, während ihre anderen Kameraden weiter vorne die deutschen Soldaten in Reihen abführen. Ein betrunkenener Rotarmist torkelt auf Traudl zu. Traudl ist vor Schreck wie starr. Er bietet ihr etwas zu trinken an. Peter reisst sie an der Hand weiter. Endlich haben sie auch das «russische Volksfest» hinter sich.

Hand in Hand gehen Traudl und Peter die nun einsame, menschenverlassene Strasse weiter.

170. SCHULTHEISS-BRAUEREI/KELLER – INNEN

Alle Anwesenden haben sich auf Stühlen und Pritschen niedergelassen. Hewel, in seiner Diplomatenuniform, sitzt abseits von den Soldaten zusammgeduckt auf einer Pritsche. Schenck steht auf, um in den vorderen Teil des Raumes zurückzugehen. Dabei kommt er an Hewel vorbei. Hewel schaut zu ihm auf.



HEWEL Wollen Sie sich einen Moment zu mir setzen?

SCHENCK Gerne...

Schenck setzt sich neben Hewel auf die Pritsche.

HEWEL Warum wollen Sie weiterleben?

SCHENCK Und Sie... warum wollen Sie so unbedingt sterben?

Hewel greift in die Tasche und zeigt Schenck eine Blausäurekapsel.

HEWEL Sehen Sie das? Die hat der Führer mir persönlich gegeben...

SCHENCK Als letzte Auszeichnung?...

Hewel lacht gequält.

HEWEL Vielleicht... Hitler hat sie mir bei der Verabschiedung überlassen... Er hat mir auch ein Versprechen abgenommen... Er liess mich versprechen, dass ich mir im Augenblick der Gefangnahme durch die Russen das Leben nehme.

Schenck ist vollkommen perplex.

SCHENCK Hitler hat Ihnen das Versprechen abgenommen, sich zu töten?... Aber warum denn nur?...

HEWEL ...wahrscheinlich wollte er nicht, dass ich in eine Lage geriete, wo ich unter Zwang und Bedrohung etwas Ungünstiges über ihn aussage.

SCHENCK Aber Sie sind Diplomat... Ihr Pass schützt Sie nach den international üblichen Regeln.

Hewel zuckt mit den Achseln. Schenck insistiert.

SCHENCK Sie dürfen Ihr Versprechen unmöglich halten... Wem helfen Sie damit?

Ein Soldat, der an der Tür nach draussen lauscht, entschert seine Pistole.

SOLDAT Sie sind da...

Alle Anwesenden im Raum springen auf und entschern ihre Pistolen. Auch Schenck. Alle richten die Pistolen gegen die Tür. Atemlose Stille liegt über dem Raum. Mit einem weissen Tuch in der Hand steht der deutsche Offizier Oberst Clausen in der halben Öffnung.

CLAUSEN Nicht schiessen... Kameraden, die Kapitulation ist ausgesprochen, der Krieg ist aus.

Die Soldaten und die anderen senken langsam ihre Pistolen.

CLAUSEN ... es ist vorbei...

Hewel zerbeißt die Blausäurekapsel und hält sich die Pistole an die Schläfe. Zwei Schüsse krachen, die im Raum hundertfach verstärkt widerhallen.

Alle drehen sich ruckartig um: Hewel und Stehr sinken um, ihre Pistolen scheppern zu Boden.

171. WALDSTRASSE – AUSSEN – TAG

Traudl und Peter sitzen am Strassenrand. Ab und zu gehen Flüchtlinge mit ihrer spärlichen Habe an ihnen vorbei. Einige ziehen Leiterwagen. Trotzdem ist es ein friedliches Bild. Die Sonne blitzt ab und zu durch das Laub der Bäume. Plötzlich springt Peter auf und läuft zur nahe gelegenen Brücke. Er zieht ein Fahrrad aus dem Ufergras und grinst Traudl an. Traudl grinst zurück.

172. WALDSTRASSE – AUSSEN – TAG

Traudl und Peter kommen mit dem Fahrrad auf uns zugefahren. Peter sitzt vorn auf der Stange. Die warme Sonne scheint ihnen in die erschöpften Gesichter.

LENDE AUF SCHWARZ, SCHRIFT:

Die Gesamtkapitulation erfolgte am 7. Mai 1945.

Die Einstellung der Feindseligkeiten wurde für den 8. Mai um Mitternacht vereinbart.

Bis dahin hatte der Krieg mehr als 50 Millionen Menschen das Leben gekostet.

6 Millionen Juden waren in deutschen Konzentrationslagern ermordet worden.

Gerda Christian konnte sich durchschlagen und entging der Gefangenschaft. Sie starb am 14. April 1997 in Düsseldorf.

Prof. Dr. Ernst-Günter Schenck geriet in sowjetische Kriegsgefangenschaft, aus der er im Dezember 1953 zurückkehrte. Er starb am 21. Dezember 1998 in Aachen.

General Wilhelm Mohnke geriet in sowjetische Kriegsgefangenschaft, aus der er 1955 zurückkehrte. Er starb am 6. August 2001 in Damp bei Eckernförde.

General Helmut Weidling geriet in sowjetische Kriegsgefangenschaft, in der er 1955 starb.

Prof. Werner Haase wurde von der Roten Armee im Lazarettbunker festgenommen und starb noch 1945 in sowjetischer Kriegsgefangenschaft.

Otto Günsche geriet in sowjetische Kriegsgefangenschaft und wurde im Mai 1956 aus dem DDR-Zuchthaus Bautzen entlassen. Er starb 2003 in Lohmar bei Bonn.

Hanna Reitsch überlebte den Krieg. Sie starb am 28. August 1979 und stellte bis dahin immer wieder Weltrekorde im Segel- und Motorflug auf.

Robert Ritter von Greim beging am 24. Mai 1945 in Salzburg Selbstmord.

Constanze Manziarly ist auf der Flucht in Berlin verschollen. Heinz Linge und Johannes Hentschel gerieten in russische Kriegsgefangenschaft. Linge wurde 1955 entlassen, er starb 1982 in Bremen. Hentschel wurde 1955 entlassen, er starb am 27. April 1982 in Achern.

Albert Speer wurde 1945 in Flensburg verhaftet und im Nürnberger Prozess zu 20 Jahren Haft verurteilt. Er wurde 1966 aus der Haft entlassen und starb 1981 in London.

Die Generäle Keitel und Jodl wurden im Nürnberger Prozess zum Tode verurteilt und hingerichtet. Hermann Göring wurde ebenfalls zum Tode verurteilt und beging kurz vor der Vollstreckung im Gefängnis Selbstmord.

Heinrich Himmler versuchte unter falschem Namen in einem Flüchtlingsstrom unterzutauchen. Nach seiner Entdeckung beging er Selbstmord.

Martin Bormann und Dr. Ludwig Stumpfegger begingen am Morgen des 2. Mai mit Hilfe von Gift in der Nähe des Lehrter Bahnhofs Selbstmord.

Rochus Misch wurde 1955 aus russischer Kriegsgefangenschaft entlassen und lebt bis heute in Berlin. Traudl Junge wurde von den West-Alliierten als «jugendliche Mitläuferin» eingestuft. Sie arbeitete weiter als Sekretärin in verschiedenen Betrieben und lebte bis zu ihrem Tod 2002 in München.

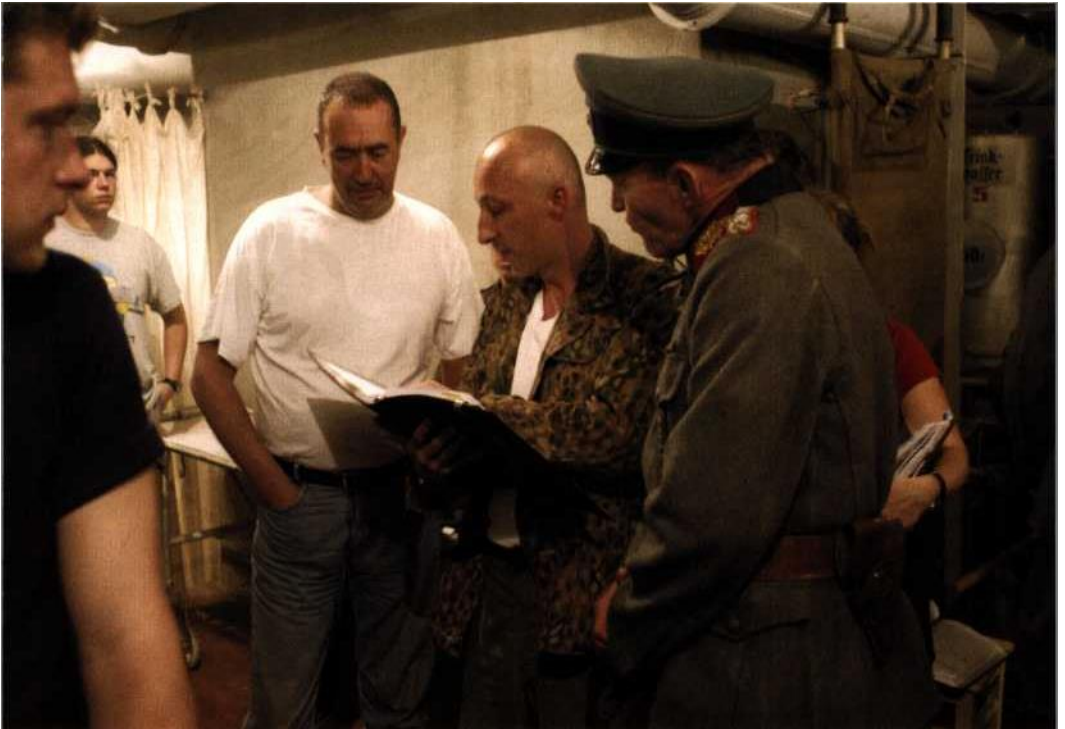
FILMAUSSCHNITT AUS DEM FILM «IM TOTEN WINKEL»

Die wirkliche Traudl Junge als alte Frau spricht in die Kamera:

TRAUDL JUNGE Natürlich habe ich dieses, diese Schrecknisse durch den Nürnberger Prozess, diese 6 Millionen Juden und, und andersgläubige oder andersrassischen Menschen, die da umgekommen sind, als eine ganz erschütternde und fürchterliche Tatsache empfunden. Aber ich habe noch nicht den Zusammenhang hergestellt mit meiner eigenen Vergangenheit. Ich habe mich noch damit zufriedengegeben, dass ich persönlich keine Schuld hatte und auch davon nichts gewusst hab, von diesem Ausmass hab ich nichts gewusst. Aber eines Tages bin ich an der Gedenktafel vorbeigegangen, die für die Sophie Scholl an der Franz-Joseph-Strasse befestigt war, und da habe ich gesehen, dass sie mein Jahrgang war und dass sie in dem Jahr, als ich zu Hitler kam, hingerichtet worden ist. Und in dem Moment hab ich eigentlich gespürt, dass das keine Entschuldigung ist, dass man jung ist, sondern dass man auch hätte vielleicht Dinge erfahren können.

ENDE

Anhang



Am Set: Bernd Eichinger, Oliver Hirschbiegel, Michael Mendl

Michael Töteberg

Hitler – eine Filmkarriere

«Der letzte Akt» und andere Filme über das Ende des Führers

Am 17. April 1945 rief Minister Goebbels zum letztenmal seine Mitarbeiter zur 11-Uhr-Konferenz zusammen. Einen Tag zuvor hatte die Rote Armee ihre Offensive auf Berlin begonnen, die Einnahme der Reichshauptstadt durch russische Truppen war nur noch eine Frage der Zeit. Der Propagandaminister: «Meine Herren, in hundert Jahren wird man einen schönen Farbfilm über die schrecklichen Tage zeigen, die wir durchleben. Möchten Sie nicht in diesem Film eine Rolle spielen? Halten Sie jetzt durch, damit die Zuschauer nicht johlen und pfeifen, wenn Sie auf der Leinwand erscheinen.»

Der Untergang des Dritten Reiches als Film: In diesen Tagen, als Deutschland in Schutt und Asche versank, die Machtelite des Regimes sich der Frage ihrer Verantwortung vor der Geschichte stellen musste, dachte sie an ihren medialen Nachruhm.

Die Bilderwelt des nationalsozialistischen Staates war eine ästhetische Inszenierung, nicht nur die stilisierte Ikonographie von Parteitagsreden und Massenaufmärschen, auch die scheinbar «privaten» Aufnahmen im Alltag. Der charismatische Führer, abgelichtet in kalkulierten Posen und gestellten Arrangements – unser Hitler-Bild stammt von Leni Riefenstahl und Heinrich Hoffmann. Der Hitler-Mythos wurde systematisch produziert, wobei die Propaganda sich der modernen Massenmedien bediente.

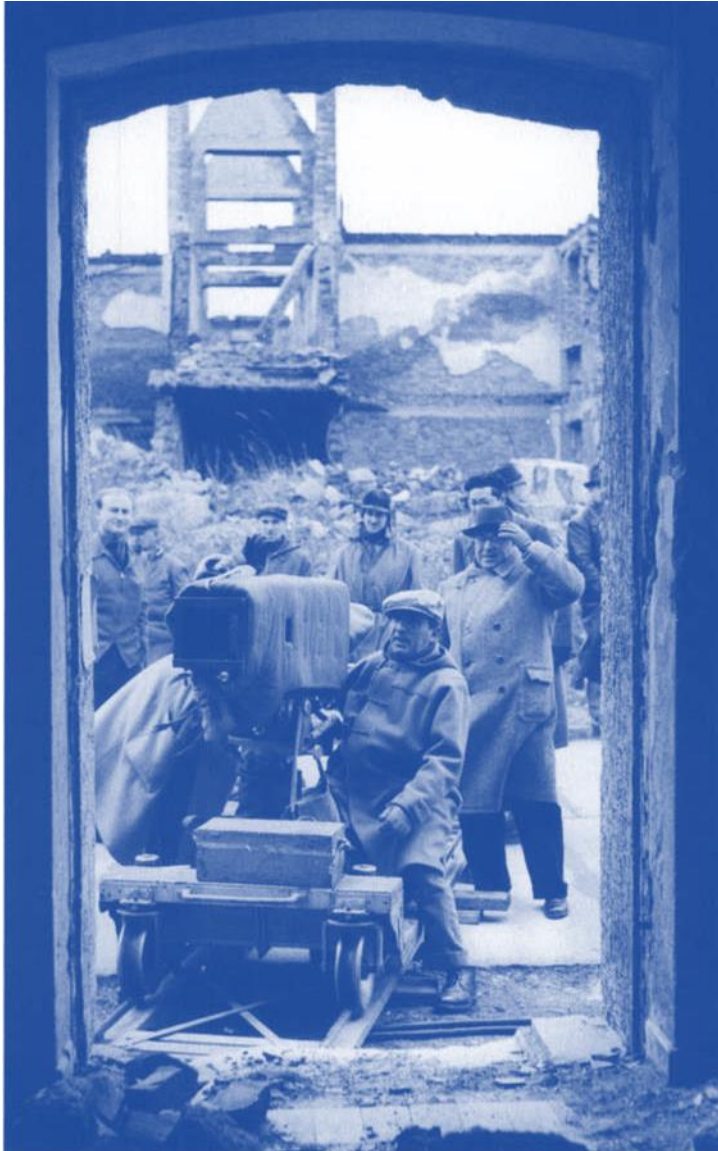
Hitlers Hauptsorge in den letzten Tagen seines Lebens war es, nicht von den Alliierten gefangengenommen und zur Schau gestellt

zu werden. Nicht einmal seines Leichnams sollte der Feind habhaft werden: Er verpflichtete seine Getreuen, die Leiche mit Benzin zu übergießen und zu verbrennen. Mit dem mysteriösen Tod ohne jede Spur versuchte er die Basis für ein mythisches Weiterleben zu schaffen. Von dem in Wahrheit erbärmlichen Ende durfte es keine Bilder geben: Ein Foto von Hitler im Führerbunker existiert nicht.

Ist Adolf Hitler verfilmbar?

«The Hitler Filmography»: Der amerikanische Bibliothekar Charles P. Mitchell hat «Worldwide Feature Film and Television Miniseries Portrayals, 1940 through 2000» aufgelistet, mit Inhaltsbeschreibungen versehen und die jeweilige Hitler-Darstellung kommentiert. 100 Spielfilme, beginnend mit dem Chaplin-Klassiker «The Great Dictator», darunter auch B-Movies, Fantasy und Trash, allerlei Absonderliches und Abstruses. Schon beim Durchblättern zeigt sich: Als Filmsujet ist Hitler vornehmlich ein Thema für Hollywood.

Im Nachkriegs-Deutschland galt für den Film ein unausgesprochenes Bilderverbot. Anfang 1955 schlug eine Illustrierte Alarm. «Uns bleibt doch nichts erspart: Hitler stirbt für Kino-Kassen ...», titelte die «Quick». Von den Dreharbeiten des Films «Der letzte Akt» brachte man eine grossaufgemachte, vierseitige Reportage, präsentiert wie folgt: «,Geld stinkt nichts sagte Roms Kaiser Vespasian und verkaufte den Inhalt der Latrinen Roms. ‚Geld stinkt nicht‘ meinen auch die österreichischen Hersteller des Hitler-Films und wollen der Welt im Jahre 1955 die letzten Stunden Hitlers im Bunker der Reichskanzlei des Jahres 1945 verkaufen.» Der Tenor wurde im Artikel konsequent durchgehalten. Das Unternehmen wurde diskreditiert durch den penetrant wiederholten Hinweis, es sei ein Werk von ausländischen Geschäftemachern: «Ein österreichischer Produzent



Der Bunker im Visier der Filmkamera: Kameramann Günther Anders, hinter ihm Regisseur G.W. Pabst bei den Dreharbeiten zu «Der letzte Akt»

dreht für eine amerikanische Verleih-Firma.» G.W. Pabst wurde als «österreichischer Regisseur» vorgestellt, und selbst bei Emmerich Nastl, der als Wachoffizier im Bunker war und nun das Filmteam beriet, fehlte nicht die Anmerkung: «So macht der Österreicher, heute Vertreter einer Lebensmittelfirma, seine Erinnerung aus schlimmer Zeit zu Geld.» Der Autor war kein Österreicher, aber als vaterlandsloser Gesell bekannt: «Für das grösste Honorar in der Geschichte des deutschsprachigen Nachkriegs-Films schrieb Remarque das Drehbuch zum ‚Letzten Akt‘. Er kennt die Hitler-Zeit nur vom Hörensagen.» Der Illustrierten-Bericht schloss: «Ob der Film dem deutschen Volk guttut, das ist eine Frage, die nicht gestellt wird.»

Seit der ersten Pressenotiz stand das Filmprojekt unter kritischer Beobachtung durch die Öffentlichkeit. Erst die Bündelung verschiedener Interessen und Initiativen hatte die Realisierung ermöglicht. Der Regisseur G.W. Pabst hatte die Idee zu einem Film über den Untergang Hitlers bereits 1948; ihm schwebte eine Tragödie vor wie Shakespeares «Julius Caesar». Pabst war kein unbekannter Mann: Er hatte in der Weimarer Republik mit den Filmen «Die freudlose Gasse», «Die Büchse der Pandora», «Westfront 1918» und «Kameradschaft» sowie der Verfilmung von Brechts «Dreigroschenoper» Filmgeschichte gemacht, aber auch im Dritten Reich u.a. «Paracelsus» gedreht. Für seinen Hitler-Film, an dem als Autor Leo Lania mitarbeiten sollte, konnte er all die Jahre keine Finanzierung finden. Geld war nicht das Problem für den österreichischen Produzenten Carl Szokoll, der in dem Millionär Ludwig Polsterer einen finanzkräftigen Partner hatte. Für ihre Cosmopol-Film suchten sie einen Stoff, mit dem sie an den Erfolg ihres Films «Die letzte Brücke», Regie Helmut Käutner, anknüpfen wollten. Szokolls politische Vergangenheit: Als Major der Wehrmacht im Generalkommando Wien war er Mitglied einer Widerstandsgruppe und verriet die deutschen Verteidigungsstellungen an die Russen, was ihm nach 1945 politische Anfeindungen einbrachte.

Ausgangsbasis für den Film «Der letzte Akt» war ein Buch von Michael A. Musmanno, das 1950 auch auf deutsch erschienen war: «In zehn Tagen kommt der Tod. Augenzeugen berichten über das Ende Hitlers», laut Untertitel eine «authentische Darstellung der dramatischen Ereignisse der letzten Wochen im Führerbunker der Reichskanzlei». Der US-Jurist Musmanno, als Richter an den Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozessen beteiligt, wollte der Mythenbildung um Hitlers Tod entgegenwirken und hatte zwischen 1945 und 1948 rund 200 Zeugen befragt, darunter auch Hitlers Sekretärin Traudl Junge. Er stellte dem Filmteam seine 20 Leitzordner mit Dokumentarmaterial zur Verfügung und übernahm die Aufgabe als historischer Berater. Mehrfach trafen sich in München Musmanno, Pabst, Szokoll und Traudl Junge, die später auch bei den Dreharbeiten in Wien anwesend war. Bei einer dreitägigen Arbeitskonferenz – inzwischen lag ein erstes Exposé von Fritz Habeck vor – konnte keine Einigung erzielt werden. «Der eine wollte den Stoff kabarettistisch verarbeitet sehen, der andere mit historischem Ernst», berichtete die «Süddeutsche Zeitung» Anfang Oktober 1954. Die gefundene Lösung stand schon in der Überschrift: «Remarque schreibt Drehbuch zu Hitler-Film».

Der Name Erich Maria Remarque war ein rotes Tuch, schon die Ankündigung seiner Mitwirkung mobilisierte alte Ressentiments, galt er doch seit seinem 1929 erschienenen Roman «Im Westen nichts Neues» als gewissenloser Vaterlandsverräter und «Zersetzungsliterat». Die amerikanische Verfilmung des Weltbestsellers war in Deutschland heftig umkämpft; die Nazis sprengten die Vorstellungen, u.a. durch Aussetzen weisser Mäuse im Kino, bis die Polizei mit dem Argument, Ruhe und Ordnung seien nicht zu gewährleisten, den Film verbot. Seitdem lebte er im Ausland. Seine Bücher wurden 1933 verbrannt, er selbst wurde 1938 ausgebürgert und nahm die amerikanische Staatsbürgerschaft an. Friedrich Torberg stellte den Kontakt zu den Filmleuten her. Die Reaktion auf seine Ver-

pflichtung als Drehbuchautor für «Der letzte Akt» hielt Remarque in seinem Tagebuch fest: «Bereits Rauschen im deutschen Blätterwald wegen des Films. Wie kann ich, ein Hollywood-Nightclubfritze u. Szokoll, ein Verräter, der im Krieg alles tat, damit Wien nicht zerstört wurde, es wagen – Man sollte meinen, jedem Verbrecher sei es erlaubt, einen ‚Hitler‘-Stoff zu machen, – aber nein: heiligstes Volksgut, noch immer.»

Tatsächlich wurde in der Presse die Frage aufgeworfen, «ob das Aufgreifen dieses Themas nicht an die Grenzen des guten Geschmacks rührt». Zehn Jahre nach Kriegsende stand das deutsche Volk immer noch unter dem «Entzauberungsschock» (Joachim Fest). Hitler im Bunker war keine heroische Lichtgestalt mehr, nicht einmal im negativen, im diabolischen Sinne. Zum Hitler-Mythos gehörte der Führer, der vor der grandiosen Kulisse von choreographierten Massenversammlungen sich mit dem Volk vereinigte; der Diktator im Bunker war ein einsamer Mann, vergraben in einer Katakombe, nicht mehr zugänglich, schwankend zwischen Apathie und infernalischen Ausbrüchen, getrieben nur noch von der destruktiven Lust am Untergang. Ein verbrecherischer Tribun, zur Kenntlichkeit entstellt: «Hitler im Bunker – das ist der wahre Hitler!», hat Graf Stauffenberg gesagt. Andererseits hat die Situation des von den Feinden eingekesselten und den Gesinnungsgenossen verlassenen Herrschers tragischen Charakter – musste nicht die Darstellung des Zerfalls einstiger Macht und ausweglosen Niedergangs, wider alle Absicht der Filmschöpfer, zwangsläufig Mitleid beim Zuschauer auslösen?

Fragen der Wirkungsästhetik bestimmten die Diskussion im Filmteam. Mit der Beschränkung auf den letzten Akt des Dramas stellte sich das Problem, positive Gegenfiguren zu entwickeln. Szokoll hatte die Idee – angeregt von den Wochenschau-Bildern, wie Hitler am 20. April 1945 noch einige Hitlerjungen, Kinder, die als letztes Aufgebot mit Panzerfäusten bewaffnet Berlin verteidigten, mit dem Ehrenkreuz dekoriert –, die Geschichte des Jungen Richard

und seiner Familie, die in dem gefluteten U-Bahn-Schacht den Tod findet, als Nebenhandlung zu erzählen. Remarque führte eine weitere Figur ein, den Hauptmann Wüst, Ritterkreuzträger, der im Auftrag seines Generals dringende Verstärkung anfordert, jedoch zum Vortrag bei Hitler nicht vorgelassen wird. Der dokumentarische Hauptstrang wurde so verbunden mit einer fiktionalen Spielhandlung, in der eine Identifikationsfigur das «andere Deutschland» repräsentierte und am Schluss – im Sterben, zu dem Jungen Richard – die politische Moral ausspricht: «Seid wachsam! Sagt nie wieder ‚Ja-wohl!.« Remarque schrieb ein Drehbuch, das in seiner Spannungsdramaturgie keine reisserischen Effekte scheute und nebenbei in kitschigen Genrebildern Hitler und Eva Braun als spiessige Kleinbürger denunzierte. Verfilmt wurde dies nicht – Remarques Drehbuch liegt seit 1998 gedruckt vor, und ein Vergleich mit dem realisierten Film lässt erahnen, welche heftigen Auseinandersetzungen es im Filmteam gegeben haben muss.

Remarque verfolgte mit dem Film agitatorische Absichten: «Wir müssen zeigen, dass Hitler wie eine Ratte im Keller gestorben ist», sagte er in einem Pressegespräch. Produzent Szokoll dagegen erklärte dem «Spiegel»: «Wir wollen keinen Propagandafilm gegen den Nationalsozialismus drehen. Wir wollen die Tragödie des Menschen Hitler darstellen.» Man dürfe Hitler nicht als «grausig-lächerliche Figur» erscheinen lassen: «Ein Mann, vor dem Hunderte Millionen Menschen zitterten und den zu überwinden die ganze Welt sieben Jahre kämpfen musste, war kein Kasperl.» Während Remarque die Pressekonferenz zum Film nutzte, um auf die ehemalige NSDAP-Mitgliedschaft von Angehörigen des Auswärtigen Amtes der Bundesrepublik aufmerksam zu machen und vor der Gefahr des Neonazismus zu warnen, sollte nach Szokolls Worten «Der letzte Akt» eine Erlösung vom Schuldkomplex bewirken. «Indem wir das ganze Problem Hitlers und die ganze Schuld aussprechen, wollen wir

dem deutschen Volk das Schuldgefühl nehmen. Die ehemaligen Nazis sollen aus dem Film herausgehen und sagen: Jetzt verstehen wir erst, warum wir dafür waren. Aber es war falsch» Dem Produzenten war vielleicht bewusst, dass der Film dies nicht leisten konnte, jedenfalls bemühte er noch eine andere Autorität, den Philosophen Friedrich Heer, um sein Projekt zu legitimieren. «Hitler, Goebbels leben vom Atem ihrer Zuhörer, ihrer Opfer. Sie zerschellen in eben dem Augenblick ins Nichts, in welchem ihnen dieser ‚ihr‘ Lebensatem entzogen wird.» Deshalb zeige der Film nicht den charismatischen Redner und Volksführer, sondern den Despoten an seinem Ende im Verlies. Die «Neue Zürcher Zeitung» zog nach der Veranstaltung das Fazit: «Der Film will aussagen: Jede Diktatur hat ein Ende, ein notwendiges und folgerichtiges.»

Gedreht wurde in Wien, der Bunker in den Sievinger Ateliers nachgebaut. Die Journalisten, die die Dreharbeiten besuchten, waren von der Authentizität beeindruckt. «Es fehlt weder die Doppelpolsterbank in Hitlers Schlafzimmer noch das Bild Friedrichs des Grossen über dem Schreibtisch. Sogar die Farbe der Sesselbezüge wurde genau nachgeahmt.» Und das bei einem Schwarzweiss-Film. «Für den Film besteht, sogar noch ehe er fertiggestellt war, ein ungeheures Interesse in aller Welt», wusste die «Abendpost» zu berichten. «Er wird sicher ein tolles Geschäft. Hoffen wir, dass er auch, trotz des heiklen Themas, ein anständiger Film wird!»

Wie ein Geschehen auf einem anderen Planeten

«Die Frage, wie das deutsche Publikum auf den ersten grossen Hitler-Film ‚Der letzte Akt‘ reagieren würde, ist beantwortet: Die Zuschauer der Welt-Uraufführung in Köln erlebten ihn mit ungläubigem Schrecken, mit Gelächter über die Weltfremdheit der letzten Kriegstage in dem Bunker der Reichskanzlei und mit der unsicheren



Albin Skoda als Hitler, Willy Krause als Goebbels in «Der letzte Akt», Österreich 1955, Regie G.W. Pabst

Frage: ‚War es wirklich so verrückt?.« UP-Korrespondent Wilfried Saliger berichtete, Hitlers erster Auftritt habe Lachen beim Publikum im Saal hervorgerufen, doch auf die Dauer habe die Wucht der Darstellung ihre Wirkung nicht verfehlt. «Es gab nach der Premiere eifrige Debatten um die Frage der Echtheit, die von den meisten Zuschauern zwar als authentisch verbürgt angenommen, aber verstandsmässig nicht begriffen werden konnte. Ein Kölner Geschäftsmann fasste diesen Zwiespalt in dem Satz zusammen: ‚Die letzten zehn Jahre haben uns von dieser Zeit so weit entfernt, dass es uns wie ein Geschehen auf einem anderen Planeten anmutet. Es war gespensterhaft..«

«Der letzte Akt» ist, dies bestätigt auch eine heutige Sichtung, kein spekulatives Machwerk. Pabst schliesst an die ästhetischen Standards deutscher Filmkunst in den zwanziger Jahren an, er inszeniert mit Licht und Schatten. In dem unterirdischen Labyrinth befeh-



Gefangen im Bunker: Albin Skoda in «Der letzte Akt»

ligt der Führer Truppen, die es in Wirklichkeit nicht mehr gibt und ohne dass ihm seine Generale zu widersprechen wagen. Die naheliegende parodistische Überzeichnung versagt sich Pabst: Die düstere Szenerie wird realistisch in Szene gesetzt; um Objektivität bemüht, setzt der Regisseur auf die Stilmittel der Neuen Sachlichkeit. Nur selten verlässt die Kamera das Drama in der hermetisch abgeriegelten Höhle, bricht für kurze Zeit die Einheit von Raum und Zeit im Bunker auf, um die Auswirkungen von Hitlers «Nero-Befehlen» ins Bild zu setzen (die hereinstürzenden Wassermassen im gefluteten U-Bahn-Tunnel zitiert Fritz Langs «Metropolis», einen Film, an dem Pabsts Kameramann Günther Anders bereits als Assistent mitwirkte). Während draussen alles in Schutt und Asche fällt, regiert unten, geschützt durch meterdicke Betonmauern, die leerlaufende Mechanik des Militärapparats. Auf der Hauptbühne agiert das politische Personal, meist in Gross- und Nahaufnahmen; die Kantine – die Nebenbühne, total oder halbtot aufgenommen – ist bevölkert

von grölenden, alkoholisierten Soldaten und Stabshelferinnen. Hier wird, angefeuert von schrägen Jazzklängen und Durchhalteschlagern, eine verzweifelte Weltuntergangssorgie gefeiert. «Das Dritte Reich zeigt seine kreatürliche Innenansicht und geht mit einer schrillen Zote unter», schreibt der Filmhistoriker Klaus Kreimeier. «Das Bordell, jener ‚Mischort‘ privater und gesellschaftlicher Obsessionen in den Weimarer Filmen von Pabst, ist auf nationalistisches Niveau heruntergekommen; gleich kippt es in einen roh stampfenden Totentanz.» Eine Serviererin gerät in einen immer hemmungsloseren, tranceartigen Tanz, in den ein Verwundeter mit einem abgewinkelten, geschienten Arm hineingerissen wird, bis er in den Exerziermarsch verfällt. Ein beklemmendes Sinnbild für den Untergang.

«Nun hat auch die Gestalt Hitlers ihr Spielfilm-Debüt erlebt» («Wiesbadener Kurier»), und die Kritiker hatten zu urteilen. Die Premiereneindrücke des UP-Korrespondenten, von zahlreichen Zeitungen wie der «Südhessischen Post» (Bergstrasse) oder dem «Hamburger Echo» übernommen, erschienen in der «Welt» unter der Überschrift «Ein Amerikaner sah den Hitler-Film». In der eigenen Besprechung durch Walter Görlitz liess das Blatt kein gutes Haar an dem Unternehmen: Die Historie werde in verzerrter Form wiedergegeben, der Film sei schlicht eine «Entgleisung». «Die politische Moral ist so bescheiden wie verschwommen», meinte «Der Spiegel». Gunter Groll in der «Süddeutschen» war hin und her gerissen: «Makabres Spiel, halb Dokument, halb Schreckensoper, halb Meisterwerk und halb Verkrampfung, ein Reisser halb und halb ein Mahnmal...» Der Kritiker der «Frankfurter Allgemeinen», Martin Ruppert, war mit Skepsis und Bedenken, vor allem aufgrund der Ankündigungen des Drehbuchautors Remarque, ins Kino gegangen, verliess es jedoch positiv überrascht: «Durch die Art, wie hier Geschichte zum künstlerischen Ereignis und das Ereignis zum unüberhörbaren

Warnruf wird, ist ‚Der letzte Akt‘ zu einem Spitzenfilm in den sonst sehr seichten Gewässern der deutschsprachigen Produktion geworden.» Für die in München erscheinende Zeitung «Die Nation» war «Der letzte Akt» schlicht «ein dummer, läppischer Tendenzstreifen, jeder Zoll und Meter eine geschmacklose Filmschmiere». Besonders heftig war die Ablehnung in der Branchenpresse. Das «Film-Echo» warnte die Kinobesitzer, dem Besucher werde «ein historisches Schauerdrama» vorgesetzt. «Schweigend verlässt er das Theater und überlegt, warum er sich im Kino bestätigen lassen muss, dass er sich zwölf Jahre lang geirrt hat. Frauen und Jugend gehen gar nicht erst hinein.»

Die Branchenkenner sollten recht behalten: «Der letzte Akt» stiess auf eine breite Ablehnungsfront, das breite Publikum reagierte mit Abwehr und demonstrativem Desinteresse. Die in Hamburg erscheinende Illustrierte «Wochenend» kolportierte einige Zuschauer-Meinungen. Ein Arzt, 34, fragte, «ob man solche beinahe vergessenen Dinge noch einmal wieder aufrühren soll». «Die Jugend will von diesen Sachen nichts mehr wissen», gab ein 19jähriger Volontär zu Protokoll. Vom Ausland werde das vergangene Regime «uns Deutschen» zum Vorwurf gemacht. «Man soll uns doch endlich in Frieden und Freiheit arbeiten, aufbauen und leben lassen.» Vereinzelt, u.a. in Göttingen, kam es sogar zu Boykott-Aufrufen. In einem gewordenem Absagebescheid verweigerte die Filmbewertungsstelle dem «Letzten Akt» ein Prädikat: Trotz guter künstlerischer Leistungen, die im Film zum Ausdruck kommenden Ansichten über Hitler und die Wehrmachtsführung stünden «in vielem zu sehr in einem bis jetzt historisch nicht ganz überschaubaren Raum». Das gesellschaftliche Klima der Bundesrepublik wurde Mitte der fünfziger Jahre – 1955, dem Jahr der Uraufführung, kehrten einige damals am Bunker geschehen Beteiligte aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft zurück – von Verdrängung geprägt, Ergebnis einer intensiven Abwehr von Schuld, Scham und Angst, nachzulesen ein gutes Jahrzehnt

später in Alexander und Margarete Mitscherlichs Buch «Die Unfähigkeit zu trauern».

«Es ist zu früh für Hitlerfilme», lautete das Fazit in der «Süddeutschen». Die Gesellschaft hatte den Tod des Führers noch nicht verarbeitet, nicht bloss den Tod der realen Person Adolf Hitler, sondern «das Erlöschen seiner Repräsentanz als kollektives Ich-Ideal» (Mitscherlich). «Jedem Einsichtigen ist klar, dass es heute noch nicht möglich ist, einen Hitler-Film zu drehen», konstatierte auch Paul Hühnerfeld in der «Zeit». Einen Napoleon-Film könne man drehen, aber Hitler sei erst zehn Jahre tot. «Würde man ihn darstellen, wie er war, als den manischen Teufel mit dem Sendungsbewusstsein des Bösen, so würden notwendigerweise auch die luziferischen Eigenschaften des Teufels mit darzustellen – die Leuchtkraft des absoluten Nihilismus mit einzufangen sein. Dies im Film heute zu gestalten, ist zu gefährlich, wenn es auch noch so ehrlich gemeint ist.» Zu früh? Oder zu spät? Er fürchte, so Friedrich Torberg, dass «ein richtiger Zeitpunkt niemals gegeben sein wird, nämlich erst dann, wenn vom Gelingen eines so riskanten Vorhabens nichts mehr abhängt – und in solch selig fernen Zeiten wird man vermutlich mit besserem beschäftigt sein als mit der Herstellung von Hitler-Filmen».

Im Ausland hatte man solche Probleme nicht. «Der letzte Akt» erwies sich als Exportschlager und wurde in 52 Länder verkauft. In den USA war der Film ein Kassenerfolg und erhielt ausnahmslos positive Kritiken. «,The Last Ten Days' is perhaps the best picture produced in Central Europe since the war», hiess es in «Time». «The power of this picture is the power of the nightmare. The spectator is locked in the sinister bunker like Germany in its obsession and the end is less an exit than a cure.» In Deutschland verschwand der Film nach kurzer Zeit aus den Kinos, und selbst umfangreiche Filmgeschichten wissen nichts von ihm.

Hitler spielen

In der «New York Times» berichtete Herman G. Weinberg am 17. März 1950 – Jahre bevor das Projekt tatsächlich in Angriff genommen werden konnte –, Pabst habe für seinen geplanten Hitler-Film die ideale Besetzung gefunden: Werner Krauss. Der Schauspieler, der in vielen Pabst-Filmen mitwirkte, galt seit «Das Cabinet des Dr. Caligari» (1920) als Verkörperung des expressionistischen Kinos, der dämonischen Leinwand. (Seine unheimliche Wandlungsfähigkeit hatte er allerdings auch in anderem Kontext zur Schau gestellt: In dem antisemitischen Hetzfilm «Jud Süß» übernahm er alle Juden-Rollen.) Die aberwitzige Idee, Krauss zum Darsteller des Führers zu machen, hätte Kracauers Buchtitel Wirklichkeit werden lassen: Von Caligari zu Hitler. Schon wegen des Alters – Krauss war damals 65 – erscheint die Besetzung absurd, doch der Regisseur erklärte unbeeinträchtigt: Nicht das Make-up sei entscheidend, «sondern die Kunst der ‚inneren Metamorphose‘.

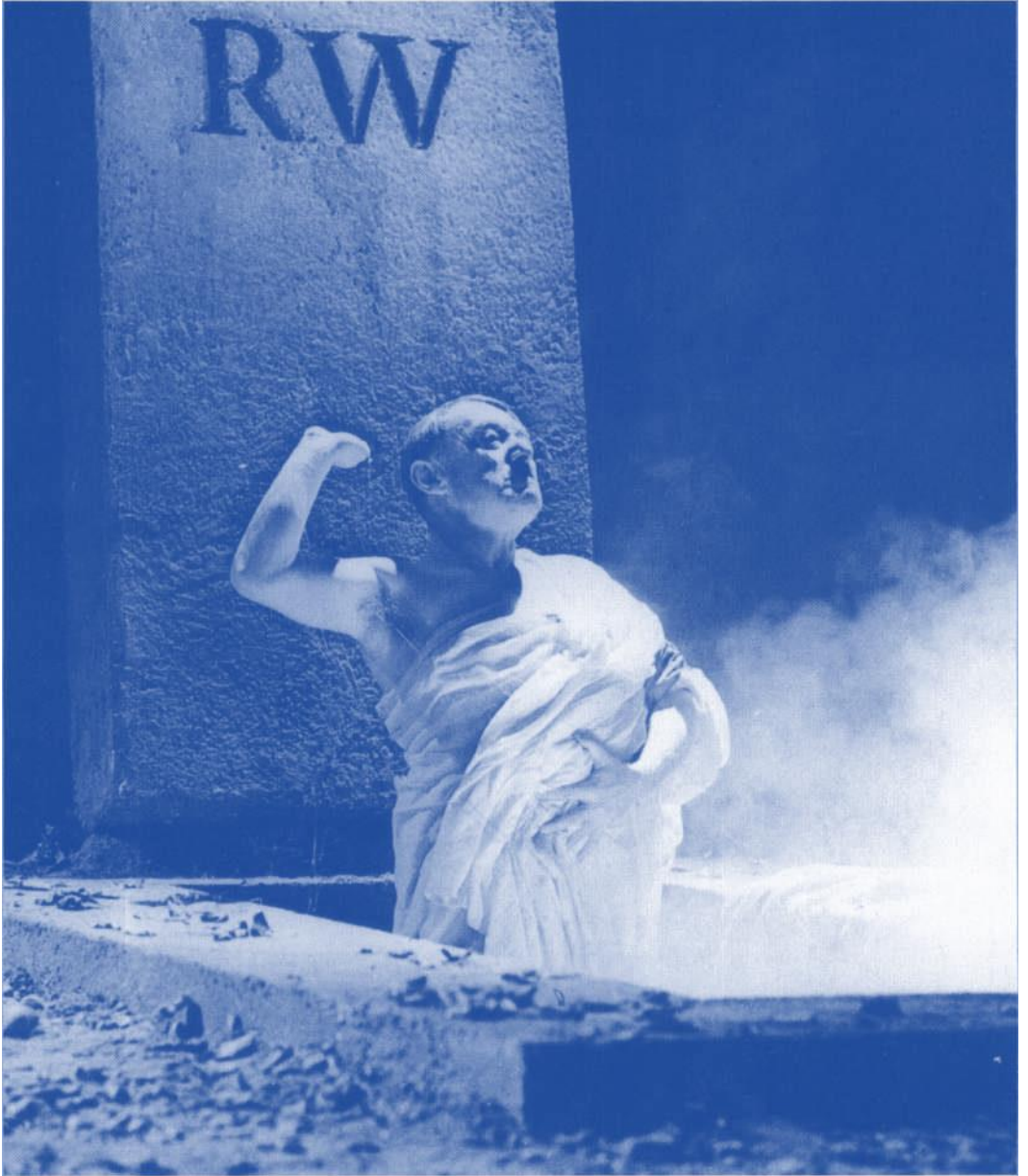
Als er später den Film realisieren konnte, wählte Pabst Burgtheater-Schauspieler, die kaum äussere Ähnlichkeit mit den historischen Gestalten aufwiesen. Albin Skoda stellte Hitler dar, Willy Krause Goebbels. «Aha, das soll der Hitler sein» – so wie Gunter Groll seine Filmbesprechung begann, dachten die meisten Kinozuschauer, war Hitler, zehn Jahre nach seinem Tod, den Zeitgenossen doch noch präsent. «Die Schauspieler, die Hitler, Goebbels und Göring spielen, wirken nicht wie Hitler, Goebbels und Göring, sondern wie Schauspieler, die Hitler, Goebbels und Göring spielen.» Grolls Eindruck wurde allgemein geteilt (und es ist kein Zufall, dass in nahezu allen Kritiken als überzeugendste, lebensechte Darstellung ein fiktiver Charakter gelobt wird: Hauptmann Wüst, gespielt von Oskar Werner).

Kann man Hitler ins Kino bringen? Historie wird im Film seit Erfindung des Mediums nachgestellt, doch dieses Thema galt als ta-

bu. Hitler sei nicht darstellbar, ihm sei allenfalls mit den Mitteln der Groteske oder der Farce beizukommen. Die ästhetische Debatte einmal beiseite geschoben: Überhöhte man ihn damit nicht zum Monster, zum Bösen schlechthin und leistete mit dieser Dämonisierung einen Beitrag, sich von der Verantwortung für die deutsche Katastrophe freizusprechen? Auch ein anderer gängiger Einwand, der bereits gegen Pabsts Film erhoben wurde – «Warum diese grausige Bunker-Phantasmagorie, wo es für uns viel notwendiger wäre zu wissen, welche Kräfte hinter Hitler standen?» –, mag politisch berechtigt sein, dient nebenbei aber der Entlastung eigener Schuld.

Der deutsche Film ist dem Thema ausgewichen, Hitler rutscht nur als Schatten im Hintergrund durch die Filmgeschichte. Oder er wurde zum Kinohelden in kruden, randständigen Werken: Die beiden Pole werden markiert von Hans Jürgen Syberbergs «Hitler, ein Film aus Deutschland» (1977) – ein siebenstündiges kinematographisches Oratorium, wagnerisch schwelgend in deutschen Mythen – und Christoph Schlingensiefels «100 Jahre Adolf Hitler. Die letzte Stunde im Führerbunker» (1989) – wüstes, obszönes Underground-Kino, mit Handscheinwerfer gedreht: Hitler und Kumpane als Freakshow, mit den Fassbinder-Stars Udo Kier, Volker Spengler, Margit Carstensen.

Jeder Schauspieler weiss, dass Mephisto die dankbarere Rolle als Faust ist: Die Versuchung, in der Rolle des Bösen zu brillieren, ist gross. Alec Guinness war sich dieser Gefahr bewusst, als er sich auf «Hitler: The Last Ten Days» (1973) vorbereitete. Seine Art, sich eine Rolle anzueignen, war stets bestimmt durch den Versuch, die darzustellende Person zu leben, sie «so auf mich einwirken zu lassen, dass sie wie von selbst meinen Ausdruck bestimmt». In seiner Hitler-Darstellung bemühte sich Guinness um eine «angemessene Objektivität», auch wenn er seinem Spiel Ironie beimischte. Er wollte, bei aller Abneigung gegen ihn, Hitler «menschlich» zeigen, eine Karika-



«Hitler, ein Film aus Deutschland» von Hans Jürgen Syberberg

tur vermeiden. «In den ersten Einstellungen habe ich die Locke noch nicht auf der Stirn. Ich wollte nicht, dass das Publikum schon zu Beginn sagt: ‚Schau mal, good old Hitler!‘» Guinness, der Gestik und Mimik Hitlers genau studiert hat, auch die sich Überschlagende Stimme bei verbalen Ausbrüchen und die paranoiden Ticks, überzeugt durch seine durchdachte, sorgfältige Charakterisierung. Sie rettet den Film nicht – in späteren Jahren gab der grosse Mime, angesprochen auf seine Mitwirkung an dieser Produktion, nur noch einen kurzen, knurrigen Kommentar: «a poor film from a brilliant script».

«Hitler: The Last Ten Days» ist ein Bastard, eine Promenadenmischung aus Doku-Drama, Farce und schlichtem Unvermögen. Die Darstellung von Hitlers letzten Tagen stützt sich auf das Buch von Hugh R. Trevor-Roper, ausserdem auf die Erinnerungen von Gerhardt Boldt; am Anfang werden in einer langen Montage-Sequenz Aufstieg und Fall des Dritten Reiches geschildert, später der Film immer wieder von Wochenschau-Aufnahmen und anderem Dokumentarmaterial unterbrochen. Die authentischen Bilder unterminieren die Spielszenen, wobei der Regisseur Ennio De Concini es nicht dabei belässt, die absurde Szenerie zu rekonstruieren, sondern durch Bildschnitt und Musik-Einsatz satirische Pointen setzt, zudem mit billigen Gags noch eins draufzusetzen versucht.

Die Tragödie im Bunker als schwarze Komödie, das mag sein Konzept gewesen sein (und deshalb hat er wohl Alec Guinness, den Star von typisch britischen Komödien wie «Ladykillers» und «Adel verpflichtet» engagiert). Hitler wird als spiessiger Kleinbürger vorgeführt, ein störrischer älterer Herr, der im Kreise seiner Lieben als netter Onkel auftritt und fast schon wieder kindische Züge hat, wenn er mit dem Modell der «Germania» wie mit Bauklötzen spielt. De Concini will mit Entsetzen Scherz treiben – während Hitler Himmels Arzt zum Chef des Deutschen Roten Kreuzes ernennt, werden Bilder von Leichenbergen aus dem KZ eingeschnitten –, doch wirken

solche Momente nicht aufklärend, sondern geschmacklos. Finanziert als internationale Koproduktion, ist die Besetzung bunt zusammengewürfelt (die Deutsche Doris Kunstmann spielt Eva Braun, die Italienerin Diane Cilento Hanna Reitsch usw.) mit der Folge, dass der Film vollends abrutscht ins Lächerliche und unfreiwillig Komische.

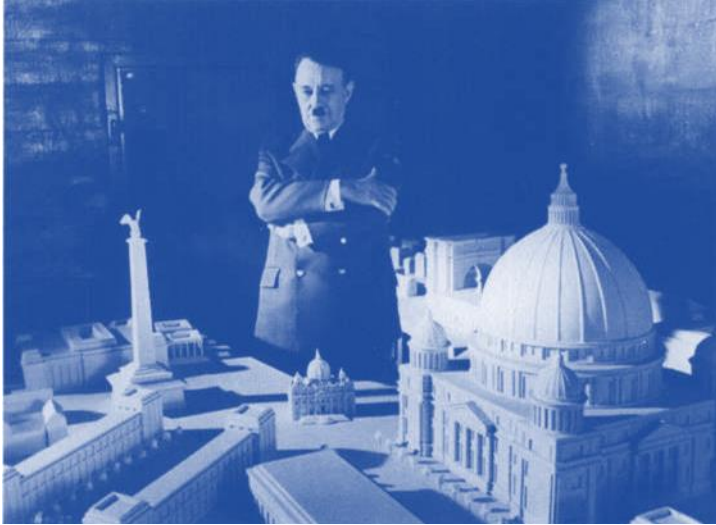
Ernster zu nehmen war der amerikanische Fernsehfilm «The Bunker» (1980, Regie George Schaefer), der die letzten neunzig Tage schildert und bei dessen Produktion Albert Speer als inoffizieller Berater fungierte – seine Sichtweise prägt den Film. Anthony Hopkins, bekannt als Hannibal Lecter in «Das Schweigen der Lämmer», wurde für seine Verkörperung Hitlers mit dem Emmy, dem wichtigsten Fernsehpreis der USA, ausgezeichnet. Doch auch dieser Film (im deutschen Fernsehen erst 1995 von einem Privatsender ausgestrahlt) leidet unter einer wenig glaubwürdigen Besetzung: Der jüdische Schauspieler Cliff Gorman gab, wie Quentin Falk bemerkte, eine Art «Goebbels aus der Bronx», der Amerikaner Richard Jordan verlieh Speer heroische Züge, und Martin Bormann wurde – SFP France war an der Produktion beteiligt – von dem Franzosen Michel Lonsdale dargestellt.

«Selbst ein genialer Drehbuchautor hätte das nicht erfinden können, was Wirklichkeit war», meinte ein Kritiker angesichts der makaber-grotesken Götzendämmerung des Dritten Reiches. Alle drei Filme versicherten den Zuschauern ausdrücklich, das Bunkergeschehen wahrheitsgetreu zu schildern. «Der letzte Akt» lief anonym, d.h. ohne Credits im Vor- oder Abspann, lediglich der Titel und eine Schrifttafel wurde eingeblendet: «Dieser Film erzählt die Geschichte einer Zeit, wie sie war und nie mehr wiederkehren darf. Berichte der Überlebenden und geschichtliche Quellen lieferten Stoff für die Gestaltung des Drehbuches.» Gleich zwei Bestätigungen, mit Unterschrift bescheinigt, sollten «Hitler: The Last Ten Days» beglaubigen: «This film is the result of careful research. The words spoken



*Alec Guinness in der britisch-italienischen Koproduktion
«Hitler – The Last Ten Days», Regie Ennio De Concini*

and the actions presented all based on authentic historical evidence. Hugh Trevor-Roper» und «I personally witnessed most of the events depicted in this film which took place between 20th April, 1945 and 12.45 P.M. on 29th April, 1945 when I left the fuhrerbunker. Rittmeister Gerhard Boldt». Der amerikanische Fernsehfilm war zurückhaltender. Eingangs zitierte er aus dem Off James O'Donnell: Histo-



«Halle des Volkes» und Siegessäule: Alec Guinness betrachtet das Modell der «Welthauptstadt Germania»

rische Richtigkeit aller Details könne er nicht garantieren, eher «eine psychologische Wahrheit».

Die Rahmenhandlung von «The Bunker» spielt im Juli 1945. James O'Donnell, Reporter bei «Newsweek», fährt mit dem Army-Jeep vor, gibt dem sowjetischen Wachsoldaten ein paar Zigaretten und steigt mit der Petroleumlampe hinab in den stockdunklen, mit Wasser vollgelaufenen Bunker, Hitlers letzte Adresse. Tatsächlich gab es in den ersten Wochen nach dem Ende einen regelrechten Bunker-Tourismus. Allerlei Schaulustige, Angehörige der alliierten Truppen, aber auch US-Geschäftsreisende, suchten den gruseligen Ort auf und schossen Erinnerungsfotos fürs Familienalbum – Bilder zeigen, wie Rotarmisten auf dem Sofa Hitlers posieren oder das Schlafzimmer Eva Brauns inspizieren. Im Dezember 1947 versuchten die Sowjets, den Bunker zu sprengen, was nur zum Teil gelang; die Eingänge wurden zugemauert, der Bunker unbegehrbar gemacht.



Der Führer als netter Onkel: Alec Guinness mit Doris Kunstmann in «Hitler – The Last Ten Days»

Die verbliebenen Reste sollten im Juni 1959 verschwinden, doch wieder mussten die Sprengmeister kapitulieren. Nach dem Bau der Mauer lag der Bunker im unmittelbaren Grenzbereich, dem Todesstreifen. Die «untertätigen Anlagen» gerieten ins Visier der Stasi, die 1972/73 eine akribische Bestandsaufnahme, dokumentiert auf 80 Fotos, vornahm. Als der Wohnkomplex an der Wilhelmstrasse, eins der letzten Bauvorhaben der DDR, konzipiert wurde, begann man 1988 mit der Tiefenttrümmerung. Wiederum ein paar Jahre später machte der Politologe Daniel Goldhagen den publicityträchtigen Vorschlag, den Bunker zu öffnen und als Gedenkort unter internationale Aufsicht zu stellen. Er hätte sich vorher besser informieren sollen: Unter dem Parkplatz zwischen Gertrud-Kolmar-Strasse und Wilhelmstrasse liegen nur noch Trümmerreste im Erdreich. Den Führerbunker besichtigen kann man nur noch im Kino.



Christiane Peitz

Gespenster der Geschichte

Ein Bericht von den Dreharbeiten «Der Untergang»
in St. Petersburg

Die Uniform steht ihm gut. Der Komparse mit dem kantigen Gesicht hat gerade Drehpause. Bereitwillig erklärt uns der junge Russe aus St. Petersburg seine Sympathie für die Nationalsozialisten, mit knappen Sätzen und weichen Gesten. Er ist gelernter Kulturologe – das Fach ersetzt an der Universität den Marxismus-Leninismus –, und er spricht von Mystik und Stammeskultur, vom gescheiterten Projekt Freiheit und vom Menschen, der Ordnung braucht wie eine Wand, an die er sich lehnen kann. Seine Halschlagader tritt scharf hervor, der Feuerschein von den Häuserwänden flackert mild über seine Wangen.

Dies ist eine Gespenstergeschichte. Sie spielt im September 2003 und im Frühjahr 1945. Sie findet in St. Petersburg statt, dem 300 Jahre alten Venedig des Nordens, das Zar Peter der Grosse den Sümpfen des Newa-Stroms abtrotzte und das sich vor lauter Vergangenheit in der Gegenwart nicht zurechtfinden mag. Und sie findet in Berlin statt, während der letzten zehn Tage des Dritten Reichs, dessen Führer vor lauter Zukunftswahn die Gegenwart in den Untergang riss.

So jedenfalls hat es Joachim Fest in seinem Bestseller «Der Untergang» beschrieben, und so soll es nun auf die Leinwand: Für 13,5 Millionen Euro produziert Bernd Eichinger den aufwendigsten deutschen Film seit «Das Boot». Gedreht wurde «Der Untergang» im Herbst und Winter 2003 in St. Petersburg und den Münchner Bavaria-Studios. Jetzt steht Eichinger vor der Pochtamsky-Brücke über

die Mojka, dem kleinen Fluss, der heute Nacht die Rolle der Spree spielen wird. Eichinger erklärt, warum ihm die Geschichte so am Herzen liegt, dass er selbst das Drehbuch geschrieben hat. Seit 20 Jahren treibt ihn die Frage um, weshalb so schnell hintereinander zwei Weltkriege stattfinden konnten. Aus so einer Frage kann man keinen Film machen, sehr wohl aber aus Fests historischer Skizze, in der die Wahnwelt des Krieges in zehn Tagen kulminiert. Und aus der Perspektive einer jungen Frau, der Hitler-Sekretärin Traudl Junge, die als 23jährige den Zusammenbruch der Zivilisation erlebte. Ihre Aufzeichnungen «Bis zur letzten Stunde» wurden 2002 veröffentlicht, kurz vor ihrem Tod.

Beide Bücher liegen dem Drehbuch Eichingers zugrunde. Er schickte es Joachim Fest, bat um dessen Okay, engagierte den Schauspieler Bruno Ganz für die Hitler-Rolle und Oliver Hirschbiegel für die Regie. Seit «Das Experiment» ist Hirschbiegel Experte für Menschen in Extremsituationen. «Wir drehen keinen Hitler-Film, keinen Kriegsfilm, keinen Actionfilm», betont Eichinger im Abendlicht von St. Petersburg, diesem unwirklichen Licht, das die Dichter beschrieben haben und das allmählich der Nacht weicht. Einer Kriegsfilmnacht. «Ich wollte wissen: Warum machen die Leute weiter, selbst als Hitler schon tot ist? Welche Autosuggestion führt dazu, dass keiner Stop sagt?»

Der Wahnsinn dieser Wahnwelt führt zu «vorausschauender Lethargie», wie Eichinger es nennt. Ein Schockzustand, eine Art Untot-Sein. Gespensterdasein. Eichinger will die Generation seiner Eltern begreifen. «Der Untergang», ein Achtundsechziger-Film? Der Produzent lacht.

Ruhe bitte, wir drehen. Autowracks brennen rund um eine ramponierte Berliner U-Bahn-Station, Fenster und Tore sind mit Sandsäcken und Brettern verbarrikadiert, Stacheldraht und Rotarmisten versperren den Zugang zur Brücke. Ein paar Wehrmachtsoldaten rennen im Schutz der Dunkelheit vom U-Bahn-Eingang über den

Spreesteg und werden beschossen. Zu den Flüchtenden gehört auch der letzte Trupp aus Hitlers Bunker: Traudl Junge und ihre Kollegin Gerda Christian, Adjutant Götz Otto, der Reichskanzleiarzt Schenck sowie SS-Gruppenführer Mohnke.

Realistisch soll es sein. Viel Nacht, viel Handkamera, wenig digitale Nachbearbeitung. Nur ein bisschen Patina-Schminke für die Häuserfassaden, ein paar alte Plakate, Stacheldraht, zerborstene Fensterscheiben. Und Hunderte von Komparsen, die in der Zeltstadt am Ufer der Mojka auf ihren nächsten Einsatz warten. Sie warten und schauen zu, trinken heissen Tee und diskutieren in der Dämmerung – über Russland nach der Wende, die Arbeitslosigkeit, die Korruption. Den Kampf der neuen mit der alten Zeit.

Trotzdem, erklärt Eichinger in der nächsten Drehpause, wird «Der Untergang» kein klassisches Erzählkino. Schliesslich kommen nur Täter vor und keine Opfer. Keine klassischen jedenfalls. Es gibt keinen Kampf zwischen Gut und Böse, niemanden, mit dem der Zuschauer sich identifizieren könnte, nichts Menschelndes. Von wegen Hitler mit Hund Blondi. Ein nüchterner, kühler, quasidokumentarischer Gespensterfilm vom Mainstream-Produzenten Bernd Eichinger? Solches Misstrauen pariert der Münchner mit der Parole vom Kino der Faszination, das das Kino der Identifikation ablösen werde. Trotzdem: Sicher ist sich Eichinger nicht, ob das Publikum das eigentlich sehen will: Zusammenbruch, totales Chaos, Dunkelheit, Dreck, Bunker, Massenmörder, Menschheitsverbrecher. Und dazwischen ein paar kleine Mitläufer. Seltsamer Schauwert.

Der Produzent gesteht freimütig, dass Krieg filmen immer ein bisschen wie Krieg spielen ist. Grosse Jungs mit teurem Spielzeug, so sieht es auch vor der Pochtamsky-Brücke aus. Dutzende Komparsen in Wehrmachts- und Rote-Armee-Uniformen mit verdreckten, blutverkrusteten Gesichtern werden gerade per Megaphon instruiert, darunter auch unser Kulturologe.

Gasflaschen versorgen die Flammenherde. Regisseur Hirschbiegel lässt die flackernden Feuerscheinwerfer am Ende des Mojka-Kais höher einstellen. Der Wind wirbelt den Staub zu Nebelwolken auf, der Regieassistent ruft nach ein paar zusätzlichen Leichen. Und bitte noch einmal: ab über die Brücke.

Man kann sie kaum erkennen. Alexandra Maria Lara, die fröhliche junge Frau aus Doris Dörries Beziehungskriegsfilm «Nackt», spielt Traudl Junge, Birgit Minichmayr aus «Liegen Lernen» ist dabei und André Hennicke aus «Alter Affe Angst». Lauter Schattenwesen, Weltkriegsgeister. Und weil der Krieg ein Kinokrieg ist, findet die Flucht in aller Stille statt. Keine Detonationen, kein Gefechtslärm, keine Schüsse – die kommen erst später. Jetzt klappern nur die Tornister, Pistolen und Feldflaschen an den Uniformgürteln. Es spukt in St. Petersburg.

Die Stadt an der Newa ist die Stadt der Sümpfe, der Moorgötter und der Sinnestäuschung. Hier, wo Dostojewskis «Doppelgänger» durch die Gassen huschte, kann man getrost Berlin 1945 spielen. Prag ist zu alt, Warschau zu neu, die Petersburger Architektur der Prachtstrassen und klassizistischen Häuserfluchten noch in der kleinsten Gasse bieten eine perfekte Berlin-Kulisse. St. Petersburg, eine Filmstadt?

Logistisch ist der Drehort nicht einfach zu handhaben. Da die Newa-Brücken, die die mehr als 40 Inseln der Stadt miteinander verbinden, um 2 Uhr morgens für die Ozeandampfer und Lastkähne Richtung Sibirien hochgezogen werden, müssen die Statisten bei den Nachtdrehs am Set campieren. Aber der Aufwand lohnt sich, denn hier ist quasi naturgemäss alles Fassade: Die Stadt der weissen Nächte und schwarzen Tage entstand im 18. und 19. Jahrhundert wie auf dem Reissbrett, noch dazu mit deutschen Baumeistern. Der Zar holte Andreas Schlüter hierher, den Architekten des Berliner Schlosses; und Katharina die Grosse, selbst eine deutsche Prinzessin, holte Leo von Klenze. Damals, als St. Petersburg noch St. Petersburg hiess und die Deutschen noch Freunde waren.



Später hiess es Leningrad, und die Deutschen wurden Feinde. 900 Tage lang belagerten die Nazis die Stadt, mehr als eine Million Menschen kamen ums Leben, ermordet, verhungert, erfroren. Wer sich St. Petersburg vom Flughafen Pulkowo nähert, passiert ein bombastisches Denkmal, das an die Toten von damals erinnert, mit Katakomben und 900 Fackeln darin. Und nun, 60 Jahre später, belagert ein deutsches Filmteam erneut die Stadt, sperrt ganze Strassenzüge ab und steckt Hunderte von Russen in Wehrmachtsuniformen. Deshalb hat das Team vor Beginn der Dreharbeiten auch das Gespräch mit den Bewohnern gesucht. Mit Erfolg: Am Ende störte sich die örtliche Presse nur noch daran, dass nicht die schick renovierte Nachwende-Seite, sondern ausgerechnet die von vielen Jahrzehnten Kommunismus ruinös gewordenen Fassaden der Zarenstadt nun auf Zelluloid gebannt werden soll.

Der Berliner Schauspieler Ulrich Matthes spielt Joseph Goebbels. Heute hat er frei, trotzdem steht er am Rand des Sets an der Bolschaja-Morskaja-Strasse. Goebbels spielen, in St. Petersburg, geht das? Ja, sagt Matthes, mit Stolz und Scham. Stolz, bei diesem Projekt mitwirken zu dürfen, und Scham darüber, dass es einen wie Goebbels überhaupt gegeben hat. Er hat dessen Tagebücher gelesen, alle 1500 Seiten, und gleichzeitig die Tagebücher von Victor Klemperer: den Täter im Kopf, das Opfer im Herzen. «Man begreift schon etwas von Goebbels' Tricks, seiner Obsession, seiner Boshaftigkeit – und trotzdem bleibt es mir ein Rätsel, wie einem Menschen so vollständig jede Empathie fehlen kann. Diese Kälte wird mir immer fremd bleiben.»

Trotzdem versucht er, Goebbels nahezukommen. Bloss beschützen oder gar verteidigen kann er seine Figur nicht. Sonst tut er das mit all seinen Rollen, und er wird es wohl auch mit dem auf Urlaub entlassenen Priester und KZ-Häftling tun, den er in «Der achte Tag» spielen wird, Volker Schlöndorffs nächstem Film, dessen Dreharbeiten zwei Wochen nach dem Drehschluss von «Der Untergang» be-

ginnen werden. Absurd, so ein Schauspielerleben, sagt Matthes. Zweimal spielt er Nazi-Zeit, erst einen Täter, dann ein Opfer. Für den Täter hat er das Goebbelssche Humpeln gelernt, sich den rheinischen Dialekt antrainiert und den charakteristischen Goebbels-Sound. Und er hat sich am Vortag, als ein paar hundert Meter weiter in der ehemaligen deutschen Botschaft Hitlers Geburtstag inszeniert wurde, die Uniform angezogen und die Hakenkreuzbinde übergestreift. Er war in den mit NS-Emblemen ausgestaffierten Saal in der Bolschaja Morskaja Nr. 41 getreten und hatte dem abergläubischen Hitler das Horoskop überbracht, nachdem Albert Speer das Modell der gigantischen Germania-Siegeshalle präsentierte. Aber auf dem kurzen Weg vom Wohnwagen zum Set hatte Matthes sein Kostüm doch unter einem Bademantel versteckt. Wegen der alten Frauen auf der Strasse.

Absurd, sagt Ulrich Matthes noch einmal. Und meint nun die literarischen Geister: Leo Tolstoi, Alexander Puschkin, Nikolai Gogol, Anna Achmatova, Ossip Mandelstam. Von wegen Filmstadt. St. Petersburg ist die Stadt der Dichter! Keine andere junge Metropole hat so viel Literatur über sich selbst hervorgebracht. Erinnerung, sprich: Nur 50 Meter vom Nachtdrehort entfernt, Hausnummer 47, steht das Geburtshaus von Vladimir Nabokov, den Matthes verehrt. Hier verbrachte der Dichter seine berühmte glückliche Kindheit. Gleich um die Ecke hat Dostojewski seine Erzählungen geschrieben, neben der ehemaligen Botschaft lebte Denis Diderot und gegenüber derselben steht das Jugendstil-Hotel Astoria. Dort hatte Hitler die Siegesfeier für die Eroberung von St. Petersburg geplant; die Einladungskarten für den 21. Juli 1941 waren schon gedruckt.

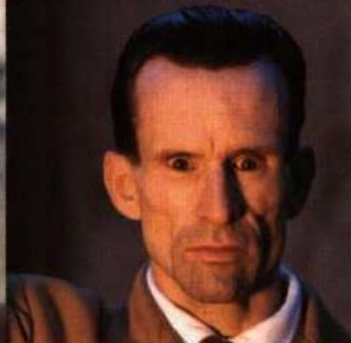
Ausgerechnet hier, im Astoria am Isaaksplatz, wo berittene Gendarmen während der Dezemberrevolution 1905 wehrlose Kinder von den Bäumen schossen, wohnt nun das Filmteam: neben Eichinger und den anderen auch Juliane Köhler als Hitler-Geliebte Eva Braun.

Am Morgen hatte sie sich entschuldigt, weil sie für ihren Tanz auf dem Tisch nach dem Ende von Hitlers Geburtstagsfeier noch einen Swing einüben möchte. Und Bruno Ganz hatte im Foyer gestanden, schweigend, mit Hitlerbart und hinter dem Rücken verschränkten Händen.

Am nächsten Tag spaziert Bruno Ganz durch die Eremitage, ein Gespenst der Geschichte in einem der schönsten Museen der Welt. Derweil beten die greisen Mütterchen im Halbdunkel der St.-Nikolaus-Kathedrale. Sie bekreuzigen sich mit krummem Rücken, stecken Kerzen an, küssen die Ikonen und sind winzig klein. Damals, bei der Belagerung, waren sie schöne, junge Mädchen. Und der Herbst wirft sein melancholisches Licht auf die melancholische Stadt am Rande Europas.

In der Nacht hatte der junge Kulturologe gesagt, sein marodes Land sei ein guter Drehort für den «Untergang». Er hatte dabei so gar nichts Zackiges an sich. Ulrich Matthes, der Propagandaminister, war darüber ziemlich erschrocken.

*Erweiterte Fassung eines Beitrags, zuerst erschienen im «Tagesspiegel»,
24.9.2003*



**Bruno Ganz
als Adolf Hitler**



Er ist ein Grosser seines Fachs: Bruno Ganz, geboren 1941 bei Zürich, wird gleichermassen vom Theater- wie vom Kinopublikum verehrt. In den sechziger Jahren war er am Bremer Theater in der Truppe um Peter Zadek, 1967 arbeitete er erstmals mit dem Regisseur Peter Stein, in dessen heute legendären Inszenierungen an der Berliner Schaubühne er 1970 bis 1975 mitwirkte. Gleichzeitig wurde er zum Star des deutschen Autorenfilms. Er spielte Hauptrollen in den Wenders-Filmen «Der amerikanische Freund» (1976), «Der Himmel über Berlin» (1986) und «In weiter Ferne, so nah» (1992), war in Peter Handkes «Die linkshändige Frau», Reinhard Hauffs «Messer im Kopf» (1978), Kurt Gloor's «Der Erfinder» (1980) und Volker Schlöndorffs «Die Fälschung» (1981) zu sehen. Von Beginn an ist seine Filmkarriere bemerkenswert international: Er spielte in Eric Rohmers «Die Marquise von O.» (1975), wofür er mit dem Bundesfilmpreis ausgezeichnet wurde, in Jeanne Moreaus Regiedebüt «Lumière» (1976), Alain Tanners «Dans la ville blanche» (1982), David Hares «Strapless» (1988) und in «Die Ewigkeit und ein Tag» (1998) von Theo Angelopoulos. 1982 kehrte er an die Berliner Schaubühne zurück, arbeitete wieder mit Peter Stein, Klaus Michael Grüber und

trat in Inszenierungen der wichtigsten Theaterregisseure an allen bedeutenden Bühnen des Landes auf. Seit 1996, nach dem Tod des Burgtheater-Schauspielers Josef Meinrad, ist Bruno Ganz der Träger des Iffland-Ringes; 2001 erhielt er den Berliner Theaterpreis. In Peter Steins epochaler, 13-stündiger Inszenierung von Goethes «Faust I und II» triumphierte er in der Titelrolle. Mit Silvio Soldinis Film «Brot und Tulpen» (2000) eroberte er erneut die Herzen des Kinopublikums; zuletzt war Bruno Ganz in Eric Tills Spielfilm «Luther» (2002) zu sehen.

Bruno Ganz über seine Rolle: «Hitler hat sich nie gehen lassen. Er wusste, dass er Wirkung machen musste. Und immer dieses verstörte Herumwandern der Augen. Dieses verunglückte Gesicht: Selbst in seinen rhetorischen Aufschwüngen ist es immer so linkisch und hässlich, und es streift immer diese halbseidene Welt von Gangstern.

Seine Wortbrüche, dieses gangsterhafte Benehmen, das haben die Menschen irgendwie auch bewundert. Und natürlich dieses Militärische, diese Verkehrsformen: Leute anbellen, statt mit ihnen zu sprechen – das muss offenbar anziehend gewirkt haben. Die Leute damals haben diesen Mann glühend verehrt und geliebt – das Einzige, was einem heute als Analogie dazu einfällt, ist die Verehrung von Popstars. Mit dieser Art der Massenhysterie hat sich das vollzogen.

Wir sehen hier nur die letzten paar Tage von Hitler, aber selbst in seinem (auch körperlichen) Zerfall sind die Machtverhältnisse noch ausserordentlich stabil: Er kann anordnen, Leute liquidieren zu lassen, und keiner würde je einen solchen Befehl missachten oder sich widersetzen. Das war ein Mann, der in seiner vollen Kraft über ungeheuer verführerische Seiten verfügt haben muss.

Hitler im Bunker ist keine tragische Gestalt, aber eine bestimmte Art von Nimbus muss man ihm zugestehen. Dieses ganze unsägliche

ideologische Zeug von der jüdischen Weltverschwörung', die antisemitischen Ausfälle, aber auch die Behandlung des eigenen Volkes, dieses Alles-Wegschmeissen, das muss man mit aller Härte vorführen, und dann glaube ich nicht, dass die Gefahr irgendeiner Art von Verklärung besteht.»

**Alexandra Maria Lara
als Traudl Junge**



Sie verleiht grossen internationalen TV-Mehrteilern Glanz, ist aber auch im jungen deutschen Kino präsent: Alexandra Maria Lara, geboren 1978, kommt aus einer Schauspielerfamilie und wurde schon früh mit der ZDF-Serie «Mensch, Pia!» (1996) zum Fernsehstar. Erstmals im Kino zu sehen war sie in «Südsee, eigene Insel» (1998) von Thomas Bahrman; es folgten Rollen in Hans-Christian Schmid's «Crazy» (1999), Peter Thorwarts «Was nicht passt, wird passend gemacht» (2000) und Joseph Vilsmayers «Leo und Claire» (2000). Der Regisseur Roland Suso Richter besetzte sie in den Event-Fernsehfilmen «Die Bubi Scholz Story» (1997) und «Der Tunnel» (2000).

An der Seite von Weltstars wie Gérard Depardieu, Isabella Rossellini, Christian Clavier und John Malkovich sah man sie in dem TV-Mehrteiler «Napoleon»; das Fernsehereignis des Jahres 2003 verfolgten in Deutschland rund neun Millionen Zuschauer. Kurz danach gab es ein Wiedersehen in einem anderen historischen Fernsehfilm: In «Trenck – Zwei Herzen gegen die Krone» spielte sie mit Ben Becker und Matthias Habich. Ganz anders als in diesen Ausstattungsoperetten mit prächtigen Kostümen und Perücken zeigte sich Alexandra Maria Lara in Doris Dörries «Nackt», uraufgeführt bei den Filmfestspielen in Venedig 2002: ein modernes Beziehungsdrama, mit Benno Fürmann, Heike Makatsch, Jürgen Vogel und Nina Hoss.

Alexandra Maria Lara über die Rolle: «Es ist wahnsinnig einfach zu sagen, dass man selber in der damaligen Zeit sich anders, ‚richtig‘ verhalten hätte. Ich hätte mich nicht eingereiht, ich hätte protestiert usw. Sie war ein junges Mädchen, hat sich mit anderen vorgestellt und ist gewählt worden – was für ein tolles Gefühl. Ich glaube, es war für Traudl Junge etwas ganz Besonderes, beim Führer arbeiten zu dürfen. Sicher hat es ihr auch Angst gemacht, aber es war eben auch eine Auszeichnung.

Ich habe viel Literatur gelesen über die Zeit, aber dieses Wissen hilft, wenn ich vor der Kamera stehe, nur begrenzt. Beim Casting hat Oliver Hirschbiegel zu mir gesagt: Die Frauen haben damals anders geraucht, die hielten die Zigarette anders, für die war es etwas Besonderes... Solche Details sind wichtig, um ein Gefühl für die Rolle zu bekommen. Ich spiele ein 22jähriges Mädchen, ich habe dadurch für mich die Möglichkeit, unbefangen in die Situation zu gehen, und bemühe mich, offen zu sein, mich möglichst weit auf die Rolle einzulassen.»

**Corinna Harfouch
als Magda Goebbels**



Ein Kritiker schwärmte von ihr: Kaum eine Schauspielerin kann so sinnlich und gelöst, so verführerisch und eiskalt, so leidenschaftlich und spröde sein wie Corinna Harfouch. Sie ist eine Ausnahmeerscheinung im Theater wie im Film, jeder ihrer Auftritte, selbst wenn sie noch so klein sind, ist eine Attraktion und ein Mysterium. Die Bandbreite der Schauspielerin, geboren 1954 in Thüringen, scheint keine Grenzen zu kennen: Sie war Lady Macbeth in Heiner Müllers Inszenierung an der Ost-Berliner Volksbühne, feierte Triumphe als General Harras in Frank Castorfs Interpretation von Zuckmayers «Des Teufels General» an derselben Bühne 15 Jahre später, spielte Vera Brühne in Hark Bohms Fernsehfilm und wurde dafür mit dem Deutschen Fernsehpreis ausgezeichnet, kreierte mit ironischer Eleganz die Agentin «Blond – Eva Blond!» und eroberte nebenbei auch noch die Herzen der Kinder mit «Bibi Blocksberg».

Ihre Karriere begann im Theater. 1983 wurde sie Mitglied des berühmten Berliner Ensembles und spielte an dem Brecht-Theater u.a. die Polly in der «Dreigroschenoper» und das Gretchen im «Urfaust». Der Regisseur Roland Gräf entdeckte sie fürs Kino: Sie spielte in seinen Filmen «Haus am Fluss» (1984), «Fallada – letztes

Kapitel» (1988), «Der Tangospieler» (1990) und «Die Spur des Bernsteinzimmers» (1992). In der DDR bereits ein Star – für die Titelrolle in Siegfried Kühns «Die Schauspielerin» (1988) erhielt sie u.a. den Darstellerpreis beim Filmfestival Karlovy Vary und den Kritikerpreis –, war sie im westdeutschen Kino in Hark Bohms Filmen «Der kleine Staatsanwalt» (1987) und «Yasemin» (1988) zu sehen. Mit einem Preis beim letzten Spielfilmfestival der DDR für «Treffen in Travers» (1989), dem Regie-Debüt Michael Gwisdeks, endete das Kapitel DDR. Bruchlos setzte sie ihre Karriere fort. Zu ihren wichtigsten Kinofilmen gehören Margarethe von Trottas «Das Versprechen» (1993), Sherry Hormanns «Irren ist männlich» (1995), Matthias Glasners «Sexy Sadie» (1995), Nico Hofmanns «Solo für Klarinette» (1998) und Bernd Eichingers «Der grosse Bagarozzy» (1998). Daneben ist sie auch im Fernsehen präsent, genannt seien nur «Gefährliche Freundin» (1996) von Hermine Huntgeburth und «Der Ausbruch» (1997) von Mark Schlichter, beide sowohl mit dem Goldenen Löwen wie dem Bayerischen Fernsehpreis ausgezeichnet. Ihre inzwischen seltenen Auftritte im Theater sind stets ein Ereignis: 1993 spielte sie Ibsens «Frau am Meer», 1998 «Eyolf», ebenfalls von Ibsen, und 2003 an der Berliner Schaubühne «Phädras Liebe» von Sarah Kane.

Corinna Harfouch über die Rolle: «Was mich interessiert an dieser Frauenrolle ist die Frage: Wie kann es sein, dass so natürliche Dinge wie Mutterliebe oder zumindest ein Beschützerinstinkt gegenüber den Kindern ausgehebelt werden und von nebulös-schwülstigen Ideologien in ein seltsames Gegenteil verkehrt werden. Sie scheint die Kinder beschützen zu wollen, indem sie sie tötet.

Magda Goebbels ist prototypisch für einen Menschen, der in einer Diktatur sich am wohlsten fühlt, einem Führer sich anvertrauen will, weil dieser sie von ihrem eigenen, ungeliebten Ich wegführt und

jede Verantwortung abnimmt. Diese Leere und das Nicht-Gestalten-Können seines eigenen Lebens – sie ist ein in ihrem Innern von sich enttäuschter und ängstlicher Mensch gewesen. Alles, was sie in ihrem Leben gelernt hat – sie konnte ja viel, drei Sprachen, war sogenannte intelligent –, waren Vehikel, um aus ihrer kleinbürgerlichen Existenz wegzukommen. Das Seltsame an dieser Frau ist, dass es drei grosse Kapitel in ihrem Leben gab, die sie ohne jedes Problem abgeschlossen hat. Den Menschen, mit denen sie in den verschiedenen Phasen ihres Lebens zu tun hatte, wollte sie nie wieder begegnen. Dreimal ein völlig anderer Lebensansatz: Sie hatte einmal einen jüdischen zionistischen Freund, auch eine Führernatur, den sie als junges Mädchen geliebt hat, dem sie folgen wollte. Dann wurde das abgeschlossen, danach war in ihrem Leben von diesem Mann nie wieder die Rede, danach war sie verheiratet mit dem Industriellen Quandt, sozusagen der Versuch, aus dem Kleinbürgerlichen ins Grossbürgerliche rüberzusteigen. Dann kam der Nationalsozialismus, wahrscheinlich anfänglich noch die kreativste Phase in ihrem Leben. Sie wollte die erste Frau Deutschlands werden. Da hatte sie das Gefühl, sie könne die Gestaltung ihres Lebens in die Hand nehmen, wurde aber brutal zurückgestossen, vor allem von Goebbels und von der ganzen Ideologie: Keine Frau durfte eine Art von Funktion haben in diesem System, ausser als Mutter. Ihre Kinder hat sie bekommen auch für das System, und deshalb ist es ihr möglich gewesen, diese Kinder ganz selbstverständlich mit in den Tod zu nehmen, weil sie sie als einen Teil des jetzt untergehenden Systems betrachtet hat.»



Ulrich Matthes
als Joseph Goebbels

Sein Debüt hatte er an der Seite von Maximilian Schell am Berliner Renaissance-Theater: Ulrich Matthes, geboren 1959, ist an allen bedeutenden Bühnen im deutschsprachigen Raum zu Hause. Er spielte am Düsseldorfer Schauspielhaus, dem Bayerischen Staatsschauspiel und den Münchner Kammerspielen, vor allem aber in Berlin: am Deutschen Theater, dem Berliner Ensemble, der Schaubühne und dem Maxim-Gorki-Theater. Die grossen Klassiker, aber auch die moderne Gegenwartsdramatik (Moritz Rinke widmete ihm sein Stück «Republik Vineta») sind sein Metier, zugleich wirkte er bei – ausgewählten – Film- und Fernsehproduktionen mit. Mit Frank Beyer arbeitete er bei den Fernsehfilmen «Nikolaikirche» (1995) und «Abgehauen» (1998) zusammen, mit Heinrich Breloer bei dem zweiteiligen Doku-Drama «Das Todesspiel» (1996), mit Hermine Huntgeburth bei «Der Hahn ist tot» (1998) und mit Christian Görlitz bei «Mörderherz» (2002). Ähnlich ausgesucht seine Rollen im Kino: In Tom Tykwers viel gerühmtem, erstem grossen Kinoerfolg «Winterschläfer» (1996), Liebesthriller und Generationenporträt, beeindruckte Matthes als ein Mann, der sein Kurzzeitgedächtnis verloren hat. Für seine Darstellung in Nina Grosses Hölderlin-Film «Der Feu-

erreiter» (1998) erhielt er den Bayerischen Filmpreis als bester Schauspieler. In kleinen, aber markanten Nebenrollen sah man ihn in «Aimée und Jaguar» (1997) von Max Färberböck und «Abschied – Brechts letzter Sommer» (2000) von Jan Schütte. Gleich im Anschluss an «Der Untergang» drehte er unter der Regie von Volker Schlöndorff «Der neunte Tag» (2004). Daneben hat er zahlreiche Hörbücher aufgenommen: Mit seiner unverwechselbaren, nie aufdringlichen Stimme macht er Werke der Weltliteratur lebendig; seine Interpretation von Vladimir Nabokovs «Pnin» wurde gleich zweifach als bestes Hörbuch ausgezeichnet.

Ulrich Matthes über die Rolle: «Als mich meine Agentin anrief und von dem Angebot berichtete, Goebbels zu spielen, habe ich zunächst einen Schreck bekommen. Schon wieder ein Nazi-Film ... und dann diese Rolle? Erst nach langen Gesprächen mit Oliver Hirschbiegel und einem Telefonat mit Bernd Eichinger war ich überzeugt und habe zugesagt. Sich dieses Themas filmisch anzunehmen, bei einem Drehbuch dieser Qualität, ist richtig und wichtig. Man muss versuchen, solche Gestalten, die jeder von uns als Monster, als böse, dämonisierte Figuren im Kopf hat, als Menschen zu zeigen und zu ergründen, welche gesellschaftlichen oder auch ganz privaten, psychologischen Zusammenhänge dazu geführt haben, aus ihnen roboterhafte Wesen mit einer fanatischen Fixierung auf die Ideologie zu machen.

Während ich spiele, bemühe ich mich, die eigene Moral, meine Haltung gegenüber diesem Menschen, von der Psychologie der Rolle zu trennen. Goebbels war in den letzten Tagen im Bunker nicht mehr der Womanizer, der Charmeur, auch nicht mehr der Volksverführer und das Propagandagenie, aber er besass immer noch – anders als Hitler, der in sich zusammenfiel – eine ungeheure Energie. Ich habe zur Vorbereitung die Goebbels-TAGEbücher gelesen, ein Riesenkonglomerat von 2'000 Seiten, um eine Ahnung zu bekommen, was er

tächlich erlebt, gedacht, gefühlt hat, und trotzdem ist mir die Person ein Rätsel geblieben. Diese destruktive Energie, diese Obsession, der völlige Mangel an Empathie mit den Opfern. Parallel dazu habe ich mich mit den Opfern beschäftigt, die Klemperer- TAGebücher, Primo Levi, Jorge Semprún gelesen. Gleich nach den Dreharbeiten von ‚Der Untergang‘ kam für mich die Rolle des Priesters und KZ-Häftlings Jean Bernard in dem Schlöndorff-Film. Erst hatte ich einen Täter zu spielen, dann ein Opfer, so wusste ich: Den Goebbels werde ich mir selbst exorzieren können durch die Rolle in ‚Der neunte Tag‘.»



**Heino Ferch
als Albert Speer**

Kaum ein deutscher Filmschauspieler verfügt über ein so vielseitiges Repertoire und eine derartig umfangreiche Filmographie wie Heino Ferch. Das Erstaunliche: Das Publikum liebt ihn in jeder Rolle. Geboren 1963, absolvierte Ferch eine Schauspielausbildung am Salzburger Mozarteum, wurde 1987 Ensemblemitglied an der Freien

Volksbühne Berlin und wechselte drei Jahre später zum Schillertheater. Sein Debüt im Kino war Peter Schamonis Film «Schloss Königswald» (1987), danach trat er häufig im Fernsehen auf, auch in Krimiserien. Zu den frühen Höhepunkten seiner Darstellungskunst im Kino gehören der Obersturmbannführer Raufeisen in Volker Schlöndorffs «Der Unhold» (1995) und der Skilehrer und Supermacho Marco in Tom Tykwers «Winterschläfer» (1996). In Thomas Bohns Thriller «Straight Shooter» (1998) spielte er neben Dennis Hopper. Mit dem Regisseur Joseph Vilsmaier drehte er den Kinoerfolg «Comedian Harmonists» (1997), wo er als eines der drei jüdischen Mitglieder der legendären Gesangstruppe glänzte, und «Marlene» (1999), wo er den unbekanntenen Liebhaber der Diva gab. Klaus Barbie, den berüchtigten «Schlächter von Lyon» spielte er in Claude Berris Film «Lucie Aubrac» (1997). Mit Ornella Muti, Katja Flint und Eva Mattes sah man ihn in Sherry Hornmanns schwarzer Komödie «Widows» (1997), mit Robert Gwisdek, Martina Gedeck und Corinna Harfouch in Anno Sauls «Grüne Wüste» (1999), mit Heike Makatsch in Uwe Jansons Thriller «Nachts im Park» (2000). Im Fernsehen ist Heino Ferch ständig präsent, vor allem in aufwendigen Event-Zweiteilern wie «Der Tunnel» (2000) von Roland Suso Richter, wofür er u.a. die Goldene Kamera erhielt, oder «Das Wunder von Lengede» (2003) ^{von} Kaspar Heidelberg, als TV-Ereignis des Jahres mit dem Bambi ausgezeichnet. Auch historischen TV-Filmen von internationalem Format verlieh er Glanz: So wirkte er in «Napoleon» (2001) mit und – neben Hollywood-Größen wie Richard Harris und Christopher Walken – in «Julius Caesar» (2002), mit einem Budget von 20 Millionen Dollar eine der teuersten Fernsehproduktionen aller Zeiten. Zuletzt war er im Kino zu sehen in der ersten litauisch-deutschen Koproduktion, in Audrius Juzenas' «Ghetto» (2003), einer Adaption des Dramas von Jeshua Sobol. Sein Spiel ist ganz und gar physisch, weshalb Kritiker ihn zum deutschen Bruce Willis er-

nannten. Doch Heino Ferchs Bandbreite ist grösser – der Mann, dem «kreativer Stress» Spass macht, ist schlicht ein Phänomen.

Heino Ferch über die Rolle: «Albert Speer, der Haus- und Hofarchitekt von Hitler und Rüstungsminister, eine sehr komplexe Figur, ist nur ein kurzzeitiger Gast im Führerbunker gewesen. Er hat zwei grössere Auftritte, um sich zu verabschieden. Er ist ein Freund der Menschen um Hitler, ein Vertrauter von Magda Goebbels, auch von Eva Braun. Anders als sie bleibt er aber nicht im Bunker. Er weiss längst, dass alles zu Ende ist, hat sich seit Langem entschieden. Seit einem Jahr handelt er gegen die Nero-Befehle Hitlers, dem Prinzip der verbrannten Erde; er hat, das ist meine Auffassung, genug Indizien und Pluspunkte gesammelt für die Alliierten, um später milder davonzukommen. Er wurde dann auch nicht zum Tode verurteilt bzw. hielt es auch nicht für nötig, sich selbst umzubringen wie andere aus der Führungsriege.

Ich gebe meiner Rolle recht. Speer war wohl einer der mächtigsten Männer des Dritten Reichs, auch wenn er im Nachhinein von vielen Sachen nichts gewusst haben will. Man mag das glauben oder nicht, ich halte das für unwahrscheinlich. Was ich ihm zugestehe, ist die Liebe zu seinem Beruf und dieser Ehrgeiz, der in ihm steckte – die gigantische Planung von «Germania» ist der Traum eines jeden Architekten, eine Aufgabe wie die Erschaffung eines neuen Römischen Reichs. Hitler und Speer haben eine merkwürdige, von intimer Nähe geprägte, ambivalente Beziehung gehabt – der Führer liebte ihn, weil er mit ihm über Architektur und Kunst philosophieren konnte. Was Hitler so gern sein wollte, Künstler und Visionär, das hat für ihn Speer verkörpert. Diese Leidenschaft fürs Bauen und Planen und hinterher die Trauer über die Katastrophe, die längst abzu-sehen war, sind die massgeblichen Punkte, die in dieser Rolle zu Zuge komme.»

**Juliane Köhler
als Eva Braun**



Das Theater wollte sie nicht freigeben: Juliane Köhler, geboren 1965, war der gefeierte Star des Münchner Residenztheaters, der das Publikum in hochgelobten Inszenierungen wie «Das kunstseidene Mädchen» und «Fräulein Else» bezaubert hatte.

Als die Dreharbeiten zu Max Färberböcks Film «Aimée und Jaguar» sich verschoben, kollidierte dies mit dem Probenbeginn zum «Käthchen von Heilbronn», und der Intendant stellte sie vor die Alternative: Theater oder Film. Juliane Köhler entschied sich richtig: Ihre eindrucksvolle Darstellung der Lilly Wust in Färberböcks Film brachte ihr, zusammen mit ihrer Partnerin Maria Schrader, den Silbernen Bären der Berlinale 1999 sowie den Bayerischen Filmpreis ein. Schon vorher hatte sie vor der Kamera gestanden: in Lars Beckers Kinodebüt «Schattenboxer» (1993), in den TV-Movies «Inzest – Ein Fall für Sina Teufel» (1995) von Klaus Emmerich und «Koma» (1996) von Uwe Janson. Caroline Link holte sie für ihre Kästner-Verfilmung «Pünktchen und Anton» (1998) und für ihren Welterfolg «Nirgendwo in Afrika» (2001), der mit dem Oscar für den besten ausländischen Film prämiert wurde. Die wandlungsfähige Schauspielerinnen lässt sich nicht festlegen, sie spielte in dem Film «Weiser»

(1999) des polnischen Regisseurs Wojtek Marczewski, übernahm eine Rolle in Anne Wilds Debütfilm «Mein erstes Wunder» (2001), war in dem Tatort «Die grosse Liebe» (2003) von Manuel Siebenmann zu sehen. Und natürlich spielt sie längst auch wieder Theater, am Frankfurter Schauspielhaus, den Münchner Kammerspielen oder anderen Bühnen.

Juliane Köhler über die Rolle: «Eine solche Figur zum Leben zu erwecken, ist sehr heikel, zumal man zu ihren Lebzeiten eigentlich nichts von ihr wusste. Eva Braun ist ja eigentlich erst bekannt geworden, nachdem sie schon tot war. Ich glaube, dass sie eine sehr lebenslustige Frau war und dem Führer total verfallen. Sie hat Hitler verehrt und geliebt, bis zur Selbstaufgabe. Für Politik hat sie sich überhaupt nicht interessiert. Sie hat sich eigentlich nur dafür interessiert, ihn zu bekommen, mit ihm fröhlich oder glücklich zu sein und ihn letztendlich zu heiraten.

Zur Vorbereitung habe ich vor allem Bücher gelesen, ‚Eva Hitler geb. Braun‘ von Jean Charlier und Jacques de Launay, ausserdem ‚Du kannst mich ruhig ‚Frau Hitler nennen‘ von Volker Elis Pilgrim, ein Buch über Trauen als Schmuck und Tarnung der NS-Herrschaft‘, sehr interessant. Eva Braun entsprach ganz sicher nicht dem nationalsozialistischen Ideal der deutschen Frau. Sie hat z.B. geraucht und sich die Fingernägel rot angemalt, sie hat wahnsinnig viel gefeiert, auf dem Obersalzberg hat sie es wirklich krachen lassen. Wenn man sich vorstellt, wie sie auf Hitler hätte Einfluss nehmen, was sie alles hätte verhindern können... Ein Historiker, der ihre Biographie erforscht hat, kommt zu dem Schluss, Eva Braun sei eine einzige Enttäuschung der Geschichte – von der Geliebten Hitlers erwartet man mordsmässig was, doch es war nichts, sie hat ihn einfach nur irrsinnig geliebt.»

**Christian Berkel
als Prof. Schenck**



Am Anfang seiner Filmographie stehen zwei grosse Namen: Christian Berkel hat in Ingmar Bergmans Kinofilm «Das Schlangenei» (1976) gespielt und gemeinsam mit Hanna Schygulla an der Hochschulproduktion «Sylvesternacht» (1977) mitgewirkt, die von Hollywood-Altmeister Douglas Sirk geleitet wurde. Berkel, geboren 1957, ging nach dem Studium an der Deutschen Film- und Fernsehakademie zum Theater: Er hat an den bedeutenden deutschsprachigen Bühnen, in Düsseldorf, Bochum, München, Stuttgart, Wien und Berlin, gespielt, wirkte in Inszenierungen der Regisseure Claus Peymann, Rudolf Noelte und Alexander Lang mit. Gleichzeitig arbeitete er kontinuierlich für Film und Fernsehen, die Ausbeute: mehr als 50 Fernsehproduktionen und eine illustre Mischung von internationalen Kinoproduktionen. Er war zu sehen in Helmut Dietls Komödie «Rosini» (1996), in Constantin Costa-Gavras' Hochhuth-Verfilmung «Der Stellvertreter» (2001) und in «Laisser-passer» (2001) von Bertrand Tavernier. Zu seinen wichtigsten TV-Filmen der letzten Jahre gehören «Deine besten Jahre» (1998) von Dominik Graf, «Sweet little Sixteen» (1998) von Peter Patzak und die beiden Mehrteiler von

Dieter Wedel «Der König von St. Pauli» (1997) und «Die Affäre Semmeling» (2000). Besonders eindrucksvoll: seine Darstellung des Undercover-Agenten Steinhoff an der Seite von Moritz Bleibtreu in Oliver Hirschbiegels Kinoerfolg «Das Experiment» (2000).

Christian Berkel über die Rolle: «Schenck war Ernährungsinspektor im Dritten Reich, er hatte eine merkwürdige Zwitterposition – auf der einen Seite war er Himmler unterstellt und gehörte zur SS, auf der anderen Seite, als Arzt, war er Angehöriger der Wehrmacht. Als das Ernährungsamt evakuiert wurde, hätte er einfach abhauen können, wurde geradezu dazu aufgefordert, hat aber darauf bestanden, in Berlin zu bleiben. Während die Versorgung der Zivilbevölkerung den Militärs egal war, sah er seine Aufgabe als Arzt darin, den Menschen der Stadt in ihrem Überlebenskampf zu helfen. Durch Zufall ist er in die Reichskanzlei gekommen, wo er plötzlich operieren musste, obwohl er Internist war und es nie in seinem Leben getan hatte. Er ist ganz zum Schluss in diese Welt, diese Hölle gestolpert und geht durch sie mit einer Mischung aus Anteilnahme, Entsetzen, Nichtverstehen, Verstehenwollen.

Es gibt im Film eine Szene, wo er zusammen mit dem Chirurgen Haase in den Bunker runtergerufen wird und Zeuge wird, wie Haase Hitler für dessen Selbstmord berät. Schenck selbst hat nach dem Krieg ein Buch geschrieben, „Ich sah Berlin sterben, wo er diese erste Begegnung mit Hitler schildert. Er beschreibt, wie erschrocken er damals war: Hitler habe kaputt ausgesehen, hilflos, ein gebrochener Mann, so ganz anders, als er den Führer von den offiziellen Bildern kannte.»

Oliver Hirschbiegel
Regie



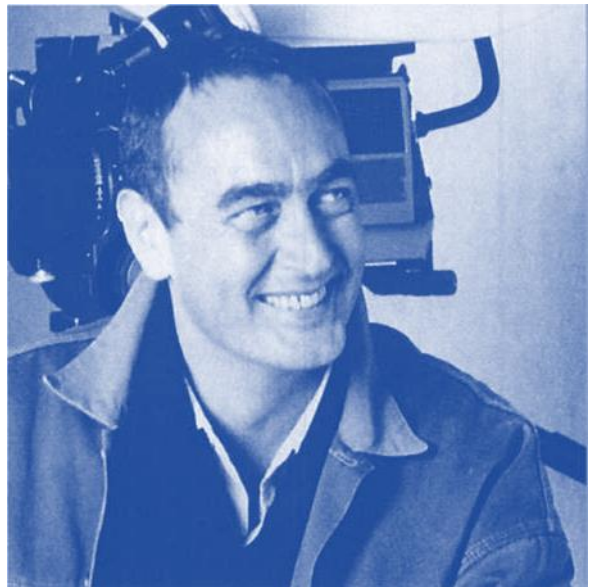
Sein erstes Drehbuch verkaufte er unter der Bedingung ans ZDF, dass er den Film auch selbst inszenieren dürfe. Es klappte – «Das Go! Projekt» (1986) bekam gute Kritiken und der junge Regisseur weitere Angebote. Hirschbiegel, geboren 1957 in Hamburg, entschied sich für ein ungewöhnliches Experiment: Er entwickelte und inszenierte den Thriller «Mörderische Entscheidung – Umschalten erwünscht» (1991), der gleichzeitig in ARD und ZDF lief, aber mit zwei verschiedenen Auflösungen. Sein erster Tatort «Kinderspiel» (1992) wurde mit dem renommierten Adolf-Grimme-Preis ausgezeichnet; ebenfalls für den ORF inszenierte er zwei Jahre später den Tatort «Ostwärts». Den nächsten Grimme-Preis, dazu einen Goldenen Löwen und eine Emmy-Nominierung für das beste ausländische Fernseh drama gab es für «Trickser» (1996) mit Dominique Horwitz und Eva Hassmann, eine gelungene Mischung aus Krimi, Komödie und Liebesfilm. Next year, same procedure: Grimme-Preis, Goldener Löwe und Emmy-Nominierung für «Das Urteil» (1997), ein Kammerspiel und Dialog-Duell zwischen Klaus Löwitsch und Matthias Habich. Mit dem Bayerischen Fernsehpreis wurde das TV-

Movie «Todfeinde» (1998) mit Heino Ferch in der Hauptrolle ausgezeichnet. Im Fernsehen hatte Hirschbiegel alles erreicht, was fehlte, war noch sein Debüt als Kinoregisseur. «Das Experiment» (2000), ein packender Psychothriller in bester Hitchcock-Tradition, fesselte das deutsche wie das internationale Kinopublikum. Die eindrucksvolle Sammlung von Filmpreisen und Festival trophies konnte Hirschbiegel danach um wertvolle Stücke ergänzen, u.a. um den Publikumspreis für den besten Kinofilm des Jahres. Der nächste Film war wieder formal ungewöhnlich, das Solo einer Schauspielerin, die die Bilanz ihres Lebens zieht: «Mein letzter Film» (2002) mit einer brillanten Hannelore Elsner.

Oliver Hirschbiegel über den Film: «Ich habe bei der Lektüre des Fest-Buches nicht einmal ein Gefühl von Mitleid oder Nachsicht erlebt, ich habe Hitler eher als Phänomen betrachtet. Am Ende ist die Figur für mich – so simpel das vielleicht klingt – die Inkarnation des Bösen. Dafür steht der Mann, und trotzdem muss er glaubwürdig sein, muss ich ihn als Menschen zeigen. Man wünscht sich, dass es Monster mit blutunterlaufenen Augen und schrecklich langen Zähnen sind, die alles Leid und Elend über die Welt bringen. Die schmutzige Wahrheit ist: Es sind Menschen, und ich muss sie als Menschen darstellen.

Es ist ein ungewöhnliches Drehbuch: keine Dramaturgie, die sich auf Protagonisten aufbaut, die ein Problem zu lösen haben. Einen unumschränkt positiven Helden hat dieser Film sicherlich nicht. Vielleicht Peter ein bisschen, der seine Lektion lernt und dann eine Wandlung durchmacht, oder der Arzt Schenck, weil er sich rückbesinnt auf seine Aufgabe, den Menschen zu helfen. In gewisser Weise Weidling, der als Militär doch immerhin Rückgrat beweist und am Ende das Richtige tut, wobei ich mir nicht sicher bin, ob Militärs je das Richtige tun. Das Unternehmen des Krieges ist grauenhaft und grausam, egal ob man Sieger oder Besiegter ist.»

Bernd Eichinger
Drehbuch, Produktion



Der deutsche Film ist ohne Bernd Eichinger kaum vorstellbar: Sein Gespür für populäre Mythen und der sichere Instinkt für publikumsträchtige Stoffe haben ihn unangefochten zu dem Produzenten gemacht, der die deutsche Filmindustrie verkörpert. Geboren 1949 in Neuburg/Donau, gründete er 1974 nach dem Studium an der Münchner Filmhochschule mit 20'000 DM Grundkapital seine erste eigene Produktionsfirma, die Solaris-Filmproduktion. Es war die Zeit des deutschen Autorenfilms, und Eichinger produzierte einige ihrer wichtigsten Filme: «Falsche Bewegung» (1975) von Wim Wenders, «Der starke Ferdinand» (1976) von Alexander Kluge, «Stunde Null» (1977) von Edgar Reitz. Mehrfach arbeitete er mit dem Regisseur Hans W. Geissendörfer zusammen: «Die Wildente» (1976), «Die gläserne Zelle» (1987) und der TV-Mehrteiler «Theodor Chindler» (1979) wurden von der Solaris produziert. Zu den bemerkenswerten Eichinger-Produktionen dieser Jahre gehören der umstrittene Fernsehfilm «Die Konsequenz» (1977) von Wolfgang Petersen und das siebenstündige Kinooratorium «Hitler, ein Film aus Deutschland» (1977) von Hans Jürgen Syberberg; bei Roland Klicks Simmel-Verfilmung «Lieb Vaterland, magst ruhig sein» (1976) zeigt sich bereits,

dass der Produzent Eichinger sich auch für das von den Autorenfilmern verachtete Mainstream-Kino interessiert.

1979 übernahm Eichinger die Leitung des in Schwierigkeiten geratenen Verleihs Constantin Film, für den er mit Uli Edels «Christiane E – Wir Kinder vom Bahnhof Zoo» (1981) den ersten grossen Kinoerfolg produzierte: Knapp sechs Millionen Zuschauer sahen den Film über ein drogenabhängiges Mädchen nach einer authentischen Geschichte. Der Verleih konnte in diesem Jahr mit der Bavaria-Produktion «Das Boot» von Wolfgang Petersen einen weiteren Box-office-Erfolg verbuchen. In der Folgezeit produzierte Eichinger mit der Neuen Constantin zahlreiche internationale Kinohits: «Die unendliche Geschichte» (1984) von Wolfgang Petersen; «Der Name der Rose» (1985) von Jean-Jacques Annaud, mit Sean Connery; «Das Geisterhaus» (1993) von Bille August, mit Meryl Streep, Glenn Close und Jeremy Irons; «Fräulein Smillas Gespür für Schnee» (1996) von Bille August, mit Julia Ormond. Neben diesen Literaturverfilmungen, für die internationale Auswertung gleich englisch gedreht, entstanden parallel Filme für den deutschen Markt. Auch auf diesem Sektor gelangen Blockbuster mit sensationellen Besucherzahlen: 6,6 Millionen sahen Sönke Wortmanns Verfilmung von Ralf Königs Comic «Der bewegte Mann» (1994), 12 Millionen die Karl-May-Parodie «Der Schuh des Manitu» (2001) von und mit Bully Herbig. An Caroline Links Oscar-prämiertem Film «Nirgendwo in Afrika» (2001) war Eichinger als Koproduzent beteiligt. Über der Liste der Kinoerfolge, die problemlos verlängert werden könnte, sollte man die ambitionierten Eichinger-Projekte nicht vergessen, z.B. Uli Edels «Letzte Ausfahrt Brooklyn» (1989) oder die kontinuierliche Zusammenarbeit mit Doris Dörrie von «Ich und Er» (1988) über «Bin ich schön?» (1997) bis zu «Nackt» (2001). Als Beispiel für international ausgerichtete Projekte der letzten Jahre sei angeführt der Action-Horrorthriller «Resident Evil» (2002) mit Mil-

la Jokovich, der weltweit mehr als 100 Millionen Dollar einspielte, davon allein 40 Millionen Dollar in den USA. Selbst Regie führte Eichinger bei dem TV-Remake von «Das Mädchen Rosemarie» (1996) mit Nina Hoss und dem Kinofilm «Der grosse Bagarozzy» (1999) mit Til Schweiger und Corinna Harfouch. Eichinger, der nach dem Börsengang 1999 zeitweilig Vorstandsvorsitzender war, ist seit Anfang 2003 Vorsitzender des Aufsichtsrats der Constantin Film AG. Vorsichtig geschätzt dürften allein in Deutschland mehr als 80 Millionen Kinozuschauer Filme von Bernd Eichinger gesehen haben.

Bernd Eichinger über den Film: «Es gibt Leute, die sagen, man darf jemanden wie Hitler nicht in Szene setzen, man darf einer Unperson nicht ein Podium geben. Joachim Fest und ich, wir beide halten das für Unsinn. Man muss in der Lage sein, die Geschichte zu betrachten, und das geht nur, wenn man die Protagonisten auch zeigt.

Natürlich ist die Frage berechtigt, wie nähert man sich dieser Figur? Es ist gefährlich, Hitler von vornherein zu überzeichnen, ihn als Psychopathen oder Spinner zu porträtieren, als einen Mann, der nicht mehr alle Tassen im Schrank hat. Das ist falsch. Ihm ist die Führung auch im Bunker nicht entglitten. Er hatte seine Leute bis zuletzt absolut im Griff.

Hitler war ein grosser Magier oder Demagoge, nicht nur anderen Leuten, sondern sich selber gegenüber auch. Er war jemand, der sich durch Reden selbst stimuliert hat, d.h. er hatte immer seine besten Momente, wenn er Zuschauer hatte, denen er erzählt hat, wie er das Problem lösen wird. Und er hat in ihren Gesichtern Hoffnung abgelesen: In dieser tiefen Depression, in der sie zu ihm gekommen sind, hat er auf die Leute eingeredet und gemerkt, wie sie an Energie gewinnen, und diese Energie ist auf ihn zurückgeströmt, offensichtlich. Es wäre zu einfach zu sagen, er hat die Leute angelogen. Während er geredet hat, hat er selber daran geglaubt. Das bezeichne ich als Au-

tosuggestion. Er hat sie bis zum Schluss beherrscht, und sie hat sogar über seinen eigenen Tod hinaus noch weitergeherrscht.

Was sich in dem Bunker abgespielt hat, konterkarierte ich im Drehbuch mit der realen Welt draussen. Zeigt man nur diese Bunkerwelt, wirkt alles surreal, ein einziges grosses Kasperltheater. Doch die Entscheidungen im Bunker hatten ja immer noch draussen verheerende Wirkungen – die Zerstörung all dessen, was man sich als Zivilisation vorstellt, konnte nur geschehen, weil das System noch funktioniert hat.

Die Frage war am Schluss nur noch: Wie inszeniert man das Ende? Hitler hat sicherlich nicht mehr geglaubt, siegreich aus der Sache rauszukommen. Das hat er andere Leute glauben gemacht. Ich bin überzeugt, dass er seit langer Zeit den Zusammenbruch vorausgesehen hat. Ganz bewusst hat er, mit klarem Blick auf die Historie, seinen Untergang geplant und dafür Sorge getragen, dass die ganze Zivilisation mit in den Orkus gezogen wurde. Hitler hat eine Inszenierung gemacht, und wenn man zynisch sein will, kann man sagen: Dafür war er der beste Regisseur, den man sich vorstellen kann.

Wir haben diesen Film in deutscher Sprache gedreht, mit deutschen Schauspielern und mit einem deutschen Regisseur, ausschliesslich aus eigener Kraft auf die Beine gebracht. Im Ausland wird «Der Untergang» nicht synchronisiert, sondern mit Untertiteln laufen.

Ich finde, es ist an der Zeit, dass wir unsere Geschichte selber beleuchten, mit den Mitteln, die wir zur Verfügung haben. Im Prinzip ist ‚Der Untergang‘ eine Unternehmung, die eigentlich gar nicht geht, weil der Film vom Budget her zu gross ist für einen deutschen Film. Für sein Volumen müsste er an sich international aufgezogen werden mit Stars usw. Es gab schon Alec Guinness und Anthony Hopkins als Hitler, aber unser Film ist authentischer als alle vorherigen: Ein solches Projekt muss aus Deutschland heraus gemacht werden.»

BESETZUNG

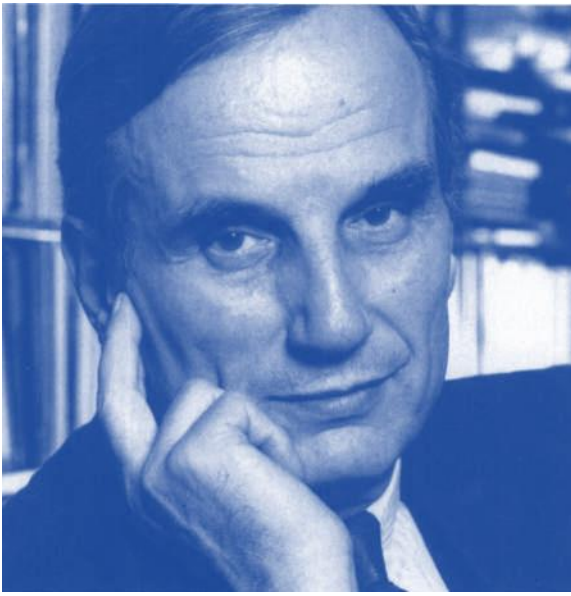
Bruno Ganz	Adolf Hitler
Alexandra Maria Lara	Traudl Junge
Corinna Harfouch	Magda Goebbels
Ulrich Matthes	Joseph Goebbels
Juliane Köhler	Eva Braun
Heino Ferch	Albert Speer
Christian Berkel	Prof. Dr. Schenck
Matthias Habich	Prof. Werner Haase
Thomas Kretschmann	Hermann Fegelein
Michael Mendl	General Weidling
André Hennicke	General Mohnke
Ulrich Noethen	Heinrich Himmler
Birgit Minichmayr	Gerda Christian
Rolf Kanies	General Hans Krebs
Justus von Dohnanyi	General Wilhelm Burgdorf
Dieter Mann	Feldmarschall Wilhelm Keitel
Christian Redl	General Alfred Jodl
Götz Otto	Otto Günsche
Thomas Limpinsel	Heinz Linge
Thomas Thieme	Martin Bormann
Alexander Held	Walter Hewel
Donevan Gunia	Peter Kranz
Bettina Redlich	Frl. Constanze Manziarly
Heinrich Schmieder	Rochus Misch
Anna Thalbach	Hanna Reitsch
Dietrich Hollinderbäumer	Ritter Robert von Greim
Ulrike Krumbiegel	Dorothee Kranz
Karl Kranzkowski	Wilhelm Kranz
Thorsten Krohn	Dr. Stumpfegger

Jürgen Tonkel	Erich Kempka
Devid Striesow	Feldwebel Tornow
Fabian Busch	Obersturmführer Stehr
Christian Hoening	Reichsarzt SS Grawitz
Alexander Slastin	General Tschuikow
Alina Sokar, Amelie Menges, Charlotte Stoiber,	die Goebbels-Kinder
Gregory Borlein, Julia Bauer, Laura Borlein	

STAB

Regie	Oliver Hirschbiegel
Drehbuch	Bernd Eichinger nach dem Buch »Der Untergang« von Joachim Fest und »Bis zur letzten Stunde« von Traudl Junge und Melissa Müller
Produzent	Bernd Eichinger
Herstellungsleitung	Christine Rothe
Kamera	Rainer Klausmann
Szenenbild	Bernd Lepel
Schnitt	Hans Funck
Musik	Stephan Zacharias
Besetzung	An Dorthe Braker
Produktionsleitung	Silvia Tollmann
Kostümbild	Claudia Bobsin
Maske	Waldemar Pokromski, Margrit Neufink
Regieassistentz	Hanus Polak jr.
Spezialeffekte	Die Nefzers
Originalton	Roland Winke
Sound-Design	Stefan Busch
Mischung	Michael Kranz

Eine Produktion der *Constantin Film*
mit Unterstützung der ARD Degeto Film und ORF
in Co-Produktion mit EOS Production und RAI Cinema



Joachim Fest

Joachim Fest, geboren 1926 in Berlin, ist Publizist und Historiker. Ab 1963 war er Chefredakteur des Norddeutschen Rundfunks und von 1973 bis 1993 Herausgeber der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung». 1963 erschien sein Buch «Das Gesicht des Dritten Reiches», 1973 seine grosse Biographie «Hitler», ein in mehr als zwanzig Sprachen übersetzter Bestseller, der zum Standardwerk der historischen Forschung wurde. Für dieses Werk wurde Joachim Fest mit dem Thomas-Dehler-Preis ausgezeichnet. Der gemeinsam mit Christian Herrendoerfer realisierte Dokumentarfilm «Hitler – eine Karriere» (1977), bei der Uraufführung umstritten, wurde ein Kinoerfolg und liegt heute als DVD vor. Zu seinen Buchveröffentlichungen zählen «Die unwissenden Magier. Thomas und Heinrich Mann und die Politik» (1985), «Im Gegenlicht. Eine italienische Reise» (1988, Neuausgabe 2004 mit einem Nachwort von Wolfgang Büscher), «Horst Janssen. Selbstbildnis von fremder Hand» (2001), «Begegnungen. Über nahe und ferne Freunde» (2004) sowie die zeitgeschichtlichen Werke «Staatsstreich. Der lange Weg zum 20. Juli» (1994), «Speer. Eine Biographie» (1999) und «Der Untergang. Hitler und das Ende

des Dritten Reiches» (2002). Fest hat zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen erhalten, den Theodor-Wolff-Preis 1972, den Thomas-Mann-Preis der Stadt Lübeck 1981 und die Goethe-Plakette der Stadt Frankfurt sowie zuletzt 2004 den Eugen-Bolz-Preis für seine Verdienste um die publizistische Aufarbeitung des deutschen Widerstands. Er lieferte mit seinem Buch nicht nur die Vorlage für den Film «Der Untergang», sondern wirkte auch als Berater bei der Produktion mit.

«Geschichtsschreibung kommt ohne Film aus, aber Film nicht ohne Geschichtsschreibung. Der Unterschied zwischen Fiction und Non-fiction ist gar nicht so gross. Ein grosses historisches Buch verlangt nicht viel mehr als ein grosser Roman; Romanciers und Historiker folgen den gleichen Gesetzen.

Bernd Eichinger hat viele erzählerische Elemente meines Buches hervorragend ins Drehbuch übersetzt. Ich war sehr beeindruckt. An ein paar Punkten habe ich Korrekturen erbeten; die Zusammenarbeit war vom ersten Tag an reibungslos auf einer fast freundschaftlichen Basis, obwohl wir uns vorher nicht kannten. Ich hatte gefürchtet, mit seiner grossen Dynamik rollt er einmal über das Buch und rollt es dabei auch ein bisschen platt – doch ganz im Gegenteil: Er hat manche Details herausgearbeitet, andere erfunden. Das sind kleine Eingriffe, die vielleicht für einen Historiker ein bisschen weit gehen, aber im Film absolut erlaubt, sogar geboten sind. Eichinger hat das mit einer ungewöhnlichen Geschicklichkeit gemacht, ich bin voller Bewunderung.»

BILDNACHWEIS

Historische Bilder:

Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: 70, 180; Bilderdienst Süddeutscher Verlag: 20 links, 38, 84, 117, 122, 134, 135, 177, 187, 196; Bundesarchiv Berlin: 82; Margaret Bourke-White, TimePix, intertopics: 194; Keystone Pressedienst: 30, 64, 142; Ullstein Bilderdienst: 17, 20 Mitte, 57, 74, 80, in, 152, 164, 170, 193 Filmfotos: Constantin Film/Jürgen Olczyk: 209 – 403, 426, 431, 437-455, 464; Filmmuseum Berlin – Stiftung Deutsche Kinemathek: 407, 413, 414, 420, 423, 424, 425; Constantin Film: 455; Andreas Pohlmann: 462

Der Herausgeber dankt Bettina Bartl, Ellen Bleckmann und Wolfgang Jacobsen



Am Set: Oliver Hirschbiegel, Bernd Eichinger, Joachim Fest